Ohne Herz.

Ohne Herz

Roman in zwei Bänden.

Von

J. J. Kraszewski.

Deutsch von Wilhelm Goldbaum.

I. Band.

Wien und Teschen, 1884.
Verlag der k. k. Hof-Buchhandlung
Karl Prochaska.

Vorwort des Uebersetzers.

Die Verdeutschung dieses Romans — des letzten, den seit zwei Jahren der greise polnische Dichter vollendet hat — bedarf keiner besonderen Legitimation. Wenn es zu den specifischen Eigenthümlichkeiten des deutschen Geistes gehört, sich lernend und genießend auch der fremden Literaturschätze zu bemächtigen, so steht der Anspruch J. J. Kraszewski's, dabei nicht übersehen zu werden, außer allem Zweifel. Er ist gegenwärtig der glänzendste und — was mehr bedeutet — der charakteristische Vertreter des polnischen Schriftthums, dessen Geschichte überdies in den letztverflossenen Jahren durch einige treffliche literarhistorische Werke der Kenntniß des deutschen Publicums näher gerückt wurde.

Auf dem Manuscripte, das mir zur Verdeutschung vorlag, bezeichnete der Dichter seinen Roman als ein „Zeitbild". Ein solches ist allerdings diese Erzählung in jedem Sinne, da sie der jüngsten Ver-

gangenheit ihre Gestalten entnimmt, so zwar, daß wir in denselben auch dort, wo sie nicht in dem durchsichtigen Gewande historischer Verkleidung einherschreiten, Mitlebende zu erkennen glauben. Das Gleiche gilt von den Oertlichkeiten, in welche dieser Roman uns führt. Nur wird der Uebersetzer und mit ihm der Verleger gerade in dem letzteren Punkte einen Vorbehalt zu machen haben. Kraszewski hat Deutschland und dessen gewaltig aufgeblühte Hauptstadt mit den Augen des Polen betrachtet; hier ist sein Urtheil in hohem Grade tendenziös, seine Schilderung durchaus unzutreffend. Dem Dichter darf das Recht, mit seinen eigenen Augen die Dinge zu schauen, nicht bestritten noch verkümmert werden, aber der deutsche Uebersetzer wie der deutsche Verleger haben die Pflicht, sich davor zu bewahren, daß man ihre Meinung etwa in allen Stücken mit derjenigen des Dichters identificire. Im Uebrigen sei diese Verdeutschung des interessanten Romans, der nach unserem bescheidenen Dafürhalten zu den besten des polnischen Erzählers gehört, dem Wohlwollen des deutschen Publicums vertrauensvoll empfohlen.

Erstes Capitel.

Im dritten Stockwerke eines alten Hauses in der Wallnerstraße herrschte an einem Winterabende zwischen 7 und 8 Uhr ungewohntes Leben. Von Minute zu Minute ging die Glocke, und eine bejahrte Dienstmagd, verkümmert und verdrossen, in vernachlässigten Kleidern, zeigte sich auf der Schwelle, um die Ankömmlinge mit einigen Worten hastig abzufertigen und dann rasch wieder zu verschwinden.

Laufburschen aus Geschäften und Magazinen, welche mit Paketen beladen waren, traten einander auf die Fersen. Drinnen vernahm man Stimmen, deren Klang zwischen Ungeduld und Zorn wechselte, indessen Lichterschein unstät durch die Zimmer huschte.

Nur bisweilen übertönte das Geräusch der Gasse, das in diesem Stadttheile zur Abendzeit ein mäßiges zu sein pflegt, die Unruhe da oben im dritten Stockwerke. In diesem Hause und an dieser Stelle hatte die ungewohnte Bewegung etwas Sonderbares und

Befremdendes, denn die Straße ist sonst so still und beschaulich, wie ein altes Väterchen, dem die Tage in eintöniger Ruhe dahinschleichen. Zu den verwitterten Mauern wollte der Lärm auch ganz und gar nicht passen. Sie gaben dem Hause eine ernste, fast düstere Physiognomie, und waren grau, unmodisch, finster wie die Mauern aller Häuser, welche, an der Wende zwischen dem 17. und 18. Jahrhundert aufgerichtet, nun schon bald sechs Menschenalter auf ihrem Rücken tragen.

Damals war es den Baumeistern bei ihren Rissen und Plänen nicht um Originalität zu thun, sie hielten sich recht und schlecht an die überlieferten Formen, und so paßte auch unser Haus in Styl und Aussehen genau zu den Nachbarhäusern, von denen es im Alter sich wenig unterschied.

Alle standen sie trübe und mürrisch beisammen, in dem gleichen, aschgrauen Gewande, mit den nämlichen zerbröckelten Zierrathen und Gesimsen, in demselben einförmigen Schmucke der steinernen Blumen, Bänder und Säulen.

In solchem Hause konnten dem Anscheine nach nur Leute wohnen, die wenig Licht und Luft brauchen, dafür aber dicke Mauern, welche im Winter warm und im Sommer kühl halten, oder Leute, die ihr Beruf zwingt, im Mittelpunkte der Stadt ihr Heim aufzuschlagen.

Die ungewohnte Bewegung zur Abendzeit, das Geräusch von hastigen Schritten und klappernden Thüren in dem klösterlichen Hause pflanzte die Unruhe auch in die übrigen Stockwerke fort. Verwundert sammelten sich die Dienstboten auf den Treppen und reckten neugierig die Köpfe in die Höhe, um zu erfahren, was da oben der Lärm bedeute.

Drinnen in der Wohnung, welche nur zum Theile erleuchtet war, beschränkten sich die Unruhe und Bewegung auf einen einzigen Raum. Der Salon und das anstoßende Cabinet waren leer und dunkel; aber in dem dritten Gemache stand auf einem Tischchen eine Lampe, auf Commoden und Sesseln brannten etliche Kerzen. Von der Straße aus hatte man bei dem schnell wechselnden Lichterscheine den Eindruck, daß da droben sich Leute ungeduldig hin und her bewegten.

Und so war es in der That.

Das Gemach war zugleich Schlafzimmer und Boudoir. Aber jetzt herrschte darin eine solche Unordnung, war Alles so wüst durcheinander geworfen, daß man sich schwer hätte eine Vorstellung machen können, wie es in gewöhnlichen Zeiten darin aussah. Auf den Sesseln, dem Sofa, dem Tischchen, ja sogar auf der Erde, an dem Ofenschirm lagen und hingen die verschiedensten Frauengewänder, die aus Kästen und Schubladen ausgekramt waren, ganze Roben

und winzige Fetzen, Bänder, Blumen, Handschuhe, Tücher und Schmucksachen.

Weder die Bettstelle mit dem hohen Himmel, noch die zwei Commoden mit den halb herausgezogenen Laden, ja nicht einmal der Holzkorb am Ofen waren leer geblieben, und so konnte man an diesem aus allen Winkeln zusammengetragenen Tand leicht erkennen, daß die Herrin des Gemaches mit sich selbst noch nicht einig darüber war, wie sie sich kleiden werde. Verwunderlich war es also in Anbetracht der vorgerückten Stunde nicht, daß sie ungeduldig umherfuhr und auch ihre Umgebung in athemlose Bewegung setzte. Und war diese Umgebung auch nicht zahlreich, so hastete sie desto fieberhafter durcheinander in dem Schlafzimmer, dessen Physiognomie übrigens keineswegs auf vorhandenen Ueberfluß deutete.

Die verstreuten Putzsachen sahen im Gegentheile wie fremd und fast wie zu vornehm aus im Verhältnisse zu diesem Gemache mit den alten abgenützten Möbeln, die jedenfalls mehr zum Gebrauche als zum Schmucke dienten.

Wer auch nur durch das Schlüsselloch in dieses Zimmerchen hätte hineinlugen können, dem wäre sofort diejenige aufgefallen, um welche sich hier Alles folgsam drehte und bewegte. Es war ein ganz junges Persönchen — so wenigstens hatte es den Anschein — kaum halb angekleidet, in Corsett und Unterrock, mit

einem schön frisirten, von rabenschwarzen Haaren bedeckten Köpfchen, und es betrachtete sich gerade in einem großen, halb zersprungenen Spiegel, der auch sonst nicht mehr übermäßig durchsichtig war.

Und sie konnte wirklich mit dem Bilde zufrieden sein, das ihr der Spiegel zeigte, trotzdem er schon halbblind war. Jeder, der sie in ihrer Selbstbetrachtung erblickt hätte, reizend und wunderbar gestaltet wie eine Statue, hätte entzückt sein müssen.

Denn sie war eines von jenen glücklichen Menschenkindern, welche die Natur für ihren Lebensweg so reich mit Schönheit und Liebreiz ausstattet, als sollte ihnen jeder andere Mangel dadurch ersetzt werden.

Ach, wie schwer ist es doch, ein solches Statuettchen von Tanagra zu beschreiben!

Ja, sie war hinreißend schön, und ihre Schönheit von jener eigenthümlichen, durch und durch individuellen Art, deren besonderer Reiz sich nicht bestimmen noch schildern läßt.

Sah man diese classisch regelmäßigen Züge, die im Fluge einer Secunde sich verändern konnten, ohne doch ihren bestimmten Charakter zu verlieren, so mußte man über die unendliche Mannichfaltigkeit, deren sie fähig waren, erstaunen.

Von dem Köpfchen mit den üppigen, tiefschwarzen Haaren, welche sich widerspenstig gegen Kamm und Bürste auflehnten und von einem Reife zusammen-

gehalten wurden, bis zu den zierlichen Füßchen, welche die bezaubernde Gestalt trugen, war Alles an ihr von idealer Schönheit.

Nicht eine Venus von Milo, aber etwas von einer antiken Psyche oder Hebe war das, bald harmlos wie ein Kind und bald wieder wie ein Kind verwöhnt und eigenwillig. Die Büste, schon voll und entwickelt, jedoch von jugendlicher Anmuth, die beiden schwarzen Augen so tief und beredt, daß sie gewiß auch dort eine Seltenheit gewesen wären, wo diese schwarzen Diamanten ihre Heimat haben. Diese Augen vermochten auszudrücken, was sie wollten, und obgleich in der Regel kühler, überlegener Verstand, mit Hochmuth gepaart, aus ihnen sprach, so konnten sie auch süß und lockend, demüthig, hingebend und fromm sein.

Das ovale Profil, das Kinn und der Mund schienen in ihrer unsagbaren Grazie aus einer antiken Medaille gehoben, und sogar jetzt, da der Mund vom Zorn ein wenig verzerrt war und die Augenbrauen sich finster zusammenzogen, war sie schön wie ein Wunder; nur Milde und Sanftmuth waren in diesem Antlitz nicht heimisch, vielleicht mußten sie jedesmal erst gerufen werden, so oft man ihrer bedurfte.

Wie sie aber nun dastand, mit dem herrlichen, fest zusammengepreßten und halb verzerrten Munde

und den wild blitzenden Augen, war sie keine Hebe und keine Psyche mehr, sondern eher eine von den finsteren, Verderben drohenden Gottheiten. Und jetzt war es auch, wenn man genauer hinsah, leicht zu erkennen, warum Güte und Sanftmuth nicht gewohnt waren, ihre Züge zu verschönen, denn mehr Unruhe als Sympathie, mehr Freudlosigkeit als Huld gingen davon aus, und gezwungen, nicht freiwillig ergab man sich ihrem Zauber.

Sie fühlte sich zum Herrschen geboren, und sie hatte königliche Bewegungen, den Kopf trug sie, als säße darauf ein Diadem.

Unwillig und ermüdet, mit geröthetem Gesichte, auf dem große Schweißtropfen standen, in armseligen Kleidern und schwer beweglich, ging ihr die Dienstmagd zur Hand; sie verzweifelte daran, der Herrin jemals genug zu thun, denn von ihren abgehetzten Mienen seufzte es deutlich genug: „O, wann wird dies enden!“

Außer dieser Magd war noch eine andere Helferin oder Gesellschafterin vorhanden, welche nicht minder verdrossen dreinschaute, doch dabei ironisch vor sich hinlächelte. Sie war von mittleren Jahren, einfach, aber sorgfältig gekleidet; ihr Aussehen, noch immer stattlich, zeigte Spuren früherer Schönheit. Eine Blondine, die fein und ausdauernd geblieben war, trotz ihrer vierzig Jahre, zu welchen sie sich

indessen gewiß nicht aus freien Stücken bekannt hätte. Sie trug den vollen Busen straff, vielleicht ein wenig zu straff geschnürt, und von weitem erschien ihre Gestalt noch schlank und wohlgeformt. Auch auf ihrem Gesichte war von Güte wenig zu lesen, desto mehr aber von List und Verschlagenheit — verhaltenes Feuer und gedämpfte Leidenschaft, Alles nach innen zurückgedrängt, damit es der Welt nicht sichtbar werde, die blaßblauen Augen von scharfem, verständigen Ausdruck, sicher und ruhig, wie es fortgeschrittenes Alter und Erfahrung mit sich bringen.

Die eine Hand in die Seite gestemmt, die andere, welche mit Ringen bedeckt war, auf dem Busen, blickte sie nach dem Fräulein hin, das ungeduldig vor dem Spiegel mit den Füßchen stampfte. Sie schien innerlich des jungen Mädchens zu spotten. Dem schönen Kinde wollte aber auch gar nichts zusammengehen, nichts sich fügen und schicken. Sie ließ sich etliche von den Toilettestücken reichen, legte sie eines nach dem andern vor dem Spiegel zurecht, musterte sie der Reihe nach, indem sie dieselben an sich probirte; dann warf sie alle unmuthig durcheinander.

Die alte Uhr auf dem Kamin, ein geschmackloses Inventarstück aus dem achtzehnten Jahrhundert, von längst schwarz gewordener Bronze, mit eingelegtem Marmor, schlug eben halb 8. Da fing das

Fräulein, glühend vor Zorn, von neuem mit den Füßen zu stampfen an, als wolle sie der eilfertigen Zeit ihre Feindschaft verkünden, und ungestüm rief sie einen Befehl der Dienstmagd zu, welche gern, wenn auch nur für eine kurze Weile, aus der Nähe der ungemüthlichen Herrin sich forttrollte.

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Dann begann lächelnd die ältere der beiden Frauen: „Sei nicht so schlimm, Rolina, mäßige deine Ungeduld, das läßt ja Spuren auf deinem schönen Gesichtchen zurück. Gottlob, du wirst trotzdem noch schön genug sein, um Allen die Köpfe zu verdrehen, aber vor den Leuten solltest du dich ruhiger und heiterer, nicht so jäh und aufbrausend zeigen, es macht dich älter als du bist."

„Ach was!" herrschte das Fräulein mit schneidendem Lachen sie an, indem es ungestüm den Kopf nach der Sprechenden wendete und dann sich sofort wieder dem Spiegel zukehrte, „sei nur ohne Sorge um mich, werthe Frau Balbina. Ihr glaubt noch immer, ich sei ein Kind, das gute Lehren braucht, ich bin kein Kind, ich bin, wie es mir gefällt; ich bin, wie ich sein will!"

„Freilich, freilich," sagte Balbina halb stichelnd, „du bist, wie du sein willst; aber es ist schlimm, wenn man immer erst wollen muß. Du bist, fürchte ich, zu klug und zu berechnend, und der Verstand hat sich schon oft in seinen Rechnungen getäuscht."

Durch die Stimmen der beiden Frauen ging ein scharfer Ton. Sie waren, obgleich sie mit einander leben mußten, sicherlich keine Freundinnen. Es war Kriegsfuß zwischen ihnen, wenn auch die ältere geflissentlich dem offenen Kampfe auswich.

Rolina gab sich nicht zur Ruhe.

„Ich danke dir," rief sie, „daß du deine Erfahrungen an mir erproben willst."

Da blitzte es in den Augen Balbina's wie heißes Gefühl der Rache, aber sie bezähmte sich und sprach ruhig:

„Ich meine es ja gut mit dir."

„Gewiß, zweifellos," höhnte Rolina weiter. „Ihr möchtet mich ja so gern aus dem Hause hinaus haben, und ich wünsche mich selbst aus ihm hinaus. Darin denken wir gleich, völlig gleich . . ." Sie lachte dabei hohl und freudlos . . . „Aber alle Eure Gebete und alle meine Sehnsucht sind vergebens . . . Und doch so gar schwer," setzte sie murmelnd fort, indem Balbina sich beeilte, ihr in das Kleid hineinzuhelfen, „wäre es just nicht, sich aus diesem häßlichen, finsteren Winkel, aus dieser garstigen Armuth, dieser luftlosen Gasse zu befreien, wenn mir der Erstbeste gut genug wäre . . . Ich bin aber für eine andere Welt geboren, und dort ist mein Ziel. Empor muß ich, empor, empor!"

Die letzten Worte hatte sie laut und hastig hinausgeschleudert, ihre ganze Seele lag darin.

Um Balbina's Lippen zuckte es ironisch, und Rolina, welche sich schnell nach ihr hingewendet hatte, bemerkte ihr höhnisches Lächeln.

„Zweifelst du etwa daran?" brauste sie auf,

„Ich? Keineswegs," war Balbina's kühle Antwort. „Nur die Mittel, die du wählst, um dein Ziel zu erreichen, gefallen mir nicht immer."

„So, und welche zum Beispiel?"

„Das habe ich dir schon oft gesagt," sprach phlegmatisch Balbina. „Du bist zu heftig, zu unruhig und auch zu dreist; du drängst dich auf und flatterst nach allen Seiten, das ist kurzweilig, o ja, aber wenn man speculirt, so muß man ruhiger, zurückhaltender, vorsichtiger mit den Leuten umgehen, und dann — bei deiner Schönheit — kommt man schneller ans Ziel. Du hast ja jederzeit mindestens vier oder fünf Anbeter an dir hängen, die sich mit allerhand Hoffnungen schmeicheln."

Rolina unterbrach sie hitzig.

„Bitte, bitte, bekümmere dich nicht, ich brauche keine Vormundschaft."

Dieses erbauliche Zwiegespräch wurde dadurch unterbrochen, daß Rolina den seidenen Rock anlegen mußte, auf welchen noch ein zweiter aus Crêpe zu kommen hatte. Sie kehrte zum Spiegel zurück, und nun erst begann sie mit sich zufrieden zu sein; ihr Auge bekam ein herausforderndes Feuer. Das Kleid gab aber auch

wunderbar ihre Gestalt wieder, und der bloße Arm wie die Büste kamen entzückend zur Geltung. Der Goldschimmer des Stoffes, von Crêpe und Spitzen gehoben, harmonirte trefflich mit ihrer bräunlichen Hautfarbe.

„Du wirst hinreißend sein!" rief Balbina wider ihren Willen, von dem Anblicke bezaubert.

Und ein siegreiches Lächeln Rolina's bescheinigte den Eindruck, den sie sogar auf ihre Widersacherin hervorgebracht. Nun ging Alles rasch vom Fleck. Balbina steckte ihr die feuerrothen Rosen ins schwarze Haar und reichte ihr die Handschuhe mit der langen Reihe von Knöpfchen, welche mühsam vernestelt wurden.

Alles war geschmackvoll ausgedacht und machte eine vornehme Wirkung. Man hätte sehr genau hinblicken müssen, um die tausend kleinen Imitationen und Surrogate zu erkennen, deren die Armuth sich bedienen muß, wenn sie mit dem Reichthum wetteifern und scheinen will, was sie nicht ist.

Die alte Uhr schlug 8, als das Fräulein, fertig und bereit, mit einem letzten Blicke sich im Spiegel musternd, noch ein winziges Uehrchen am Gürtel befestigte und die Camee zurecht rückte, welche das Kleid am Halse zusammenhielt. Dann sank sie müde, aber behutsam, um die Toilette nicht in Unordnung zu bringen, auf einen Sessel. Auch Balbina setzte sich, der Ruhe bedürftig nieder.

Die Dienstmagd, welche längst zurückgekehrt war, räumte hastig die umherliegenden Dinge beiseite und schlich dann, erleichtert aufathmend, hinaus.

Balbina wendete kein Auge von der schweigenden Rolina, deren mürrische Laune noch immer nicht in sonderlicher Uebereinstimmung zu sein schien mit den Kleidern, die sie trug, und mit der Unterhaltung, welche ihrer wartete.

Man hörte nur das Ticken der alten Uhr oder dumpf herauftönendes Wagengerassel von der Gasse.

Da ließ sich im anstoßenden Salon ein langsamer Schritt vernehmen, der sich bedächtig der Thür näherte; dann klopfte es, und eine Männerstimme fragte: „Ist's erlaubt?"

Frau Balbina erhob sich hurtig vom Sessel, eilte zur Thür und rief fröhlich: „Nur herein! Wir sind heute rechtzeitig fertig."

Und die Thür ging behutsam auf, um einen Mann einzulassen, der trotz der Uniform und etlicher Kreuze auf der Brust eine gewisse Schüchternheit nicht zu verbergen vermochte.

Er war schon vorgerückt an Jahren, das kurz geschnittene Haupthaar war grau, das Gesicht braun und runzlich; Rechtschaffenheit und Gutmüthigkeit sprachen aus seinen Mienen. Mit seinen hellen kleinen Aeuglein, dem aufgedrehten Schnurrbart, der niedrigen, gefurchten Stirn, dem breiten, herabhängenden Munde,

dem widerborstigen Haarwuchse hätte er fast einen komischen Eindruck hervorgebracht, wie ein Nußknacker, wenn nicht Milde und Resignation seine Züge veredelt hätten.

Trotz seiner Jahre hielt er sich aufrecht und militärisch stramm, nur etwas Scheues und Verzagtes war in seinen Bewegungen. Man merkte, daß er sein ganzes Leben in soldatischer Disciplin mit schweren, wenig lohnenden Anstrengungen verbracht hatte; es lag eine gewisse Trauer — nicht von heute, sondern von lange her — in den kleinen Augen unter den schlaff niederfallenden Brauen.

Mit einem Blicke voll Liebe und Bewunderung maß er die schöne Rolina, welche kurz, fast abweisend seinen Gruß erwiderte.

„Schön wie ein Engel, wie ein Engel," stieß er freudig heraus, während sie ihm nicht einmal den Schatten eines Lächelns gönnte. Sie blieb unruhig und in sich gekehrt. Balbina, welche seitwärts saß, zuckte leicht mit den Achseln. Schön, wundervoll schön war ja das Mädchen, aber engelschön, wie der Alte meinte, war es nicht; es wäre denn, wie ein Engel, der wild durch die Welt fliegt, um sie zum Kampfe herauszufordern.

„Du bist ermüdet," fuhr der Alte mit einschmeichelnder Stimme fort, um sie nicht zu verdrießen. „Aber du darfst auch mit uns und mit dir zufrieden

sein, Alles geht dir nach Wunsch, wir sind zur Fürstin eingeladen, und du sollst in ihrem Liebhabertheater mitwirken, da wirst du ihnen Allen die Köpfe verrücken."

Rolina machte mit den kleinen Händen eine geringschätzige Bewegung. „Bah! Dir, Vater, erscheint das schon als das Höchste, was wir träumen und erreichen können; mir, mir ist es blos die Schwelle, über die ich vorwärtskommen will." Dabei klappte sie trotzig die Hände ineinander.

„Nun ja, wenn die Welt dich zu würdigen verstünde," nickte selbstgefällig der Vater, „dann würde man dich auf den Händen emportragen, und später oder früher, wenn sie meine süße Rolina erst verstehen lernen, heute schon, ja heute, wirst du Aufsehen machen, man braucht dich nur anzublicken."

Das Mädchen, dessen Gedanken anderswo schweiften, hörte kaum auf den Vater, der sich zur Uhr wendete, da er keine Antwort erhielt.

„Es ist schon 8 Uhr!" rief er erschrocken.

„In 20 Minuten sind wir im Palais der Fürstin, selbst mit dem abscheulichen Karren, in den ich hinein muß," gab Rolina herb zurück. „Zu zeitig brauchen wir nicht zu kommen. Um 9 Uhr ist Beginn, und es schadet nichts, wenn man sich ein wenig verspätet."

„Aber wegen des Theaters! Man wartet vielleicht auf dich," murmelte besorgt der Alte.

„Nein, nein. Ich brauche meine Toilette nicht zu ändern, ich spiele so, wie ich hier bin. Um 9 Uhr fahren wir, dann ist es Zeit."

Der Vater nickte nur folgsam wie immer.

„Dann erlaubst du wol, daß ich meine Cigarre zu Ende bringe, ich werde den ganzen Abend nicht rauchen können."

Die Tochter erwiderte nichts, und leise schlich der alte Soldat hinweg.

Frau Balbina hielt noch immer ihre kalten Augen fest auf das Mädchen gerichtet.

„Du solltest heiterer sein," begann sie wieder in dem früheren ironischen Tone, „da du so vielen deiner Anbeter begegnen wirst. Heute darfst du keinen von ihnen dir entfremden, mußt du Alle an dich fesseln."

Rolina warf ihr einen feindseligen Blick zu.

„Immer dasselbe Lied. Ihr mißgönnt mir auch die paar Anbeter. Glaubst du, daß ich, das unerfahrene Geschöpf, sie nicht festhalten kann? Andere brauchen es freilich nicht zu wissen, daß ich 23 Jahre bin, aber du weißt es, du hast mich erzogen. Ich bin nicht mehr so unerfahren."

Ein wildes Lachen begleitete die letzen Worte.

„Aber, liebe Rolina," flüsterte Balbina ihr mit einem unbeschreiblichen Tone zu, indem sie sich zu ihr hinüberneigte. „Liebe, liebe Rolina, Alles, was ich spreche, legst du übel aus, und ich sorge und

bange doch um dich von ganzem Herzen. Was du Erfahrung nennst, das eben schreckt mich. Schon 23 Jahre und schön und klug und — nichts erreicht."

Stürmisch schnellte Rolina vom Sessel auf; ihre Augen brannten.

„Ist es vielleicht meine Schuld, daß ich das Opfer dieses„ — sie zeigte auf die Thür, durch die der Vater hinausgegangen war — „dieser trostlosen Lage, dieser Armuth und Niedrigkeit bin? Wären wir überhaupt etwas ohne mich und ohne mein Dazuthun? Einem elenden Beamten müßte ich nachlaufen oder einem Soldaten ohne Zukunft, wie er! Wer würde uns denn einladen, wenn ich nicht wäre? Diese fünf Jahre waren keine verlorenen . . ., nein, nein, ich werde vorwärtskommen, aber vorher muß ich aus diesem häßlichen Loch heraus, in das des Vaters Trägheit mich bannt. Sein Lebelang," knirschte sie heftig, „ist er Oberstlieutenant gewesen, als Oberst wurde er entlassen. So viel unnütz verbrachte Zeit! Er konnte, er wollte sich nicht hinaufarbeiten; an seiner Apathie ist er zu Grunde gegangen. . . . Und diese lächerliche Liebhaberei für alten Tand, der er Alles, selbst mich opfert . . ., ja, selbst mich!"

„Du bist ungerecht gegen den Vater," mahnte Balbina. „Er ist der beste Mensch von der Welt. Das ist das Einzige, was ihn unterhält und zerstreut. . . Du bist eine garstige Egoistin."

„So, Egoistin? Und er, wird er denn nichts davon haben, wenn es mir gut geht, wie? Er will für mich nichts thun, ganz und gar nichts. Heute . . . daß er mich zur Fürstin führen muß, das beklagt er sicherlich in der Seele, ich weiß, es ist ihm ein Opfer."

Balbina schüttelte den Kopf. „Armer Oberst," seufzte sie, „wenn er sein Leben für sie hingäbe, sie wüßte ihm keinen Dank."

Rolina hörte nichts mehr, sie wollte nichts hören. Sie stand schon wieder vor dem Spiegel und musterte sich von allen Seiten, wobei ein muthwilliges Lächeln um ihre Lippen spielte. Ihre Gedanken wanderten einen andern Weg. „Heute," plauderte sie erwartungsvoll, „heute zwinge ich sie Alle, den kleinen, scheuen, verliebten Prinzen, der mich mit seinen schönen Augen anseufzt, und den Grafen, der so selbstbewußt den Lebemann spielt . . . Und auch den Franzosen, der mir an den Fingern zappeln würde, wenn es sich nur lohnte, ihn einzufangen . . . Nein, nein, der hat Schulden und eine alte Gräfin, mit der er nicht brechen kann . . . Es ist keine Zukunft an seiner Seite. Der Spanier aus Amerika . . . Freilich, die Millionen, die er besitzen soll, machen ihn schön, trotz seines häßlichen, wilden, thierischen Aussehens" . . . Sie unterbrach sich plötzlich und schwieg.

„Du hast, scheint mir, noch nicht Alle aufgezählt," warf Balbina hin.

„O nein,“ lachte Rolina, die Perlenzähne zeigend, „aber die Uebrigen treffe ich bei der Fürstin nicht. Andere Cirkel, andere Anbeter.“

„Und du verstehst sie trefflich an der Nase herumzuführen, was?“

„Wozu sind sie denn vorhanden? Sind sie nicht belohnt genug, wenn ich sie anlächle, ihnen die Hand gebe?“

„Aber das Herz . . .“

„Das Herz! Das Herz! Hab' ich ein Herz? Ich weiß es nicht. Werde ich je ein Herz haben? Wen ich nicht brauche, der ist mir gleichgiltig, das sage ich gerade heraus. Bisweilen, ach ja . . . da ist es mir, als ob ich etwas empfände . . . ein neues Gesicht, ein neuer Mensch, Schönheit, Jugend . . . Dann möchte ich sinnen und träumen, als ob ich verliebt wäre. Aber es dauert nicht lange, das Räthsel ist bald gelöst, und ich bin wieder kühl, unempfindsam. Ihr wißt es ja, denn vor euch habe ich es nie verschwiegen, daß ich hoch und großartig hinaus will . . . ein glänzender Name und Millionen. Und kann es der Name nicht sein, die Millionen muß ich haben! . . Ich schäme mich der Armuth, ich ertrage sie nicht . . . Dieser Schein des Ueberflusses, den wir mit tausend Entbehrungen erkaufen müssen, oh, das ist fürchterlich! 23 Jahre! Noch habe ich Zeit, aber bald . . .“

Balbina lächelte unmerklich vor sich hin.

„Du solltest nicht bis zum letzten Augenblicke warten,“ sagte sie, „der erstbeste Millionär, der dir begegnet . . .“

Das Mädchen blieb stumm. Nach einer Weile erst setzte es kokett wieder ein:

„Es ist amüsant, ringsum diese Verliebten, Sehnsüchtigen, Bänglichen, dieses Athmen von Leidenschaft und Aufregung, und ich in ihrer Mitte kalt, ungerührt, herrschend. Ich lache ihrer in meinem Innern, und wenn du es wissen willst, ich sehe schon immer im voraus, wie solch eine Leidenschaft endet; ich könnte vorhersagen, was Einer zu mir sprechen, was mein Händedruck, mein Blick zuwege bringen wird.“

„Nur Blick und Händedruck?“ warf Balbina boshaft dazwischen.

„Was noch sonst?“ schrie Rolina rauh zurück. „Und wenn? . . . Ich weiß, was ich zu thun habe, wenn ich Jemanden anziehen oder abstoßen will; du kannst ganz ruhig sein.“

„Man darf aber den Lohn für Ritterdienste nicht verschwenden.“

„Lehre mich nichts,“ trotzte Rolina, „ich bin meiner gewiß, und wenn ich am Rande des Abgrundes stehe, des Abgrundes, wie du ihn dir denkst, ich stürze nicht hinein.“

Dabei lachte sie selbstbewußt.

„Glück auf,“ brach Balbina kalt das Zwiegespräch ab, und auf die Uhr blickend, sprach sie kurz: „Es ist bald Neun.“

In diesem Augenblicke erschien auch der Oberst auf der Schwelle, den Handschuh zuknöpfend.

„Vorwärts!“ rief er. „Hülle dich nur ordentlich ein; auf dem Heimwege, wenn du erhitzt bist, könntest du dich leicht erkälten. Es ist feuchtes Wetter.“

Und Balbina, obzwar nicht eben liebreich gegen die Andere, beeilte sich, sie in warme Ueberkleider zu hüllen. Rolina ließ es sich gefallen, ohne einen Blick des Dankes dafür zu haben, im Gegentheil, sie rückte ungeduldig hin und her und stieß die Andere beinahe von sich.

Der Vater, Frau Balbina, die Dienstmagd, Alle umringten, bewunderten, bedienten sie wie ein Königskind.

Frau Balbina begleitete sie zur Thür. Auf der Schwelle, als Rolina bereits die ersten Stufen hinabstieg, wendete der alte Oberst sich rasch noch zur lächelnden Balbina zurück und drückte ihr verstohlen einen Kuß auf die Lippen. Dann mit einem Blicke voll Haß und Verachtung sah von dem obersten Treppenabsatze Frau Balbina der langsam niedersteigenden Rolina nach. Die Dienstmagd, welche an ihrer Seite geblieben war, athmete auf. „Gott sei Dank,“ murmelte sie, „daß es endlich vorbei ist und daß nicht öfter Feste bei der Fürstin sind.“

Zweites Capitel.

Die Soiree der Fürstin Mathilde von Trauenstein verursachte in gewissen Kreisen der Hauptstadt eben so viel unruhige, erwartungs- und geräuschvolle Conversation, wie es die Vorbereitungen der schönen Rolina in dem alten Hause auf der Wallnerstraße gethan hatten.

Die Fürstin, obgleich zur höchsten Aristokratie gehörig, war wegen ihrer Originalität und ihrer Phantasie bekannt, der sie trotz ihrer Stellung in der Welt gern die Zügel freigab. Sie war eben nicht wie jede erstbeste Fürstin, und wenn sie Gäste empfing, so war es nicht einer von jenen frostigen, officiellen Abenden mit dem hergebrachten Buffet, dem bischen Tanz und Musik und glatter Conversation, deren Verlauf man vorhersagen kann und die man müde, abgespannt, gelangweilt verläßt.

Die Fürstin war eine Künstlerin und hatte als solche ein wenig von dem heißen Blute und den Gewohnheiten der Bohème. Ihrem Haupte, das stets von phantastischen Einfällen voll war, wurde die ernsthafte Fürstenkrone nicht selten zu schwer, und sie warf dieselbe in die Ecke, so oft sie nur konnte.

Ihr kleines Palais hatte just um diese Zeit ein Stück seines Reizes verloren, denn der Garten hinter demselben war — nicht gerade aristokratischem Brauche entsprechend — verkauft und zu Baustellen parcellirt worden. Aber eine Soiree bei der Fürstin war nichtsdestoweniger eine Art Ereigniß, das man vor- und nachher in der vornehmen Gesellschaft eifrig besprach. Wer eine Einladung zu gewärtigen hatte, hielt sich für einen Bevorzugten, denn nur Wenigen ward dieses Glück zu theil. Viele, die sich darum bewarben, mußten sich mit einem höflichen Refus bescheiden. Die mäßigen Räume hätten in der That auch die Hälfte derer, die sich herzudrängten, nicht zu fassen vermocht.

Das Verlockendste an der heutigen Soiree war zweifellos die angesagte theatralische Dilettanten-Vorstellung in französischer Sprache, an welcher sich die Fürstin selbst in einer Soubrettenrolle betheiligen sollte. Sie excellirte in derartigen Leistungen, und in Wien ist dies auch für eine Fürstin keine leichte Sache.

Die schöne Rolina, deren Vater, der Oberst v. Maholic, sich mitnichten weitreichender aristokratischer Beziehungen berühmen konnte, wäre des Glückes, zu einer Soiree der Fürstin eingeladen zu werden, nimmer theilhaftig geworden, wenn sie nicht so ungewöhnlich schön, so überaus gewandt und auch ein wenig für das Theaterspielen begabt gewesen wäre. Sie hatte so klug manövrirt, daß die Fürstin auf sie aufmerksam

geworden war, und wie alle Uebrigen an ihrem beherzten Witz und ihrer lustigen Unbefangenheit Gefallen gefunden hatte. Die Fürstin selbst, die niemals schön gewesen war und nur durch ihre Beweglichkeit, sowie durch einen gewissen aristokratischen Cynismus sich bemerkbar machte, war auf Rolina's Schönheit nicht neidisch, sie fand das Mädchen interessant und anziehend. Bei den Proben hatte Rolina sich so vortrefflich in die Partien, welche ihr in den beiden kleinen Proverbes zugefallen waren, hineingefunden, daß sie flugs von der Fürstin für deren Liebhaber-Theater acquirirt worden war. Und das war für das arme Oberstentöchterlein eine gar große Ehre. Denn in den beiden Stückchen spielten außer der fürstlichen Soubrette der jugendliche Prinz Rudolph v. Hoh-Winterburg, zwei Grafen, darunter ein ungarischer, ein französischer Marquis und eine sehr hochgeborne Dame.

Es begreift sich also, daß Rolina, während sie sich zu dieser Soiree angekleidet hatte, so ungeduldig und zerstreut, so ruhelos und stolz und heftig gewesen war. Dieser Abend konnte für ihre ganze Zukunft entscheidend werden. Sie wollte unwiderstehlich, hinreißend sein, und sie zitterte, daß ihr der Preis all ihrer Träume und Entwürfe durch einen schnöden Zufall entrissen werden könnte.

Neben den großen Neubauten, die in Wien so rasch aus der Erde gewachsen sind, nahm sich das

kleine Palais der Fürstin von Außen grau und unscheinbar aus, aber im Innern zeigte es, wie seine Herrin, eine originelle und eigenartige Physiognomie, eher wie der Sitz einer Pariserin als einer Wienerin, einer Künstlerin als einer Fürstin; Sarah Bernhardt hätte darin wohnen können, wenn sie mit der Fürstenkrone auf die Welt gekommen wäre.

Da war nichts Ernstes und Steifes, was etwa an vergangene Zeiten erinnert hätte. Die Mode führte die Herrschaft, und selbst die Phantasie war ihr unterthan. Und so hatte denn auch die Mode als die mächtige Königin, welche in Paris ihren Thron hat, diese kostspieligen Kleinigkeiten, dieses Bric-à-brac von Porcelan und Bronzen, von trefflichen Imitationen der Antike, von seltenen und seltsamen Curiositäten in dem Palais der Fürstin zusammengespeichert.

Dabei mangelte es etwa nicht an jenen Dingen, welche unumgänglich sind in der großen Welt, an livrirten Lakaien und Kammerdienern, an einem Portier in vergoldeter Uniform, an Treppen, die ein ganzer Wald von Blumen bekränzte; nur eben jene steife Würde, welche in anderen aristokratischen Häusern den Gast beengt, war hier verbannt, und demgemäß war auch die Gesellschaft, welche diese Räume belebte, nicht lauter Vollblut. Neben den Sprößlingen der ältesten Geschlechter, neben Diplomaten, hohen Staatsbeamten und allerhand Excellenzen tummelten sich

Leute von jüngstem und unaussprechlichem Adel, Erscheinungen, denen man anderswo kaum begegnete, Gestalten, die sozusagen nach den Coulissen, nach Oel, Leim und Farbe rochen.

In dem ersten Saale machte die Fürstin selbst die Honneurs. Von dem Fürsten sah und hörte man nichts. Sie that es mit großer Lebhaftigkeit, mit lauter Stimme, und manchen Gast empfing sie mit hellem, ganz und gar nicht ceremoniösem Lachen. Klein, behend, mit feurigen Blicken und umgebundenen Bewegungen erinnerte sie selbst in diesem feierlichen Augenblick an eine Tänzerin oder an eine Soubrette. Ihre Gestalt war schmiegsam und gefällig. Heute zeigte sie eine besonders übermüthige Laune, als wäre sie eines ungewöhnlichen theatralischen Erfolges im voraus gewiß. Wie Funken stoben die witzigen Wendungen von ihren Lippen, und ihr muthwilliges Lachen wirkte ansteckend auf Alle, welche sich ihr näherten.

Als die schöne Rolina den Saal betrat, wendete sich ihr fast geräuschvoll die allgemeine Aufmerksamkeit zu. Es war ein sensationeller Effect, den ihre Erscheinung hervorbrachte. Sie sah jünger aus, als sie war, bescheiden und doch von naiver Sicherheit, anziehend und räthselhaft. Mit ihrem Debüt konnte sie zufrieden sein, denn alle Augen waren auf die schöne Unbekannte gerichtet, welche von diesem Momente an zur großen Welt gehörte.

Man flüsterte, beobachtete und horchte, man drängte sich, um sie in der Nähe zu sehen. Selbst eine ideal schöne Blondine, eine frische, duftige Comtesse, welche nach ihr eingetreten war, vermochte sie nicht mehr in den Hintergrund zu drängen.

Rolina wurde von den Damen, welche, wie sie, in der Theatervorstellung mitzuwirken hatten, in die Mitte genommen, während der vereinsamte Oberst Maholic im Gewühle verschwand. Er galt im eigenen Hause nicht viel, wie hätte er hier irgend Jemandem auffallen sollen, wo so viele charakteristische Gestalten sich durcheinander drängten? In seiner alten Uniform mit den fadenscheinigen Ordensbändchen und den gewaschenen Handschuhen verrieth er so deutlich den untergeordneten Rang, den er in der Gesellschaft einnahm, daß zwischen ihm und seiner Tochter ein Abgrund zu klaffen schien.

Bald waren die Säle von Gästen angefüllt, zumeist von solchen männlichen Geschlechtes. Frauen waren verhältnißmäßig wenig vorhanden. Was Wien an Berühmtheiten besaß, war hier zu finden, daneben aber auch jene mysteriösen Gestalten, welche von sich reden machten, ohne daß man sie eigentlich kannte. Mit funkelnden Sternen und wunderlichen Orden schritten Leute einher, deren Mienen ebenso schwer zu enträthseln waren, wie ihre Decorationen. Man vermochte sich durch diese bunte Menge kaum hindurch

zu drücken; sich in derselben zu orientiren, war nur im Stande, wer in dieser Welt oder Halbwelt heimisch war.

Lebhafte Unterhaltung, von lautem Gelächter unterbrochen, erfüllte die Räume.

Man war voll Erwartung.

Selbst die reich besetzten Buffets, die man durch die offenen Thüren der Seitensäle erblickte, lockten Niemanden an. Die Spannung war zu groß. Das Hauptstück des Abends war das Theater, und man zweifelte nicht, daß die Fürstin in ihrer Soubrettenrolle unvergleichlich sein werde.

Daß sie freiwillig sich in eine Soubrette verwandeln und in die ihr so wenig geläufige Metamorphose sich hineinleben konnte, darin erblickte man ein Zeichen nicht blos ihres ungewöhnlichen Talentes, sondern auch ihres ungewöhnlichen Muthes.

Mit Ungeduld wartete man der nächsten Viertelstunde.

Inzwischen verschwand die Herrin des Hauses, und allmälig hatten auch jene Gäste sich entfernt, welche in den beiden Stückchen mitzuwirken hatten. Die Spannung steigerte sich. Diplomaten, welche unter den Gruppen umherstanden, erzählten von den großen Erfolgen der Fürstin in Paris und Compiégne, und als die Thüren des Saales, in dessen Tiefe die kleine Bühne errichtet war, sich öffneten, da drängte Alles ohne Rücksicht auf vornehme Zurück-

haltung und Courtoisie so ungestüm nach vorne, daß man in der Sonntagsvorstellung eines Vorstadttheaters zu sein glaubte. Man ließ kaum die Damen zu den vorderen Plätzen hindurch, denn Jeder wollte der Bühne möglichst nahe sein, um nichts von dem Schauspiele zu verlieren.

Gewiß, es steckt viel Witz und Heiterkeit in der lustigen Wiener Posse, aber mit dem französischen kann der deutsche Witz sich nicht messen. Im Volkscharakter liegt ein gewisser Ernst, eine Neigung zu tieferer Erkenntniß des Daseins auch in dessen komischesten Aeußerungen, während der Franzose, Dank seinem Temperamente, auch die ernstesten Dinge gern auf die leichte Achsel nimmt. Deßwegen bleibt der deutsche Schriftsteller, auch wenn er sich noch so frei bewegt, hinter dem französischen zurück, der keine Grenzen kennt, und selbst dem Schmerze eine erheiternde Seite abgewinnt.

Deßwegen ist aber auch die französische Schauspielerin im lustigen Genre unvergleichlich. Für sie gibt es keine zwingende Wahrscheinlichkeit, keine Rücksicht auf unterscheidende Merkmale der Charakteristik. Rien n'est sacré pour un sapeur. Das Lachen ist die Hauptsache, und um seinetwillen wird Alles verziehen.

Die von der Fürstin getroffene Auswahl der Stücke war ebenso ungenirt als gelungen. Es sollte

gelacht werden, und darum kam der etwas lockere Inhalt der beiden dramatischen Kleinigkeiten nicht in Betracht. Die Wirkung war aber auch eine unerhörte, phänomenale. Der Saal erdröhnte vom Applaus, von schallendem Gelächter und nicht endenden Beifallsrufen. Selbstverständlich kam dabei auf die Rollen der Soubrette, obschon sie anscheinend untergeordnet waren, der Löwenantheil. Aber daneben bezauberte Rolina als Naive durch ihre Schönheit, ihr resolutes und entschiedenes Spiel das gesammte Auditorium.

Die Fürstin hätte zum Neid Veranlassung gehabt, wenngleich sie schließlich den Sieg über die junge Rivalin davontrug.

Die beiden Frauenrollen, mit wahrer Meisterschaft durchgeführt, stellten die männlichen Acteure vollständig in Schatten, trotzdem auch diese ihren Aufgaben durchaus gerecht wurden.

Rolina, welche den Eindruck ihres Spieles genau beobachtet hatte, konnte zufrieden sein. Ein Blick auf das enthusiasmirte Parterre mußte ihr zeigen, daß dieser Abend kein verlorener für sie war.

Sie spielte mit großer Hingebung und Aufmerksamkeit, aber dabei streiften ihre Augen durch den ganzen Saal und nichts entging ihnen. In den Zwischenpausen bemerkte sie, durch den Vorhang lugend, wie ihrem Vater, der, den Meisten unbekannt,

in einer dunkeln Ecke stand, sich jüngere und ältere Herren vorstellten, wie man ihn beglückwünschte, ihm verbindliche Schmeicheleien sagte, nachdem man noch vor einer Stunde den simpeln, pensionirten Soldaten kaum beachtet hatte.

„Nun ist man doch etwas,“ murmelte sie, während abgerissene Wendungen des Gespräches von unten zu ihr heraufdrangen. . .

„Wer ist denn nur diese bildhübsche, schwarzäugige Naive?“ fragte ein alter Diplomat einen jener Lebemänner, deren Beruf es ist, Alles zu wissen und über Alles zu sprechen.

„Eine Perle, welche die Fürstin im Kehricht aufgelesen hat,“ erwiderte der Allwisser. „Ein armes obscures Mädchen, die Tochter eines ausgedienten Militärs. . . Aber sie soll sehr sorgfältig erzogen und ungewöhnlich begabt sein.“

„Jedenfalls ist sie auffallend schön. . . Warum versucht sie ihr Glück nicht auf der Bühne?“

„Oh, ihr Vater ist Oberst. Dort der Mann mit den Kreuzen auf der Brust. . “

An einer andern Stelle unterhielt man sich gedämpfter.

„Sie ist aber nie und nirgends zu sehen.“

„Doch, doch, im Stadtpark, im Prater. Sie versteckt sich durchaus nicht. Sie ist sogar keineswegs schüchtern.“

„Weſſ' Standes iſt ſie?“

„Eine Oberſtenstochter; er hat, glaube ich, ein Kreuz, das den Adel verleiht. . . .“

„Vermuthlich ein Dalmatiner. Der Name klingt wie aus Trieſt.“

„Maholic.“

„Ein unbedeutender Mann; er ſammelt alte Scherben. Seine Frau war eine Franzöſin. Die Tochter hat von ihr das Blut. . . .“

„Er iſt längſt verwitwet. Die Erziehung der Tochter muß ihn viel gekoſtet haben, und ſein Sammeltrieb macht ihn noch vollends zum Bettler . . .“

„Ich ſah ſie mitunter im Theater. Ihre Schönheit hat mich immer frappirt. Dieſer eigenthümliche Reiz und dieſe Augen . . .“

„Das Füßchen, das Händchen, die Taille, Alles iſt herrlich, ſie ſcheint mir nicht älter als Zwanzig.“

„Ja wol, jung ſieht ſie aus, aber die Augen — die ſind alt.“

In einer dritten Ecke pries man die Schönheit ihres Geſichtes. Ein berühmter Künſtler demonſtrirte den Zauber ihrer Büſte und ihrer Bewegungen. Die Herren ſchwärmten für ihr Spiel und ihre Anmuth, die Damen muſterten ſie ſchweigend mit ihren Lorgnetten und ſpähten nach Flecken und Fleckchen. Sie fanden aber nur das Eine zu tadeln, daß ſie zu dreiſt und zu ſelbſtbewußt ſei.

Der Oberst Maholic, welcher sich in dieser Gesellschaft von Fürsten, Grafen und Baronen, von Excellenzen, von gewesenen und künftigen Ministern recht gering vorkam, mußte unaufhörlich sich verbeugen, Hände drücken und Fragen beantworten. Er war halb glückselig und halb bekümmert; er dachte bereits daran, welche Folgen der heutige Abend haben könnte, und dabei stand ihm seine bescheidene Wohnung im dritten Stockwerk vor Augen. Für sich selbst hoffte er von dieser Welt nichts, für seine Rolina fürchtete er von ihr Alles. Freilich hatte diese Furcht während der letzten Jahre sich erheblich vermindert; er glaubte an seine Tochter und hatte die Zuversicht, daß ihr Stolz und ihre Klugheit sie vor jedem Fehltritte bewahren würden. Dennoch waren ihm diese Gedanken unheimlich. . . Das Vaterherz zitterte für seinen Schatz.

Die Tochter hörte nicht auf ihn, sie fragte ihn nie um seine Meinung oder seinen Willen. Mit Balbina, von der sie erzogen war, trieb sie unbarmherzig ihr Spiel. Sie berieth sich nur mit sich selbst und hatte ihren eigenen Willen. Oft ging sie allein vom Hause fort, kehrte spät zurück, machte stundenlange Spaziergänge, ließ sich von Herren begleiten, nahm Bouquets an, schrieb und empfing Briefe. Und diese unbeschränkte Freiheit wurde ihr absolut nicht gefährlich.

Der Oberst hatte volles Vertrauen zu ihr, aber dennoch pochte sein Herz. Trotz ihrer Klugheit und trotz der ungewöhnlichen Gewandtheit, mit der sie sich das Leben zurechtlegte, waren die Jahre dahin geflossen. An Hofmachern hatte es ihr nicht gefehlt, aber keiner, auch wenn er auf Tod und Leben verliebt geschienen, hatte sich dem Obersten erklärt. Wenn der Vater sie schüchtern fragte: „Wann wirst du denn ausfliegen, mein Täubchen?", so antwortete sie ohne lange Ueberlegung:

„Pah, den Erstbesten hätte ich längst haben können, aber, cher papa, ich will höher hinaus; ich habe Ehrgeiz, großen Ehrgeiz. Diese Herrchen taugen dazu, Bonbonnièren und Blumen zu bringen, kleine Aufträge zu besorgen, aber für den Altar, zur Ehe . . ."

Dann schüttelte sie das schöne Köpfchen und brach mit einem spöttischen Gelächter ab.

Während der Oberst, so gut er konnte, der Fragen der Gratulanten und Schmeichler sich erwehrte, war Rolina zuerst hinter dem Vorhange, dann in dem anstoßenden Gemache von den aristokratischen Dilettanten, welche mit ihr zusammen Comödie gespielt hatten, und von den Gästen, welchen der Zutritt von der Fürstin gestattet war, umlagert.

Diese, welche Alles mit scharfem Blicke übersah und die Menschen genugsam kannte, um sie nach jeder Bewegung und jedem Worte zu beurtheilen, gewahrte

erst jetzt, da Rolina sprühend einen ganzen Kreis belebte, wie merkwürdig gewandt und wie ganz und gar nicht naiv dieses Mädchen war. Sie selbst hatte sich bisher von ihr täuschen lassen, und sie allein durchschaute an diesem Abende das Oberstenkind.

Hinter den Coulissen befanden sich just jener junge, hübsche, feingeartete Prinz von Hoh-Winterburg, außer ihm der Baron St. Foix, französischer Botschaftsrath, Graf Almasy Sandor und etliche andere Herren.

Schon früher bei den Proben hatte die Fürstin bemerkt, daß der kaum zwanzigjährige Prinz Rudolph mit dem Feuer eines Studenten sich Rolina genähert hatte, welche ihn angelächelt, geneckt und lebhaft mit ihm kokettirt hatte.

Jedoch mit gleicher Freundlichkeit und nicht weniger verführerisch, wenn auch anscheinend naiver, hatte sie mit dem französischen Baron verkehrt, welcher ebenfalls für sie Feuer gefangen hatte. Auch Graf Sandor war ihr nicht entschlüpft und starrte wie bezaubert in ihre schönen Augen.

An alledem war nichts Erstaunliches. Aber die Geschicklichkeit, mit welcher Rolina alle Drei an sich zu fesseln, zu reizen, anzulocken, fernzuhalten und wenn es ihr paßte, wieder herbeizulootsen, Jedem von ihnen die Gewißheit einzuflößen wußte, daß er der Bevorzugte sei, diese Geschicklichkeit war allerdings eine bedenkliche Sache.

„Sollte diese Naivetät," fragte sich die Fürstin, „nichts als ein großmüthiges Geschenk der Natur sein, oder ist sie nicht vielmehr eine bewußte, wohlberechnete Maske?"

Am zudringlichsten geberdete sich der unerfahrene Prinz Rudolph, welcher wol zum erstenmale in seinem Leben ein solches Mädchen sah, dem auch ältere Männer schwer widerstehen konnten. Seine Schüchternheit verwandelte sich mitunter in Aufdringlichkeit, und Rolina vermochte sich nur mühsam seiner zu erwehren. Nur wenn sie in den Augen des Barons St. Foix das dunkle Feuer der Eifersucht gewahrte, schickte sie den Jüngeren mit irgend einem Auftrag von dannen.

Mit St. Foix verkehrte sie ungekünstelter. Wenn er sich gar zu lange in ihrer Nähe aufhielt, bemerkte sie ihm, es sei nicht nöthig, daß die Leute sich über ihren Verkehr überflüssige Gedanken zu machen hätten. Dann neigte sich der Baron zu ihr, raunte ihr etwas ins Ohr, empfing eine Antwort und ging befriedigt weiter. Es verletzte ihn gar nicht, daß bald darauf Rolina sich dem Grafen Sandor näherte, mit ihm über die Vorstellung sprach und ein Stelldichein verabredete.

Graf Sandor war nicht mehr in der ersten Jugend, aber er hatte ein feuriges Temperament. Die Fürstin kannte ihn genau, denn er war ihr Vetter, und rasch trat sie in ihrem Soubretten-Costüm an ihn heran, indem sie ihm mit dem Finger drohte.

„Aufgepaßt! Nicht mit dem Feuer spielen," flüsterte sie ihm zu, „diese schöne Naive ist ein arges Früchtchen, lass' dir den Kopf nicht verdrehen!"

„Wo denkst du hin?" lächelte der Graf, die Achsel zuckend, „das ist ein Kind, kaum halb geweckt, arglos und gutmüthig, eine entzückende Knospe."

Die Fürstin schüttelte ungläubig den Kopf.

„Wer weiß, ob von euch Beiden du nicht der Naive bist, mein Alter? Eine Knospe! . . Dies Blümlein steckt in einem spröden Boden, aus dem es die Hand des Grafen Sandor schwerlich herausheben wird. Die muß man heiraten, und dazu hat nicht Jeder die Courage . . ."

Es schmeichelte dem Grafen, daß er dem Mädchen zu gefallen schien. Er lachte vergnügt und murmelte, indem seine Blicke zu Rolina hinüberschweiften: „Die kleine Hexe!"

Er nahm indessen die Sache ersichtlich nicht ernst

Abseits kauerte Gräfin Z., noch immer eine Schönheit, zumal des Abends. Sie hatte eine kleine Rolle zu spielen, die Rolle einer Tante. Da sie gewisse Rechte an Baron St. Foix zu haben glaubte, so rief sie ihn in fast befehlendem Tone zu sich heran.

Als er sich näherte, fuhr sie auf ihn mit gedämpfter, aber zorniger Stimme los: „Das ist schamlos, wie du dieser Zigeunerin nachläufst! . ."

„Was gibt's denn, schon wieder?" rief er mit gemachter Entrüstung zurück, „ich habe ja kaum ein paar Worte mit ihr gesprochen . . Dieses Kind!"

„Das uns Alle in die Lehre nehmen könnte," grollte die Gräfin, indem sie sich abwendete und in den Sessel zurücklehnte.

Rolina hatte unterdessen, als wollte sie den Eindruck ihrer Koketterie mit ihren bisherigen Anbetern verwischen, eines Engländers sich bemächtigt, der mit seiner Glatze und seiner gravitätischen Unbeweglichkeit wie eine uneinnehmbare Festung aussah.

Sehr bald schmolz auch seine eisige Steifheit unter ihren Blicken, vor ihrem silberhellen Lachen; er wurde von Minute zu Minute beweglicher, räusperte sich und lachte laut mit ihr um die Wette, und seine diplomatisch kühlen Mienen wurden allmälig vielsagend, so daß man ihn kaum wieder erkannte.

Ob Rolina wußte, daß er Witwer sei und daß ein Engländer von sechzig Jahren sich noch für jung hält, reitet, eine Ehe eingeht? . . . Vielleicht, vielleicht auch nicht. . .

Jedenfalls war sie gegen ihn nicht weniger freundlich und verführerisch, als gegen den zwanzigjährigen Prinzen, und Beide fühlten sich in gleicher Weise magnetisch zu ihr hingezogen.

Fürstin Mathilde konnte sich des Lächelns nicht erwehren, als sie sah, wie der Engländer sich allmälig

in einen Liebhaber verwandelte, sich neigte und bog, witzelte und lachte. Rolina unterhielt sich mit ihm sogar länger als mit den Andern, und Sir Robert Mountcastle bat sie schließlich, ihn mit ihrem Vater bekannt zu machen.

Die Fürstin bemerkte Alles, aber sie unterdrückte den Widerwillen, mit dem sie davon erfüllt wurde. Sie wußte nur, daß ihre Naive weit über ihre Jahre hinaus gewandt, schlau und kokett war.

Als sie ihr zum erstenmale begegnete, war sie eine ganz Andere gewesen

„Hat sie sich nur in meinen Kreis einschmuggeln wollen?“ fragte sich die Fürstin und biß sich in die Lippen.

Nach der Theatervorstellung zerstreuten sich Alle in fröhlichster Laune durch die Säle. An den reichbesetzten Buffets machte die Fürstin selbstgefällig und heiter die Wirthin.

Rolina gesellte sich zu den jüngsten Damen der Gesellschaft, und als müßte sie ihr Benehmen hinter den Coulissen gutmachen, schritt sie bescheiden und züchtig einher, mit unschuldiger Miene und gesenktem Blicke. Sie war wieder ganz Naive.

Wenn sie aber die beiden schwarzen Augen erhob und an Jemanden haften ließ, so war es ein unauslöschlicher Eindruck. Sie beobachtete dabei ein bestimmtes System, denn Jeden traf ein anderer Blick. Wo sie kühle Erwiderung fand, hielt sie länger aus,

wo sie ihres Sieges gewiß war, sparte sie mit der Gluth ihrer Augen.

Etliche von den Schwerverwundeten, die sie während der Essenszeit von ferne umkreist hatten, näherten sich allmälig, begannen ein Gespräch mit ihr und suchten sich ihr angenehm zu machen.

Die älteren Damen, denen dies nicht entging, lächelten über diese Manöver, obwol ein Ausdruck des Neides auf ihren Gesichtern spielte.

„Liebe Fürstin," flüsterte Gräfin Z., „erbarmen Sie sich des armen Rudolph und entfernen Sie ihn von diesem Lichtchen; er wird sich die Flügel verbrennen. Er weicht nicht von ihrer Seite, Fürstin Sophie hat ihn meinem Schutze anvertraut, aber ich winke ihn vergebens zu mir her. Die arme Großmutter! Wenn sie wüßte, wie er an dieser Zigeunerin klebt — sie gleicht doch einer Zigeunerin, nicht? — sie würde vor Schreck in Ohnmacht fallen. Welches Unheil würde in diesem Hause eine solche unvernünftige Leidenschaft anrichten! . . ."

„Keine Furcht," beruhigte Fürstin Mathilde, „mag der Bursche sich nur ein wenig unterhalten, morgen kehrt er zu seinem Regiment zurück, und dann wird er dieses schwarzäugige Frauenzimmer nicht mehr wiedersehen. . ."

„Meinen Sie?" rief ungläubig die Gräfin. „Wie gut Sie von den Menschen denken! Wenn nicht recht=

zeitig vorgebeugt wird, so wette ich, daß der arme Prinz in die Falle geht, denn sie ist eine Kokette, die hinter der Maske der Naivetät eine fürchterliche Energie verbirgt. . ."

„Aber Prinz Rudolph ist ein Knabe, jünger als sie und in so strengen Grundsätzen erzogen," lachte die Fürstin.

„Um so schlimmer," murmelte die Gräfin.

„Uebrigens kokettirt meine Naive mit Allen gleich stark, selbst mit diesem abgestandenen Engländer, der wie ein Hampelmann vor ihr auf- und niederhüpft . . ."

„O diese Männer," seufzte bitter die Gräfin. „Mountcastle und St. Foix haben ihr lächerlich den Hof gemacht. Sie haben es gewiß bemerkt. St. Foix! . . . Abscheulich! . . ."

Die Fürstin wurde abgerufen.

Das Tischchen, an welchem Rolina saß, war wie von einer Mauer von Herren umgeben, welche sie aus der Nähe bewundern oder sich ihr vorstellen wollten.

Unter ihnen war eine Gestalt, welche durch eine gewisse Fremdheit auffiel. Sie hielt sich mehr im Hintergrunde. Zwischen diesen Physiognomien, die alle einander ähnelten, machte dieser Mann mit dem unschönen, sonnenverbrannten Gesichte sozusagen einen uneuropäischen Eindruck. Sein Teint war dunkelroth, das Augenpaar schwarz, er erinnerte an die Illustrationen in den südamerikanischen Reisebeschreibungen,

halb spanischer, halb Indianertypus. In seinen Mienen war ein harter, unsympathischer Ausdruck, aber eine Fülle von Energie. Seine Augen hielt er heiß, begehrlich, unabwendbar auf Rolina gerichtet. Er kümmerte sich wenig darum, daß er dadurch zu spöttischen Bemerkungen Anlaß gab.

Fräulein v. Maholic mußte wol diesen brennenden Blick, der auf ihr ruhte, spüren, denn sie erwiderte ihn im Flug, wendete sich aber rasch wieder ab. Dann lächelte sie hin und wieder auch diesem Bewunderer freundlich zu, welcher seine Empfindungen so wenig verbarg. Alle bemerkten, wie er sie anstarrte, aber das war eher die heiße Begehrlichkeit eines wilden Thieres, als der Liebesblick eines Menschen.

Mancher, der dieses Schauspiel von weitem beobachtete, konnte sich eines ironischen Lächelns nicht erwehren.

„Schau, schau," sagte Einer, „dieser Don Esteban compromittirt, ich weiß nicht recht, ob sich oder das Fräulein v. Maholic. Er verschlingt sie förmlich mit den Augen, dieser Menschenfresser."

„Wer ist das?" fragte ein Anderer.

„Don Esteban Corcero Prolados," antwortete der Gefragte. „Vielleicht hat er noch mehr Namen, aber wer er eigentlich ist, das weiß ich nicht, und Niemand weiß es von Allen, die sich seiner Bekanntschaft rühmen. Er soll von Profession Millionär sein, Goldgruben-

besitzer, was weiß ich! . . . Man sagt, daß er ganze Kisten von Edelsteinen mit sich führt, wie der Schah von Persien, aber was ihn aus seiner amerikanischen Republik hieher an die blaue Donau getrieben, das ist ein Geheimniß. Seit einem Vierteljahr wohnt er im „Hotel Imperial“ und hält offene Salons, man spielt bei ihm und er gibt ausgezeichnete Soupers. Ein paar Schönheiten der Halbwelt soll er königlich beschenkt haben . . . kurzum ein Räthsel.“

„Mit Verlaub,“ fiel von der Seite ein kahlköpfiger Herr dazwischen, als hätte er etwas besonders Interessantes zu sagen, „diesem Don Esteban wird eine diplomatische Mission zugeschrieben. Er soll von Ministern und hochgestellten Persönlichkeiten in Paris Empfehlungsbriefe haben.“

Während so über ihn verhandelt wurde, ruhten Don Esteban's Augen unverwandt auf Rolina. Ihre Blicke streiften ihn bisweilen, aber nur sehr flüchtig. Schließlich begannen die Säle sich zu leeren, der Oberst näherte sich, die Handschuhe zuknöpfend, schüchtern seiner Tochter, welche nicht sehr zum Aufbruche geneigt schien. Aber es war weit über Mitternacht.

In der Garderobe half ihr Don Esteban in ihre Hülle.

Drittes Capitel.

In dem armseligen Einspänner, welchen der Oberst — nicht ohne im Stillen über diese Auslage zu seufzen — für den ganzen Abend hatte miethen müssen, drückte sich die schöne Rolina tief in ihre Ecke, stützte ihr Haupt auf die Hände und sprach bis zur Wallnerstraße mit dem Vater nicht ein einziges Wort. Maholic brummte bisweilen etwas vor sich hin, versuchte ein Gespräch anzuknüpfen, aber da er, woran er übrigens gewohnt sein mußte, keine Antwort empfing, so brütete er resignirt in der andern Ecke über seinen Gedanken. Man konnte von der Heldin dieses Abends nicht verlangen, daß sie sich der neuen Eindrücke und Erinnerungen entschlage, sie mußte sich dieselben ordnen, sich von ihnen Rechenschaft ablegen und die entsprechenden Lehren daraus ziehen. Sie war nicht gewohnt, irgend etwas ohne Absicht und Berechnung zu thun, Alles war bei ihr das Ergebniß eines lange durchdachten Planes, und wenn auch manchmal bei der Ausführung ihr Temperament sie fortriß, von ihrem Herzen hatte sie nichts zu befürchten.

Mit dem heutigen Abende durfte sie im Allgemeinen zufrieden sein, aber Einzelnes beunruhigte sie. Sie fürchtete, daß sie vielleicht da und dort zu weit

gegangen sein könnte, sie hatte ein Gefühl der Unsicherheit, das ihr den ganzen Triumph zerstörte. So kam sie schweigend nach Hause, und ohne ein Wort zu reden, stieg sie langsam dem Vater in das dritte Stockwerk voran, wo die Dienstmagd, durch die Portierglocke geweckt, verschlafen, ein Tuch auf dem Kopfe, ihrer bereits wartete. Rolina ging, nachdem sie dem Vater kurz und lieblos „Gute Nacht!" gewünscht hatte, geradeaus in ihr Zimmer, in welchem sofort die neugierige Frau Balbina, in Nachthäubchen und Schlafrock, sich einfand. Aber gerade diese aufdringliche Neugierde ärgerte das eigenwillige Mädchen; kein Wort kam ihr über die Lippen.

Auf die Frage, wie der Abend verlaufen, antwortete Rolina gähnend, sie sei müde, und ihr böser Humor scheuchte Frau Balbina rasch aus dem Zimmer

Aber diese war dadurch nur noch neugieriger geworden, und da sie die Schritte des Obersten aus dessen Zimmer vernahm, so schlich sie ohne alle Ceremonie zu demselben hinein, obgleich Maholic schon halb entkleidet war.

Sie klopfte fröhlich, mit schmeichelndem Lächeln dem Alten auf die Wangen, welcher sie inniger, als gerade nothwendig war, begrüßte und unter ihren Liebkosungen rasch aufthaute. Er war nicht gewöhnt an den Champagner, den man ihm bei der Fürstin reichlich credenzt hatte.

Behaglich blies er den Rauch der Cigarre in die Luft; er gab sich gern seiner guten Laune hin. Frau Balbina setzte sich und fragte:

„Nun, wie ist es gegangen? Aus dieser capriciösen Person ist nichts herauszubringen, sie wollte nicht einmal mit mir sprechen, wendete sich verschlafen und unwirsch ab. Was hat es denn gegeben?"

Der Oberst machte ein verwundertes Gesicht.

„Bei Gott," rief er, „es ging Alles vortrefflich, glänzend, entzückend. Und kann denn ihr etwas mißlingen? Ich sage dir, die Leute drängten sich an sie heran, beugten sich vor ihr, wie vor einem Wunderbild. Eine Menge distingnirter Personen suchte meine Bekanntschaft, sie machte Furore, sage ich dir, Furore. Die Weiber waren gelb vor Neid . . ."

„Das konnte ich mir denken," sagte Balbina ruhig. „Wenn es ihr, Gott behüte, schlecht ergangen wäre, dann hätte sie sich mir gegenüber sicher lustig und triumphirend gezeigt; da sie triumphirt hat, zeigt sie mir ein verdrossenes Gesicht. Sie hat nie genug, obwol sie immer Überfluß hat . . ."

Der Oberst nahm die Cigarre aus dem Munde und näherte sich ihr.

„Ich bitte dich, meine liebe Balbina," sagte er schmollend, „warum redest du so von ihr, warum verunglimpfst du meinen Engel? Das ist ein wahres Unglück, daß ihr Beide, die ich gleich

lieb habe, niemals einig seid . . . das vergiftet mir das Leben."

Dabei seufzte der Oberst aus tiefer Seele.

„Mich, Philipp," antwortete ärgerlich Frau Balbina, „freut es auch nicht . . . ich wünschte, es wäre anders. Aber das ist ein Geschöpf, mit dem niemals Jemand in Frieden leben wird. Ich habe sie von Kindheit an erzogen, ich habe sie geliebt, wie ein eigenes Kind, ich gebe ihr in Allem nach, vielleicht zu viel." Dabei zuckte sie ungeduldig mit den Achseln, und nach einer Weile fuhr sie fort: „Gebe Gott, daß sie nicht uns Beiden noch vielen Kummer bereite. Du bist blind, du liebst sie und siehst nichts . . ."

„Und du," unterbrach sie der Oberst sanft, da er ihre Worte nicht ernst nehmen wollte, „du übertreibst, ihr geht miteinander um nach dem Grundsatze: Zahn um Zahn . . ."

Dabei blickte Maholic sie mit gutmüthigem Lächeln an.

Ohne ihre Neugierde befriedigt zu haben und ohne dem Obersten eine gute Nacht zu wünschen, nahm Balbina unmuthig ihr Licht vom Tische und ging hastig in ihr Zimmer.

Maholic rauchte noch lange die Cigarre, die ihm fortwährend ausging, den Eindrücken nachhängend, die er bei der Fürstin empfangen hatte. Schließlich legte er sich, ein altes Lied summend, zu Bette.

Am andern Morgen zeigte sich die Tochter des Obersten in einer ganz andern Verfassung. Balbina, welche schon früh bei ihr eintrat, fand sie lustig und aufgeräumt. Sie wußte, daß sie mit Fragen nichts ausrichten würde, und heuchelte Gleichgiltigkeit. So horchte sie Alles aus, was sie zu wissen wünschte. Rolina schien zwar ermüdet, aber sie war, wie immer, wunderschön. Ihre Augen hatten einen ungewöhnlichen Glanz, der rosige Mund lachte, das Köpfchen war übermüthig emporgerichtet. Sie trug ein Taffet-Schlafröckchen, welches, in weiten Falten herabgleitend, ihre schöne Gestalt halb verhüllte und halb verrieth. Die Haare waren phantastisch coiffirt, und selbst Frau Balbina Böhm war trotz ihres Unmuthes von diesem Anblicke entzückt.

„Ich hoffe," fing Rolina an, indem sie sich zum Kaffee setzte, „daß der gestrige Abend nicht verloren sein wird, ich zielte sicher, und eine Menge von Opfern sind getroffen, ich habe Niemanden verschont, Junge und Alte verloren den Kopf. Und wie waren dabei Manche doch so komisch! Wenn du nur diesen alten, steifen, kahlköpfigen Engländer mit den halbergrauten Coteletten auf dem langen Gesichte und den ungeheuren gelben Zähnen gesehen hättest, wie er sich unter meinem Blicke wand und krümmte und schließlich seinen ganzen britischen Ernst verlor! . . . Und dieser junge prinzliche Cherubim, wenn ich dem befohlen hätte, ins Feuer zu springen oder ins Wasser. . ."

Sie lachte kalt, verächtlich.

„Der Amerikaner,“ fuhr sie fort, „du weißt, der Millionär, von dem ich dir gesagt habe, die räthselhafte Figur, der hat mich mit den Augen verschlungen, er vergaß sich ganz; er war wie ein Narr. Ich möchte wissen, wer er ist. . . Sie sagen, er hat ganze Kisten von Brillanten und Edelsteinen. Ah, der könnte mir anonym Brillant-Colliers und Armbänder schicken. . .“

„Und du würdest sie annehmen? . .“

„Anonym . . . warum nicht?“ lachte Rolina. „Warum sollte ich sie nicht annehmen?“

Frau Böhm schüttelte den Kopf.

„Geschenke,“ sagte sie kalt, „verpflichten. Man muß sie erwidern.“

Kichernd antwortete Rolina: „Sind denn mein Lächeln und mein Blick nicht Diamanten werth? . . .“

„Wenn du zu viel davon Gebrauch machst, verlieren sie den Werth.“

Das Fräulein blieb stumm.

„Du hast überhaupt eigenthümliche Theorien,“ sprach Frau Böhm weiter.

„Kann sein,“ sagte Rolina, „ich habe meine eigenen Ueberzeugungen und Ansichten, aber ich dränge sie Niemandem auf.“

Nach einer kurzen Pause nahm Frau Böhm das Zwiegespräch phlegmatisch wieder auf. „Ich zwinge

Andere auch nicht, zu denken, wie ich denke; aber es ist schwer, zu schweigen, wenn man Jemandem wohl will. Wenn man, wie du, heiraten und eine gute Partie machen will, so wandelt man nicht den Weg, den du einschlägst. Die Männer heiraten Keine, die sich ihnen aufdrängt. . ."

„Du weißt das gewiß aus eigener Erfahrung," unterbrach sie Rolina boshaft, indem sich ihr Gesicht jählings röthete. . . „Und übrigens weiß ich ganz gut, wie ich mit Jemandem umgehen soll. Eure Sorge ist sehr überflüssig." Sie lachte ironisch, und ihre Augen gingen im Kreise herum.

Frau Böhm schwieg.

„Heute," rief Rolina, nachdem sie sich beruhigt hatte, „heute oder höchstens morgen werden wir wol Gäste haben. Ich bitte dich, schau auf den Salon, daß er menschlich aussieht, denn auf den Vater, der dort wirthschaftet, kann man sich nicht verlassen."

Frau Böhm antwortete nicht auf diesen Befehl, der ihr zu Theil geworden; sie gab dem Gespräche eine Wendung: „Und was gedenkst du zu thun?"

„Ich weiß es noch nicht," erwiderte Rolina nach einigem Nachdenken, „ich werde sehen. Draußen ist leichter Frost und Sonnenschein, nicht? Ich werde ein wenig spazieren gehen, ich werde schon Jemandem begegnen. Nachher komme ich zurück. Nach dem Essen nehme ich mir ein Buch vor, vielleicht spiele

ich auch etwas. Man darf die Musik nicht vernachlässigen. Den Abend werden wir wol zu Hause zubringen."

Damit stand sie auf und ging zur Uhr, ohne weiter von der Gesellschafterin Notiz zu nehmen, welche langsam das Zimmer verließ.

Maholic war etwas später als sonst aufgestanden. Auch er machte sich, wie die Tochter, an diesem Tage auf Besuche gefaßt, und kleidete sich eiligst an; wenn auch Rolina gesagt hatte, man könnte sich auf ihn nicht verlassen, so sah er doch eifrigst darauf, daß sein Salon sich so präsentire, wie er es wünschte, nur daß die Tochter Alles für lächerlich und unerträglich hielt, was ihm schön und geschmackvoll dünkte.

Seitdem er pensionirt war, hatte sich der Oberst Maholic, welcher schon früher alten Tand gern gehabt hatte, ganz dem Sammeln verschiedener, seiner Meinung nach werthvoller antiker Sachen, besonders aus Porcelan und Fayence, ergeben.

Er war kein großer Kenner, wenigstens nicht so weit es ein Sammler sein muß, er verstand nicht einmal Vesta di terra von Majolika zu unterscheiden, aber er bildete sich ein, ein Kenner zu sein, obgleich er bei seinen geringen Mitteln nur wenig zu erwerben im Stande war. Er kaufte, was er fand, Alles schien ihm eigenthümlich und werthvoll, was er nur zu erlangen vermochte. Die unschuldige Liebhaberei

verwandelte sich allmälig in eine wahre Leidenschaft. Rolina war ungehalten, daß der Oberst einen beträchtlichen Theil seiner spärlichen Einkünfte in diese Scherben steckte und ihr dabei einzureden suchte, daß dies einmal eine Sammlung werden könne, welche für sie ein Vermögen repräsentiren würde.

Maholic warf unglaubliche Preise für diese Kleinigkeiten hin, die er sehr billig hätte erwerben können. So oft er konnte, ging er in die Stadt, trieb sich in den Läden der Antiquare umher, welche ihn und seine Leidenschaft kannten, seine Unerfahrenheit unverschämt ausbeuteten und sich hinterher über ihn lustig machten. Der Oberst hinwiederum war seinerseits sicher, daß er sie überlistet hatte, und daß sie den eigentlichen Werth der Sachen, die sie ihm verkauft hatten, nicht kannten.

Diese Wanderungen in der Stadt, von denen der Oberst fast immer etwas nach Hause brachte, um Salon und Cabinet damit zu schmücken, hatten zur Folge, daß die Zimmer wie der Kram eines Tandlers aussahen, was Rolina bisweilen zur Verzweiflung brachte. In Allem war Maholic gegen sie nachgiebig und zuvorkommend, nur in diesem Punkte duldete er keine Widerrede. Alle Wände des kleinen Salons waren mit Säulen und Säulchen, Münzen und Medaillen überladen, mit Bildern behängt, mit Kästen und Kästchen verstellt, so daß es inmitten dieses Durch-

einanders der verschiedensten, zum großen Theil winzigen Sachen in dem halbdunklen Zimmer kaum möglich war, zu erkennen, woraus sich diese Mosaik zusammensetzte.

Außer zerbrochenem und reparirtem Porcelan aus verschiedenen Fabriken, Majolika, Fayence, Terracotta, Vesta di Terra, angeblicher Terra Sigillata, etruskischen und Delfter Scherben hingen kunstvolle, alte Schlösser an der Wand, geschnitzte Holzrahmen, Gobelinstücke, Alabaster-Täfelchen, Bronze-Fragmente, und das Alles war so bunt und unordentlich durcheinandergewürfelt, daß eben nur der Eigenthümer glauben konnte, diese Sammlung habe irgend welchen Werth.

Da auch ein Theil der Möbel sich als antik präsentirte und auf den Tischen verschiedenes alterthümliches Gerümpel lag, so war im Salon nur wenig Platz, um sich zu bewegen oder niederzusetzen.

Der Oberst, welcher sehr schweigsam war, wenn er nicht in seinem Element sich befand, hatte zu Hause die Leidenschaft, jeden Scherben zu erläutern, die Geschichte seines Erwerbes zu erzählen und die Legenden zu berichten, die er sich selbst zu jedem einzelnen Stücke ausgesonnen hatte.

Die Tochter unterbrach ihn bisweilen ungeduldig. Er ertrug dies von ihr, aber dann fing er doch wieder zu erzählen an. Die liebsten Gäste waren ihm natürlich jene, welche ihn aufmerksam anhörten.

Nachdem sich Maholic angekleidet hatte, ging er in den Salon, um ihn zu mustern. Es war nahe an 12 Uhr. Um 1 Uhr wurde gespeist. Rolina war nicht mehr zu Hause. Sie hatte sich in ein sehr elegantes Pelzmäntelchen gehüllt, ein modisches Hütchen aufgesetzt, das ihr trefflich zu Gesichte stand, und nachdem sie sich von allen Seiten im Spiegel gemustert hatte, war sie ganz nach dem Früh entworfenen Programme ausgegangen.

Sie wollte keine Zeit verlieren, um die bereits Eroberten fester an ihre Ketten zu legen oder ihre Sklaven um irgend ein neues Opfer zu vermehren. Der Zweck ihrer Spaziergänge war immer, zu gewissen Stunden auf Plätzen zu wandeln, wo sie sicher sein konnte, mit irgend einem ihrer Anbeter zusammenzutreffen.

Außer der Speculation auf die Zukunft war diese Unterhaltung mit den Leuten für sie auch ein angenehmer Zeitvertreib. Balbina warnte sie, daß sie sich compromittiren könnte.

„Ich mich compromittiren!“ antwortete sie höhnisch.

Ihre Geistesgegenwart war in der That so groß, daß sie sich aus jeder Verlegenheit herauszuziehen verstand.

Der Mittag war kalt, aber schön. Leichter Frost, stille Luft, heitere Sonne am Himmel. Auf den trockenen Gängen des Parkes konnte man bequem spazierengehen und die reine Luft einathmen, und nicht

wenige Leute thaten dies an diesem ausnahmsweise schönen Tage. Wenn der Frost anhielt, so war eine gute Schlittschuhbahn zu erwarten. Rolina liebte den Eislauf, weil sie als gewandte Schlittschuhläuferin dabei Gelegenheit hatte, die Grazie und Anmuth ihrer Gestalt zu zeigen.

Mit erhobenem Köpfchen, von Zeit zu Zeit die Lorgnette vor die Augen nehmend, schritt sie dahin, wie Jemanden suchend. Und als sich von weitem ein hübscher, geschmackvoll gekleideter, brünetter junger Mann zeigte, lächelte sie befriedigt. Sie verlangsamte ihren Schritt, indem sie sich ihm näherte.

Niemand, obwol ringsum viele Leute spazieren gingen, hätte sagen können, daß er auf ihrem Gesichte auch nur während der kürzesten Frist einen bleibenden Ausdruck beobachtet habe. Sie hatte für Jeden eine andere Physiognomie, einen andern Blick, andere Bewegungen und Mienen, und diese hundert Metamorphosen vollzogen sich so unmerklich, sie schienen immer nur so ganz ihr eigenthümliches Wesen wiederzugeben, daß selbst die Stimme, der Klang, die Rede, die Art des Ausdruckes allemal mit der neuen Physiognomie harmonirten. Dem jungen Manne gegenüber, der auf sie zukam, gab sie sich melancholisch, idealisch, empfindsam, sie spielte den Engel.

Der zweiundzwanzigjährige Jüngling, der seinen Gang beschleunigt hatte, als er ihrer ansichtig geworden

war, besaß, trotzdem er äußerlich ganz einem Wiener Stutzer glich, in seiner Erscheinung etwas, was ihn vortheilhaft von den großstädtischen Pflastertretern unterschied.

Das Gesicht war hübsch und ausdrucksvoll, in den Augen war Verstand und Nachdenklichkeit; schwarzes gelocktes Haar umrahmte das Antlitz. Er schien aus dem fernen Osten zu stammen, aber Geschmack und Bildung milderten sein orientalisches Wesen.

Er war hübsch, doch nicht in dem gewöhnlichen Sinne. Es war etwas Individuelles, Eigenthümliches an ihm, was durch das Leben noch besonders entwickelt und herausgearbeitet sein mochte.

Aus seiner Kleidung konnte man schließen, daß er den besten Gesellschaftsclassen angehörte. Sie war vielleicht bei seiner Jugendlichkeit zu elegant und ausgesucht, aber er verlor dadurch nichts an seiner angebornen Vornehmheit; er war einer von jenen seltenen Menschen, denen man es auf den ersten Blick anmerkt, daß heute oder morgen die Gesellschaft, sei es auf diesem oder jenem Gebiete, mit ihnen zu rechnen Veranlassung haben wird.

Rolina legte dieser Begegnung jedenfalls einen großen Werth bei, denn trotz ihres lebhaften Selbstbewußtseins sprach eine gewisse Unruhe aus ihrem Gesichte. Sie wurde blässer und schien den Herankommenden, welcher sie mit leuchtenden Augen begrüßte, mit ihren durchdringenden Blicken zu prüfen.

„Heute,“ rief er, indem er sich vor Rolina verbeugte, die sich sehr zurückhaltend benahm, „heute hoffte ich wirklich nicht, Ihnen zu begegnen, mein Fräulein. Nach der gestrigen ermüdenden Unterhaltung . . .“

„Sie wissen schon?“ rief die Oberstenstochter, ihn neugierig musternd, als wollte sie errathen, welchen Eindruck dieses Ereigniß auf ihn gemacht hatte.

„Oh, nicht blos ich, die ganze Stadt weiß davon,“ erwiderte er, indem er sie ebenso neugierig mit seinen Blicken überflog; „eine Zeitung sogar hat sich beeilt, heute Früh diesem denkwürdigen Abende ein Feuilleton zu widmen.“

Rolina erröthete und kämpfte mit einer gewissen Unruhe, welche sich ihrer bemächtigte.

„Eine Zeitung! Welche?“ fragte sie mit unsicherer Stimme. „Sie erschrecken mich, mein Herr. Haben Sie vielleicht die Zeitung? Was schreibt sie?“

Ihre Augen schienen dabei zu sprechen: „Ist etwas über mich darin?“

Sie wußte nicht recht, ob sie sich darauf freuen oder davor fürchten sollte, was der Reporter über sie geschrieben haben konnte.

„Sie erschrecken doch nicht?“ fragte artig der junge Mann, indem er aus der Tasche seines Paletots die Zeitung hervorzog und sie dem Mädchen hinreichte, welches hastig nach dem Papier griff, und,

ohne weiter auf den Sprecher zu blicken, mit begehrlichen Augen dasselbe durchlief.

Ihr Gesichtchen veränderte sich. Freude, Staunen, Unruhe belebten es abwechselnd, die Wangen rötheten sich, die Lippen waren für Augenblicke vor Glückseligkeit halb geöffnet, die Händchen zitterten. So durcheilte sie die drei Spalten des Feuilletons, bald die Brauen zusammenziehend, bald das Papier unmuthig zerknitternd und schließlich nur mit Mühe einen Ausbruch der Freude unterdrückend; sie wollte dem Zeugen, den sie hatte, ihre Stimmung nicht verrathen.

Als die Lectüre zu Ende war, suchte sie noch einmal die Stellen, welche sie besonders interessirten, las sie zwei-, dreimal, als wollte sie dieselben auswendig lernen, und hielt schließlich die Zeitung zögernd ihrem Begleiter hin.

„Ach, wenn ich Sie doch recht schön bitten dürfte, mir dieses Feuilleton zu überlassen, Papa würde sich gewiß sehr freuen, es zu lesen . . .“

„Bitte, bitte,“ rief rasch der junge Mann, „ich habe es gar nicht zurücknehmen wollen, ich bin glücklich, daß ich das Blatt zu Ihrer Verfügung stellen kann.“

Sie wanderten weiter, und Rolina wurde wieder ernst; so lag es offenbar in ihrem Programme.

„Sie kennen mich,“ sagte sie mit verändertem Tone und traurigem Ausdrucke, indem sie ihren Be-

gleiter anblickte. „Ich liebe die geräuschvollen Unterhaltungen in dieser Welt der Comödie nicht. Diese steifen Gesellschaften mit der Atmosphäre von Lüge, die sie umgibt, sind mir zuwider; aber ich konnte mich der Bitten der Fürstin nicht erwehren und mußte den Wunsch meines Vaters erfüllen . . ."

„Der Berichterstatter und Alle, welche dort waren und das Glück hatten, Sie zu sehen, bezeugen, daß Sie, wie immer, entzückend waren und mit Ihrer Schönheit alle Anderen überstrahlten . . ."

„O, o," rief sie, die Schultern in die Höhe ziehend, „Sie sagen mir Artigkeiten, wie der gewöhnlichste Salonheld. Und Sie wissen doch, daß mir diese Triumphe sehr gleichgiltig sind . . ."

Ob der junge Mann dieser Versicherung Glauben schenkte oder nicht, war schwer zu erkennen, aber er antwortete sehr lebhaft: „Es ist wahr, in diesen Gesellschaften ist weder Aufrichtigkeit noch Herz zu finden, aber sie können nichtsdestoweniger unterhaltend und ebenso belehrend als das Theater sein. Gefährlich sind sie wol nur denjenigen, welche Alles für bare Münze nehmen."

„Nun, ich gehöre zu diesen nicht," meinte lächelnd Rolina. „Sie können mir glauben, ein Augenblick ernster Unterhaltung, in der man das Herz wirklich schlagen hört, ist mir hundertmal lieber als diese Comödien, welche nur den Schein der Empfindsamkeit und der

Artigkeit, falsche Höflichkeit und erheuchelten Frohsinn an sich tragen."

„Sie hatten Gelegenheit, dort die Sterne unserer Gesellschaft zu sehen, das, was man die Welt nennt; alles Uebrige ist ja für diese Kreise nicht vorhanden."

„Glänzend allerdings," sagte Rolina, indem sie in den Ton ihres Begleiters einfiel, „ist es dort, schimmernd, das ist wahr, aber die schönen Federn sind Alles . . . Und Sie," fügte sie hinzu, indem sie ihm geradeaus ins Gesicht sah, „waren Sie nicht neugierig, lohnte es Ihnen die Mühe nicht? . . ."

„Ich?" antwortete der junge Mann, „halten Sie es nicht für Hochmuth, ich war durchaus nicht neugierig. Mein Vater und ich waren eingeladen, er war dort, ich ging nicht hin. Ich weiß nicht, warum, ich hätte ja Sie dort sehen können, und das allein hätte mich hinziehen sollen . . . Doch," er schlug die Augen nieder, „vielleicht gerade deßhalb, um Sie nicht in dieser Umgebung zu sehen, blieb ich fort. Ich wollte nicht mit anschauen, wie man mein Ideal profanirte . . ."

Als ob sie ihm in tiefster Seele dankbar sei, reichte ihm Rolina die Hand. Sie sprach nichts, sie athmete nur rascher.

„Darf man fragen, was Sie gestern Abends gethan haben?" fuhr sie nach einer Weile fort.

„Das ist bald gesagt. Ich las Goethe's „Faust" und versuchte Einiges zum zweiten Theile auf das

Papier zu werfen, aber eine Illustration des „Faust" übersteigt meine Kräfte ... Indem ich lese," sprach er lebhafter weiter, „kommt es mir oft vor, als sähe ich diese Bilder vor meinen Augen, als brauchte ich sie nur so plastisch und lebendig, wie sie mir vorschweben, hinzuzeichnen. Aber ach! Auf dem Papiere, da erbleicht Alles, es wird zur Caricatur und fällt in Stücke, ich schließe die Augen, das Bild kommt mit seinem ganzen Glanze wieder, aber die Hand kann es nicht festhalten."

Das Fräulein folgte seinen Worten mit anscheinend gespannter Aufmerksamkeit, mit einem Ausdrucke der Theilnahme, hinter dem, unsichtbar für den Sprecher, die Ironie lauerte.

Sie dachte an etwas ganz Anderes und wiederholte sich im Geiste die Phrasen aus dem Feuilleton über den gestrigen Abend, welche ihre Triumphe verkündeten. Sie hörte mit den Mienen, aber sie dachte blos an sich.

„Was wird denn," fragte sie nach einer Pause, „aus Ihrer Reise nach Italien, nach Rom?"

„Die ist aus vielen Gründen noch vertagt," war die traurige Antwort. „Erstens lege ich selbst jetzt weniger Werth darauf, und dann sträubt sich mein Vater. Sie kennen meine Lage; der Vater, der mich liebt, möchte mich in eine praktische Laufbahn drängen. Er meint, sein Erbe brauche kein Künstler zu sein,

und solle lieber die Beziehungen mit den Rothschilds cultiviren. Ich muß äußerlich gehorsam sein, aber ich bin nun einmal unglücklicherweise zum Künstler geboren und werde als solcher sterben. . . Freilich, aus zwei Gründen würde ich diese Reise wünschen," fuhr er fort, indem er bedeutsam seine Begleiterin anblickte, „ich muß mich von Wien losreißen und — vergessen."

„Vergessen," wiederholte gefühlvoll Rolina, „vergessen?"

„Ja," sagte er nachdrücklich, „denn so vergeblich dahinzuträumen und der Leidenschaft nachzuhängen . . ."

Er beendigte den Satz nicht, er glaubte auch so verstanden zu sein. Rolina gab ihm schweigend die Hand.

„Macht Sie diese Leidenschaft so unglücklich?" fragte sie nach einer Weile.

Sie blickten einander an und beendigten das Gespräch mit den Augen.

Unterdeß mußte Rolina, deren Blicke trotz dieses sentimentalen Dialoges nach allen Seiten umhergeirrt und an jedem Vorübergehenden hängen geblieben waren, irgend etwas bemerkt haben, was sie beunruhigte, denn sie beschleunigte ihre Schritte und rief plötzlich ihrem Begleiter zu: „Auf Wiedersehen! Entfernen Sie sich jetzt, ich bitte darum, man belauscht uns. Ein andermal sage ich Ihnen mehr."

Sie neigte freundlich ihr Köpfchen; der junge Mann lenkte sofort folgsam seinen Schritt in eine Seitengasse und verschwand.

Rolina legte ein neues Gesicht an, denn es stand ihr eine zweite, sehr erwünschte Begegnung bevor.

Von weitem nämlich war der Amerikaner zu sehen, welcher sie gestern so beharrlich mit seinen Augen verfolgt hatte. Er trug einen kostbaren Pelz, schritt elegant, mit herausforderndem Lächeln einher, ein Stöckchen in der Hand, dessen goldenen Knopf er an den Lippen hielt.

Wenn er nicht gar so häßlich, so dunkel und fremdartig gewesen wäre, so hätte man ihn für einen echten Stutzer halten können, und als solcher zu erscheinen war wol auch seine Absicht.

Unter den knappen Handschuhen auf den großen, knochigen Fingern saßen ihm zahlreiche Ringe, eine dicke Uhrkette trug er über dem Pelze.

Als er Rolina erkannte, die sehr langsam, mit heiterer Miene, lustig und kokett dahin wandelte, stutzte Don Esteban und begann dann große Schritte zu machen. Er wollte die Oberstentochter nicht entschlüpfen lassen. Sein scharfes wildes Gesicht wurde durch die unerwartete Freude keineswegs verschönt; sie gab demselben vielmehr einen Ausdruck thierischer Leidenschaft. Er sah wie ein Raubthier aus, das hungernd in der Wüste über eine unverhoffte Beute herfällt.

Rolina dachte gar nicht daran, ihm zu entschlüpfen; sie ging ganz ruhig auf derselben Seite des Trottoirs, so daß eine Begegnung unvermeidlich war.

Er näherte sich ihr mit einer sehr tiefen, unbeholfenen Verbeugung, der er vergebens eine gewisse Grazie zu verleihen beflissen war.

„Welches Glück," rief er mit schallender Stimme, „Fräulein, Sie hier!"

„Ich muß ein wenig frische Luft schöpfen nach der gestrigen Ermüdung," antwortete sie leise, als ob sie in der That sehr ermüdet wäre.

„Auch wir brauchen frische Luft," antwortete der Amerikaner, indem er nach einem Complimente suchte, „um uns von dem gestrigen Rausche zu erholen."

„Von dem Rausche? Champagnerrausch?" fragte Rolina spöttisch.

„O nein, aber von Ihren Augen," rief Don Esteban, indem er ganz nahe an sie herantrat.

„Sie sind ja sehr artig."

„Ich sage nur die Wahrheit, das, was mir mein Herz dictirt."

„Wie, schon das Herz? Das geht rasch!"

„Das Herz regt sich entweder sofort oder nie . . ."

„Ach so; ja ja, das habe ich schon irgendwo in einem französischen Roman gelesen."

Don Esteban legte die Hand auf die Brust und verzerrte das häßliche Gesicht, dem er einen Ausdruck

von Empfindsamkeit verleihen wollte, aber er fand keine Worte, um dem schönen Mädchen zu antworten. Rolina spähte rund umher und schritt immer langsamer, als ob sie Jemanden mit den Augen suchte.

„Ich sehe meinen Vater nicht," rief sie, „er sollte mich hier treffen und mit sich nehmen, wir haben uns eben erst getrennt; er ist so vergeßlich."

Der Amerikaner ließ ebenfalls die Blicke im Kreise herumgehen.

„Wenn Sie erlauben, daß ich Sie begleite," sagte er, „so könnten wir ihn suchen."

„So gehen wir durch diese Straße," rief sie und sah dabei auf die Uhr; „wenn wir ihm nicht begegnen, so ist er wol bei irgend einem Antiquar eingekehrt, denn über dieser Leidenschaft vergißt er auch mich. Ich werde wol allein nach Hause gehen müssen; mein lieber Papa ist so zerstreut, und wenn er um irgend eine Schale von Sèvres feilscht . . ."

„Darum könnte er Ihrer vergessen!" rief emphatisch und halb entrüstet der Amerikaner. „Ah, das wäre unverzeihlich. Wer einmal das Glück gehabt, sich Ihnen zu nähern, der ist bis zum Tode . . ."

Rolina lachte hell auf.

„Ist das amerikanische Manier?" neckte sie ihn boshaft. „Bei uns im alten Europa ist das schon so verbraucht . . . Reden wir lieber von etwas Anderem."

Don Esteban biß sich verlegen in die Lippen.

„Ich glaube wol," sagte er nach einigem Nachdenken kühler, „daß Ihnen dies Alles schon veraltet vorkommen muß. Täglich hören Sie es von so vielen Leuten. Zum Unglück bedient sich das nämliche Gefühl auch immer der nämlichen Ausdrücke."

„Herz, Gefühl," unterbrach ihn spottend Rolina, „an Worte glaube ich nicht; ein wahres Gefühl drückt sich in Thaten aus."

Der Amerikaner stutzte ein wenig bei dieser Wendung, er fand nicht bald eine Antwort. Sie aber fuhr lachend fort, ihn in Verlegenheit zu setzen.

„Kennen Sie den „Handschuh" von Schiller? O gewiß, Sie werden ihn kennen. Er ist ja sogar schon ins Neugriechische übersetzt und sicher auch ins Spanische."

Der Amerikaner nickte bejahend mit dem Kopfe, obwol er von dem „Handschuh" keine Ahnung hatte.

„Ich wäre ganz so, wie dort das Fräulein, denn ich bin gerade so mißtrauisch wie sie," plauderte Rolina.

„Mißtrauisch?" fragte Don Esteban fast erschrocken. „Sie sind doch nicht beleidigt?"

„O nein; ich bin von Natur so geartet. Worte machen nun einmal auf mich keinen Eindruck."

Sie schien noch immer ihren Vater mit den Blicken zu suchen. Don Esteban ging neben ihr in tiefem Nachdenken. Er wollte offenbar ergründen, welcher

Art die Thaten sein müßten, durch die er sein Gefühl als ein echtes erweisen könnte.

„Nun muß ich aber nach Hause," unterbrach ihn die Oberstentochter, indem sie von neuem auf die Uhr blickte.

„So gestatten Sie mir wenigstens, einen Theil des Weges Sie zu begleiten." Rolina nickte artig, und sofort wendeten sie sich der Ringstraße zu. Sie gingen langsam und unterhielten sich vom Wiener Leben, von den Unterhaltungen und Gesellschaften. Rolina plauderte dabei witzig über Verhältnisse und Beziehungen, die sie nicht hatte. Der Amerikaner lauschte ihr gespannt, er lachte nur bisweilen und war entzückt. Man wußte nicht, war es mehr die Art, wie Rolina plauderte, oder die Anmuth, die er mit cynischer Begehrlichkeit anstaunte, wovon er einen tieferen Eindruck empfing. Sie waren schon nahe bei der Oper und mußten bei dem Geschäfte eines der bekanntesten Juweliere vorbei. Der Amerikaner blieb vor der Auslage stehen, als fiele ihm etwas auf, und machte Rolina, wie ein ungeschickter Fremdenführer, auf die Auslage aufmerksam.

Rolina hielt den Schritt an, maß aber die schimmernden Kostbarkeiten hinter den Scheiben mit geringschätzigem Blicke.

Don Esteban sprach lebhaft auf sie ein und zeigte ihr ein prächtiges Halsband von Smaragden und Brillanten.

„Darauf verstehe ich mich ein wenig,“ sagte er selbstgefällig, „die Steine und die Arbeit sind sehr schön, gefällt Ihnen das nicht?“

Rolina schien sehr verletzt von dieser Tactlosigkeit des Mannes, den sie so wenig kannte; sie blickte finster und drohend zu ihm auf.

„Es mag sehr schön sein,“ sagte sie gleichgiltig, „aber es ist nicht nach meinem Geschmack.“ Mit diesen Worten verbeugte sie sich ceremoniell und steif, und unter dem Vorwande, daß sie in einen andern Laden eintreten müsse, ließ sie ihn auf der Straße stehen. Don Esteban war dunkelroth geworden, er merkte jetzt erst, wie ungezogen und dreist er gewesen.

Eine Weile besann er sich, indem er die Forteilende mit den Augen verfolgte, dann brummte er etwas vor sich hin und trat kurz entschlossen bei dem Juwelier ein, in dessen Auslage er das Halsband gesehen hatte.

Viertes Capitel.

Wie unscheinbar sind heutzutage diese herrschaftlichen Paläste, die ehemals als prächtig gerühmt wurden und durch Jahrhunderte den reichsten Familien des Landes zum Wohnsitze dienten! Wie sehen sie doch so klein und verfallen aus neben den Gebäuden baby-

lonischen Styls, welche das neue Wien zu einer der majestätischesten Städte Europas machen! Sie sind nicht alle mit besonderem Geschmacke aufgerichtet, diese neuen Riesenbauten, und eine strenge Kritik findet Manches an ihnen zu tadeln; aber ein mächtiger, eindrucksvoller Charakter ist ihnen nicht abzusprechen. In ihrem Prunke und ihren Dimensionen kennzeichnen sie unser Zeitalter voll Kraft, Arbeit und unerschöpflicher Hilfsquellen.

Neben ihnen sind die Paläste und Palästchen, welche ehedem eines großen Ruhmes sich erfreuten, nichts als uralte Steinhäuser von gewöhnlichem Aussehen. Auch das kleine Palais der alten Fürstenfamilie von Hoh-Winterburg stand so bescheiden und unscheinbar da, obwohl der Baumeister des siebzehnten Jahrhunderts, welcher es umgebaut und restaurirt hatte, beflissen gewesen war, durch äußeren Putz die Dürftigkeit der Linien und Motive zu verhüllen.

Die Giebel mit den Wappen, die Fenster mit den Gypsguirlanden, die Thüren, die durchbrochenen Reliefs, Alles geschwärzt und bröckelnd, konnten den alten Bau in keiner Weise unter den anderen alten Häusern, von denen er umgeben war, besonders hervorheben. Er schien gleichsam degradirt. Ein schärferes Auge vermochte auch leicht zu errathen, daß seinen Besitzern entweder die Neigung oder das Vermögen mangelte, um ihn zu erneuern. Ueberall merkte man den Zahn

der Zeit. Der Finger des Belsazar hatte auf die Wände der traurigen Ruine seine Zeichen eingeschrieben. Die alten Eichenthüren, mit großen rostigen Nägeln beschlagen, waren fast den ganzen Tag geschlossen. Im Erdgeschoß gab es nicht Läden noch Geschäfte, aber die vergitterten Fenster, verstaubt und ohne Vorhänge, schienen Magazinen anzugehören, die selten geöffnet wurden.

Nur die Fenster des ersten Stockwerkes, durch welche man schon von weitem schwere dunkle Vorhänge erblicken konnte, zeigten, daß das Haus nicht unbewohnt war. Der zweite Stock bestätigte mit seinen weißen Gardinen diesen Eindruck.

Wenn man eintrat, so gelangte man in der Mitte auf einen großen, von Säulen umgebenen Platz, in dessen Tiefe ein Brunnen sichtbar war, mit schadhaften, zerbröckelten Ornamenten. Von da aus kam man zu einer breiten Stiege, die staubig und abgetreten war.

Tiefe Stille herrschte hier den ganzen Tag. Selten zeigte sich ein Bedienter in alter Livree, blau mit weißen Borden, mit grauem Kopfe und gebeugter Gestalt. Nur die Spatzen, welche auf den Gesimsen und in den Ritzen hausten, belebten mit ihrem Gezwitscher die Stille des Platzes, der mit seinen zersprungenen oder von der Feuchtigkeit emporgehobenen Fliesen den Eindruck eines Kirchhofes machte. Nicht

zwar in seiner Ausdehnung, aber in seinen Formen gemahnte dieser Vorhof seltsam an das Innere der alten genuesischen Paläste.

Das zweite Stockwerk war an eine ruhige Familie vermiethet, das erste bewohnte die Fürstin Sophie, die Großmutter des jungen Prinzen Rudolph, der sich uns bereits auf der Soiree der Fürstin Trauenstein durch seine jugendlichen aristokratischen Manieren und insbesondere durch seine große Leidenschaft für die schöne Rolina bemerkbar gemacht hatte.

Diese feurige Zuneigung des kaum zwanzigjährigen Jünglings, der eben erst seine militärische Laufbahn begann und die einzige Hoffnung seines Großmütterchens und seiner Familie bildete, zu der Tochter des Obersten Maholic verdroß viele Leute, vor denen der unerfahrene junge Mensch seine Gefühle nicht zu verbergen vermochte. Besonders aber nahm die Gräfin Z. daran Anstoß, welche mit dem fürstlichen Hause entfernt verwandt war und sich verpflichtet glaubte, den Prinzen gewissermaßen zu beaufsichtigen. Die Fürstin Sophie, Rudolph's Großmutter, lebte schon lange in einsamer Zurückgezogenheit von der großen Welt, der sie viele schmerzliche Erinnerungen zu danken hatte.

Gräfin Z., entrüstet durch die Koketterie der Oberstentochter, hätte sich die Verirrung ihres Vetters Rudolph nicht so sehr zu Herzen genommen, wenn

dabei nicht die Lust, sich an dem Baron St. Foix zu rächen, eine Rolle gespielt hätte.

Die Gräfin war einmal eine viel bewunderte Schönheit gewesen, voll Geist und Witz, und über ihre Vergangenheit wie über ihre zahlreichen Triumphe wußte man sich viel zu erzählen. Damals hatte sie Wunder gethan und alle Männer besiegt. Aber aus jener Zeit ihrer Götterähnlichkeit, die keinen Atheismus duldete, war jetzt nur noch eine majestätische Ruine übrig, und ihr letzter Anbeter war Baron St. Foix. Deßhalb hütete sie diesen letzten Besitz mit all ihren Kräften. Sie haßte Rolina, da sie sah, wie der flatterhafte Franzose zu ihr hinstrebte. Sie wollte sich rächen für diese Demüthigung und beschloß, die alte Fürstin zu warnen und den Enkel bei ihr anzuschwärzen. Sie mußte ihren Aerger loswerden, und da sie es auf andere Art nicht konnte, ging sie hin, den Prinzen Rudolph zu denunciren.

Um die Mittagszeit fuhr ihr prächtiger Wagen, mit zwei herrlichen Schimmeln bespannt, von einem musterhaft steifen, wie aus Holz geschnitzten Kutscher gelenkt, dessen sich der Lord Mayor nicht hätte zu schämen brauchen, bei dem Portale des Palais in der Herrengasse vor. Ein Lakai, von gleichem Aussehen und gleicher Würde wie der Kutscher, meldete sie an, obwol es gar keinen Zweifel litt, daß die alte Fürstin, die niemals ausging, die gräfliche Cousine empfangen würde.

Das Innere des Palais entsprach völlig seiner äußeren Physiognomie. Es war gealterte Pracht, verschlissener Prunk, eine Größe, welche sich mühselig des Ruins erwehrte.

Die Vorzimmer waren verhältnißmäßig breit und hoch, die Säle weit, aber dunkel und wie in das trübe Colorit alter Gobelins getaucht. Alles war wie ausgestorben.

Von dem früheren Schmucke war nichts hinweggenommen, aber er war auch in keinem Sinne erneuert worden. Sehr schöne Möbel, welche anderswo wegen ihres Styls bewundert worden wären, gingen hier unbeachtet in den weiten Sälen verloren.

Die Gräfin, welcher ein alter Bedienter in verschossener Livree respectvoll grüßend entgegenkam, mußte zwei leere Säle durchschreiten, bevor sie an eine vergoldete weiße Thür gelangte, an der längst das Weiße gelb und das Gold schwarz geworden war. Diese Thür führte in ein kleineres Gemach, in welchem die Fürstin Sophie sich aufzuhalten pflegte.

Dieses Zimmerchen, in dem ein Herdfeuer brannte, das ein gewisses wohnliches Behagen verbreitete, war frischer, traulicher, und obwol auch hier die weißen, vergoldeten Möbel schadhaft und mit verwitterten Gobelins bedeckt waren, so machten sie doch hier einen minder geschwärzten und vertragenen Eindruck. Am Fenster, bei einem Tischchen, das zugleich als Schreib-

pult diente und mit kleinen Bildchen von Bronze und Porcelan geziert war, welche Praterscenen darstellten, saß in einem bequemen Fauteuil die alte Dame mit weißen, glattgekämmten Haaren, schwarz gekleidet, schweigsam, mit einem noch immer schönen, von hellen Augen belebten Gesichte und einem trüben Lächeln um die Lippen. Sie war von niederem Wuchse, ziemlich beleibt, blaß und hatte in ihrer ganzen Physiognomie einen Ausdruck stillen Schmerzes, der Theilnahme weckte. Die blauen Augen hatten zwar den früheren Glanz verloren, blickten aber noch freundlich in die Welt.

Auch wenn man nichts von der Geschichte des Fürstenhauses wußte, mußte man erkennen, daß diese Frau viele und schwere Prüfungen durchgemacht hatte, daß sie still ihr schweres Los getragen, viele Thränen geweint hatte und mehr aus Pflichtgefühl als aus Freude am Leben auf der Welt geblieben war.

Zwar gab sich die alte Dame redliche Mühe, um diese kummervolle Vergangenheit zu verheimlichen, aber die Spuren derselben ließen sich nicht völlig von den Mienen verwischen.

Ihr Kopf und ihre Hände zitterten fortwährend, und dieses Zittern zeigte, wie viele Qualen sie überstanden haben mußte. Keine Arznei konnte diese convulsivischen Bewegungen beseitigen, und deßhalb hatte sich Fürstin Sophie, von anderen Ursachen abgesehen, von der Welt zurückgezogen.

Von der zahlreichen Familie waren jetzt nur noch diese schwache alte Frau und ihr Enkel, der junge Prinz Rudolph, übrig. Das Großmütterchen, durch ihre Hilflosigkeit und ihr Alter an ihren Sessel gebannt, und der Enkel, dem man seine Freiheit lassen mußte, hatten auf der Welt Niemanden außer einigen Freunden und Verwandten.

Es war kein Geheimniß, daß der Sohn der Fürstin Sophie, der Vater Rudolph's, ein Mann schön wie Antinous, nachdem er eine ausgesuchte Erziehung empfangen und vom Vater das bedeutende Vermögen ererbt, dann mit großen Hoffnungen die militärische Laufbahn betreten und sich wider seinen Willen mit einer ebenso reichen Erbin vermält hatte, in die Fesseln einer schönen, aber leichtsinnigen Künstlerin gerathen war, mit welcher er das ganze Familien-Vermögen durchgebracht und ungeheures Aergerniß hervorgerufen hatte. Die Millionen waren auf kostspieligen Reisen zerronnen, von denen alle Zeitungen erzählten, denn der Fürst hatte seine Excesse und Verirrungen nicht etwa verheimlicht, sondern sich mit ihnen gebrüstet. Weder das Flehen der Mutter noch die Mahnungen der Freunde hatten den verblendeten, von der Leidenschaft unterjochten Mann auf den Weg der Pflicht zurückzubringen vermocht. Je dringender man auf ihn eingesprochen, desto eigensinniger hatte er auf seinem Treiben bestanden und die öffentliche Meinung

verhöhnt. Das Ende war ein tragisches gewesen. Die Geliebte, der er Alles geopfert hatte, warf ihn beiseite, als sie sah, daß er ruinirt war. Mit dem Leben zerfallen und von der Leidenschaft zerwühlt, starb er im Auslande, wo ihn seine Gläubiger festgehalten hatten. Seine Gattin war ihm im Tode vorangegangen. Der alten Fürstin Sophie blieb der Enkel, noch im Kindesalter stehend, und mit ihm die ganze Last der Schulden, der Sünden und der Vereinsamung. Die Gläubiger drohten mit ungeheurem Scandal. Die alte Fürstin, bestrebt, dem Enkel einen reinen Namen zu erhalten, bezahlte alle Schulden, indem sie sich mit den Gläubigern ausglich. Darüber zerrann ihr ganzes eigenes Vermögen, ihr Schmuck, ihre Habe, Alles bis auf das Familien-Silber; aber es konnte wenigstens Niemand sich über die Familie beklagen, und auf ihrem Namen verblieb kein Makel.

Fürstin Sophie hatte durch ein Meer von Schande hindurchwaten müssen, in welchem sie auf jedem Schritte dem befleckten Namen des eigenen Sohnes begegnete. Sie war genöthigt gewesen, allen Geheimnissen seines zerstörten Lebens auf den Grund zu sehen, um dem Enkel diese Vergangenheit zu verheimlichen und zu verhüllen. Für diesen hatte sie jedes Opfer gebracht. Von dem Leben seines Vaters wußte der Sohn nur, daß er wegen seiner geschwächten Gesundheit hatte in Italien leben müssen und dort

einer unheilbaren Krankheit zum Opfer gefallen war. Das frühere große Vermögen war zusammengeschrumpft, verschuldet, um dasjenige vermindert, was daran das Beste und Theuerste gewesen war, und es reichte kaum hin, um den Enkel standesgemäß zu erziehen und seine Laufbahn zu ebnen. Der Knabe hatte Neigung zum Militärstande, und die einflußreichste Protection war ihm zugesichert. Das Großmütterchen wiegte sich in der Hoffnung, daß er mit seinem schönen Namen, mit seinen Fähigkeiten und bei ausdauernder Arbeit der Familie ihre frühere Stellung zurückerobern werde.

Die Erziehung des Prinzen Rudolph wurde von der besorgten Großmutter nach den traurigen Erfahrungen, die sie mit ihrem Sohne gemacht hatte, mit außerordentlicher, bisweilen sogar mit mehr als nothwendiger Vorsicht geleitet.

Sie behielt ihn unausgesetzt in ihrer Nähe, so lange sie konnte, gab ihm einen Geistlichen zum ersten Lehrer und Hofmeister, und nachdem die Studien beendigt waren, zog er die Uniform an, wobei die alte Frau mit mütterlicher Liebe bemüht war, ihn von jeder Gesellschaft fernzuhalten, welche unvortheilhaft auf ihn hätte einwirken können. Ueberall war er von Schutzengeln umgeben, die ihn unsichtbar überwachten.

Besonders zitterte die Großmutter, daß er nach seinem Vater gerathen könnte, und in dieser Furcht ging sie so weit, ihn mit einem ganzen Spionirsystem

zu umgeben. Vor Allem achtete sie darauf, daß er nicht mit den Mittelclassen in Berührung komme, welche ihr als die gefährlichsten erschienen. Sie bestrebte sich, ihn in den aristokratischen Kreisen festzuhalten. So oft Rudolph im Theater war und sich den Künstlern näherte, kam über die Großmutter eine unaussprechliche Angst; sie forschte nach dem Eindrucke, erbebte, wenn er die leiseste Sympathie mit denselben kundgab, und sann darauf, ihm ein Gegengift beizubringen.

Bis jetzt jedoch hatte Prinz Rudolph, der an Schönheit seinem Vater ähnlich war, dieser Welt gegenüber, welche ihm von dem Großmütterchen in den schwärzesten Farben geschildert worden war, weder Neugierde noch Sympathie gezeigt. Er unterhielt sich vortrefflich in den adeligen Salons der Hauptstadt und war trotz seiner zweiundzwanzig Jahre fast wie ein Kind naiv.

Gräfin Z. trat mit jener kalten aristokratischen Freundlichkeit, welche die schlimmsten Täuschungen hervorrufen kann, mit so herzlichen Mienen, mit so süßer Stimme, mit so respectvoller Verneigung bei der lächelnden Fürstin ein, daß diese, da sie ohnehin wenig Besuche empfing, von diesen Zeichen der Theilnahme und Ehrfurcht ganz gerührt war.

„Ich sehne mich schon lange nach dem Großmütterchen," (so wurde Fürstin Sophie von den Verwandten genannt,) rief sentimental die Gräfin.

„Mein Gott, wie gut du bist," antwortete die Fürstin mit sanfter Stimme.

„Ich mache mir Vorwürfe, daß ich Großmütterchen so lange nicht besuchen konnte," fuhr die Gräfin fort, „und wir sollten doch zu ihm pilgern, wie nach einem Wallfahrtsorte. Denn es ist uns Beispiel und Vorbild."

Die Alte erröthete bei diesen Schmeicheleien, aus denen sie mit ihrem feinen Gehöre etwas Fremdes, einen falschen Ton heraushörte.

„Heute endlich habe ich einen freien Augenblick gefunden," sprach die Gräfin weiter, indem sie Platz nahm und neugierig mit den Augen das Tischchen musterte, auf dem Handarbeiten und Andachtsbücher durcheinander lagen. „O, wie ist es hier so stille, so lieb und lauschig bei Großmütterchen nach diesem unerträglichen Lärm, in dem wir uns fortwährend umhertummeln müssen!"

Großmütterchen, deren Kopf immer heftiger zitterte, lächelte und rückte sich mit unsicheren Händen das bescheidene, schwarze Häubchen zurecht.

„Die Gesellschaften haben begonnen," sprach die Gräfin, einen Blick in den Spiegel werfend, „und sie werden uns bis zum Ende des Carnevals keine Ruhe mehr lassen. Gestern hat Fürstin Mathilde mit einem reizenden Abende den Reigen eröffnet, und da gab's natürlich auch ein Liebhaber-Theater . . ." Es war

ein boshaftes Lächeln, welches diese Worte begleitete. „Für Großmütterchen wird das wol keine Neuigkeit sein. Denn Prinz Rudolph war ja nicht nur Gast bei der Fürstin Mathilde, sondern er wirkte auch bei der Aufführung mit, und er hat seine Rolle sehr hübsch durchgeführt."

Die Alte schwieg.

„Hat er es Großmütterchen nicht erzählt, daß er ausgezeichnet spielte und Allen vortrefflich gefiel? Er war wirklich reizend im Spiel und Aussehen."

Die Fürstin erröthete von neuem und faltete die zitternden Hände.

„Rudolph," sagte sie zaghaft, „ist ein braves, bescheidenes Kind; er sagte mir nur, er habe sich sehr gefürchtet, und es habe ihm recht viele Anstrengung gekostet. . . Ich war so unruhig, daß ich mich nicht zu Bette legen konnte und nicht schlafen wollte, bis er heimkehrte. Als er kam, trat er sofort bei mir ein. Es sei ihm nicht schlecht ergangen, sagte er, und von dem Abend, von der Gesellschaft, von der Unterhaltung war er ganz entzückt."

Die Gräfin horchte gespannt, sah die Alte durchdringend an und ließ sie ungestört weitersprechen. Diese seufzte: „Ich bin so ängstlich um Rudolph, und ich habe auch vor diesem Abend gezittert, es wäre mir lieber gewesen, er hätte nicht gespielt. Der Junge ist so scheu und die Leute sind so boshaft, und wenn

ihm einmal etwas Lächerliches passirt, dann wird es ihm schwer vergessen und dann. . ." Ein plötzliches Hüsteln unterbrach ihre Worte. Sie war nicht gewöhnt, lange zu sprechen, und hatte den Athem verloren.

Sie ließ die Augen sinken mit einer fast mädchenhaften Verschämtheit, welche ganz wundersam mit ihren silbernen Haaren contrastirte.

„Ja, meine Liebe," setzte sie dann fort, „ich zittere um meinen Rudolph, aber was thun? Man kann einen Jüngling nicht aller Annehmlichkeiten berauben, die er sich in seinen Jahren wünscht; bisweilen muß er sich unterhalten, und da ist es mir lieb, daß er sich in guter Gesellschaft bewegt und dadurch von der Berührung mit der schlechten Welt, mit den glaubenslosen Leuten behütet wird, denen nichts auf der Erde heilig ist."

Die Gräfin hörte aufmerksam zu; sie machte ein so ernstes Gesicht, als ob sie diesen Gegensatz der zwei Welten ebenfalls schmerzlich empfände. In ihrem Innern freilich dachte sie sicher, daß diese äußerlich so schöne Welt nicht nothwendig auch besser sein müsse, als die andere, welche ihre Excesse verheimlicht. Da es sich indessen nicht geschickt hätte, die eigene Welt anzuklagen, senkte sie blos die Augen und antwortete, die Finger in ihr Battisttuch vergrabend. „Ja, ja, es ist wahr, Rudolph muß in den höheren Sphären sich entwickeln und lernen, den Anstand zu wahren,

denn Sie wissen es ja, liebes Großmütterchen, auch in dieser unserer besseren Welt kommen so mancherlei Geschichten vor."

Die Fürstin sah sie betroffen an, ihr armer Kopf zitterte wieder heftig, sie erblaßte ein wenig, und ihre Lippen begannen sich zu bewegen. Aber sie konnte kein Wort hervorbringen.

„Ich theile vollständig Großmütterchens Meinung," fuhr die Gräfin fort, „soweit nämlich unsere Gesellschaft wirklich das ist, was sie sein sollte und was sie niemals war. Heutzutage lassen sich auch solche Personen, wie unsere liebe, schätzbare, geniale Fürstin Mathilde, im Auslande von den neuen Ideen blenden, und die Gesellschaft in unseren Salons hört auf, eine gewählte zu sein."

Bei diesen Worten schüttelte Gräfin Z. bekümmert den Kopf. „Großmütterchen kann sich gar keine Vorstellung machen, was das am gestrigen Abende für eine Mosaik war, mit wem man da nicht Alles in Berührung gekommen ist."

Die Fürstin murmelte unmuthig vor sich hin:

„Von alledem hat mir Rudolph gar nichts gesagt."

„Ach, der empfindet das vielleicht gar nicht," warf die Gräfin ein, „aber wir!"

Es war eine bedeutsame Pause.

Für die arme Fürstin war nun hinreichender Anlaß vorhanden, um sie in Schrecken zu versetzen;

aber sie wollte, um sich nicht zu verrathen, das Gespräch ablenken.

„Ihr habt euch aber doch gut unterhalten?“

„Vortrefflich. Die Fürstin ist ja als Soubrette unvergleichlich, keine Berufs-Comödiantin kann sich mit ihr messen. Ich bewundere sie, wie die ganze Welt sie bewundert. Aber trotzdem, auch mit ihrem Talente, würde ich mich auf solche Dinge nicht einlassen. Gott behüte!“

Die Gräfin hatte dies mit großer Lebhaftigkeit gesagt und schwieg nun und senkte schamhaft die Augen. Die Alte war bei der Erinnerung an das Theater und an die Künstlerinnen recht traurig geworden, sie drückte das Gesicht auf ihre Handarbeit herunter, stützte den Kopf auf den Arm, welcher convulsivisch zitterte. Keine dieser Bewegungen, kein Zug des Mienenspiels, das übrigens leicht zu deuten war, entging dem Auge der Gräfin.

„Außer der Fürstin,“ fing sie wieder an, „that sich in der Rolle einer Naiven ein sehr schönes Mädchen mit großem Talente hervor Das Mädchen ist wirklich bezaubernd, sie gleicht einem Engel. Sie ist die Tochter eines pensionirten Obersten. Der Name ist mir entfallen. Sie hatte auch einen ungewöhnlichen Erfolg; alle Männer, den alten Mountcastle und unseren Rudolph nicht ausgenommen, Alle waren von ihr entzückt; sie verdrehte ihnen die Köpfe, man konnte

kaum an sie herankommen. Rudolph war so zuthunlich, daß ich es kaum mehr mit ansehen konnte, und da junge Leute, wie er, sehr oft sich mehr als nöthig solchen Eindrücken hingeben, so entschloß ich mich, Großmütterchen zu warnen. Man muß es ja dem Jungen sagen, daß er sich nicht in die Erstbeste verlieben und es so offen zeigen darf . . ."

Die Fürstin hatte die Hände gefaltet und rückte der Sprecherin immer näher: „Was, meine Liebe, was sagst du da? Rudolph? Und es ist sehr auffallend gewesen? O Gott, o Gott! Aber er hat mir ja von ihr nichts gesagt, außer daß sie gut gespielt hätte. Es war gar keine übertriebene Bewunderung für sie; vielleicht hast du dich geirrt. Rudolph denkt gar nicht an die Frauen."

„Geliebtes Großmütterchen," erwiderte die Gräfin, „ich bin zu alt, um mich darüber zu täuschen. Rudolph war entzückt, flatterte um sie her, und hinter den Coulissen hat er sie nicht einen Augenblick verlassen; sie aber hat natürlich mit ihm kokettirt, so viel sie nur konnte. Sie hat sich seiner wie eines Pagen bedient, sie rief ihn, schickte ihn fort, und das ist nicht mir allein, sondern noch vielen Anderen aufgefallen."

Nun begann die Alte so stark zu zittern, daß ihr anfangs die Worte versagten, und die Gräfin, welche ihren Schreck bemerkte, milderte ein wenig ihre Rede.

„O, Großmütterchen muß das aber nicht gar so ernst nehmen," sagte sie beschwichtigend, „ich habe vielleicht allzu ängstlich den Cousin beobachtet und mich am Ende zu sehr beeilt, ihn bei Großmütterchen zu verklagen, aber es ist immer besser, man sieht sich rechtzeitig vor. Rudolph ist ja ein verständiger, ernsthafter junger Mensch, es hat ja nichts zu sagen . . ."

„Aber wer ist denn nur dieses Mädchen?" fragte dringend die alte Fürstin. „Gehört sie zu unserer Welt? Ist es eine Gefahr, ihr in den Salons zu begegnen? Wieso ist sie dorthin gekommen? Wie heißt sie, aus welcher Familie stammt sie?"

„Ich habe mich nachträglich um sie erkundigt," erwiderte die Cousine rasch. „Gefährlich ist es wol nicht, ihr in den Salons zu begegnen. Mathilde fand ihr Gesicht reizend und entdeckte an ihr dramatisches Talent. Deßwegen hat sie das Mädchen bei sich zu gelassen. Aber mir scheint, die übertriebenen Huldigungen, welche man ihr darbrachte, haben auch die Fürstin erkältet; sie nannte sie eine Kokette. Und übrigens kommt das Mädchen, so viel ich weiß, nirgends hin. Nur in den Theatern und auf den Promenaden sieht man es immerfort. Es ist ein Mädchen ohne Namen, ohne Beziehungen, ohne Vermögen. Der Vater hat, wie man mir sagte, nichts als seine Pension."

„Aber du sagst, daß sie schön ist,“ unterbrach die Fürstin mit schwacher Stimme.

„Das ist nicht zu leugnen, sie ist sehr schön, brünett, mit schwarzen, ausdrucksvollen Augen, von östlichem Typus, dabei dreist, herausfordernd, anscheinend naiv, aber sehr berechnend.“

Das Bild, welches mit diesen wenigen Worten die Gräfin entworfen hatte, erinnerte die alte Fürstin so traurig an Jene, für welche ihr Sohn sein Vermögen und schließlich auch sein Leben dahingegeben hatte, daß sie die Augen mit den Händen bedeckte nnd still vor sich hinweinte. „Die war auch schwarzäugig gewesen, auch herausfordernd, auch eine vorzügliche Künstlerin, ein entzückendes Weib und — auch ohne Herz.“

Als die Gräfin sah, welch erschütternden Eindruck ihre Erzählung auf die alte Fürstin gemacht hatte, wurde sie betroffen. Sie empfand, daß sie zu weit gegangen war, aber sie konnte nicht mehr zurück.

„Um Gotteswillen,“ flüsterte sie, indem sie sich zur Fürstin herüberneigte, „ich sehe, geliebtes Großmütterchen, daß ich ungeschickt eine schmerzliche Wunde berührt habe. Verzeih mir und nimm dir's nicht so zu Herzen, es ist ja nichts Böses geschehen, und es wird auch, so Gott will, nichts daraus werden; nur meine Liebe und meine Ehrfurcht für das Großmütterchen sind schuld daran, daß ich so ungeschickt war.“

„Aber, meine Liebe,“ antwortete die Greisin, indem sie die zitternden Hände der Cousine entgegenstreckte, „ich bin dir ja im Gegentheile aus tiefster Seele dankbar. Du hast mir einen Beweis deiner Anhänglichkeit gegeben, achte nicht auf meine Thränen, ich weine gar rasch, wenn die alte Wunde berührt wird, ich bin auf meine alten Tage kindisch geworden und fürchte mich vor Allem. Aber es ist doch besser, daß ich davon weiß; wenn es auch nicht gefährlich wird, man muß aufpassen, ich danke dir.“

Mit großer Gewandtheit sprang jetzt die Gräfin auf ein anderes Thema über. Das bisherige war zu unliebsam in Thränen untergetaucht. Sie plauderte von den anderen Vorgängen des Abends, wobei sie den Prinzen Rudolph zu entlasten suchte, indem sie von den älteren Herren erzählte, die ebenfalls dem besonderen Zauber der Fremden erlegen waren. Fürstin Sophie hörte eifrig zu, ihre Thränen trockneten, aber ihre Mienen blieben trübe. Eine Weile noch bemühte sich die Gräfin, die Wirkung ihres Besuches abzuschwächen und die Matrone zu erlustigen. Sie plapperte, scherzte, witzelte, dann sah sie auf die Uhr, erhob sich rasch, als ob sie etwas zu versäumen hätte, küßte der Fürstin die Schulter und schickte sich zum Abschiede an.

Die Alte, welche allein sich nicht mehr vom Sessel erheben konnte, vermochte ihr das Geleit nicht zu geben, sondern läutete nur.

Nachdem die Cousine sich entfernt hatte, lehnte die ermüdete Greisin sich in den Fauteuil zurück, bedeckte die Augen mit der Hand und hing lange unbeweglich ihren Gedanken nach.

Was sie von der Gräfin vernommen hatte, beunruhigte sie in tiefster Seele. Sollte sie schweigen und dem Enkel nichts verrathen, oder sollte sie ihn offen zur Rede stellen? Das war die Frage, welche ihren Geist beschäftigte. Sollte sie noch strengere Aufsicht über ihn führen oder ihn beschwören, daß er sich der Gefahr und dem Verderben entziehe? Nach kurzem inneren Kampfe entschied sie sich für das Letztere. Sie wollte mit ihm offen und ehrlich reden. Was hatte es geholfen, daß sie ihrem Sohne gegenüber die Augen geschlossen und geschwiegen hatte?

Rudolph mußte wie gewöhnlich zum Mittagessen kommen.

Nach demselben wollte sie mit ihm reden und ihm auch nicht verhehlen, daß sein Verhalten gegen die Oberstentochter den Augen der Gräfin nicht entgangen war, und daß auch Andere dasselbe bemerkt hatten.

Sie sah auf die Uhr. Es war bald Mittagszeit. Man dinirte hier nach altem Brauche zwischen 1 und 2 Uhr. Ständiger Gast bei Tisch war Abbé Voisin, der alte Freund des Hauses, welcher den Prinzen Rudolph erzogen hatte. Der Abbé war ein stiller, milder, toleranter Priester, in vielen Dingen indiffe-

rent, abhold jedem Streite, kurz einer jener Geistlichen der älteren Schule, in der das achtzehnte Jahrhundert jede polemische Neigung und jeden Hang zur Propaganda ertödtet hatte. Er war anhänglich, von feinen aristokratischen Umgangsformen, gerecht und von edlen Gewohnheiten. Dadurch war die Fürstin auf ihn aufmerksam geworden, und als die Erziehung des Enkels beendet war, blieb sie ihm eine dankbare Freundin. Auch Rudolph achtete und liebte ihn.

Um ein Viertel nach Eins — in diesem Hause ging Alles nach der Uhr — ließ sich der leise, bedächtige Schritt des Abbé Voisin vernehmen, und sein zierliches Figürchen mit dem gelben Gesichte, den eingefallenen Wangen, den kleinen, glanzlosen Augen zeigte sich auf der Schwelle. Der Abbé trug ein schwarzes Gewand und aus alter Gewohnheit flache Schuhe, welche er auch im Winter nicht ablegte.

Die Unterhaltung begann stets mit dem Wetter, mit der Temperatur, mit den Graden auf dem Thermometer, mit der Beschaffenheit der Gassen u. s. w. Auch heute erstattete der Abbé seinen meteorologischen Bericht, dem jedoch die Greisin nicht mit allzu großer Aufmerksamkeit folgte; sie schien ungeduldig auf das Erscheinen des Enkels zu warten.

Kurz vor halb Zwei unterbrach der rasche Gang des Jünglings den Bericht des Priesters. Der schöne Prinz Rudolph, den die gestrige Unterhaltung durch-

aus nicht ermüdet zu haben schien, trat mit fröhlichem Lächeln auf dem Antlitz in das Zimmer.

Es war ein eigenthümlicher Reiz, der von diesem Jüngling ausging -- wie von einer Blüthe im Frühling, die noch vom Blüthenstaube bedeckt, strahlend die Hülle sprengt. Er war der echte Typus jenes alten Blutes, das durch Jahrhunderte und Generationen gährt und arbeitet, um die Gefäße, in denen es rinnt, zu idealer körperlicher Schönheit zu erheben. Alle Seelenkämpfe, alle Mühen und Schmerzen, welche am Leibe ihre Spuren zurücklassen, wie der Pflug in der Erde — sie blieben diesem Blute fern. Andere waren zum Dulden geboren, der Adel ließ Fremde für sich leiden, arbeiten und sorgen — wie hätte er dabei nicht selbst zu körperlicher Schönheit sich entwickeln sollen? Die Jahrhunderte meißelten an seinem Leibe.

Jedoch der lichten Haut, den blitzenden Augen, den rothen Lippen fehlte, wie vielen griechischen Statuen, der Geist. Der schlief ungeweckt unter der Marmorhülle, denn ihn weckt und läutert oft, ja fast stets nur das Weh und die Noth.

Prinz Rudolph war trotz seiner Anmuth im Grunde nur eine schöne Puppe, ein gedankenloser Antinous. Es war eine Freude, ihn anzuschauen, doch blos, weil für ihn das Leben keinerlei Täuschungen zu haben schien, weil er, ohne Zweifel und Bedenken, singend und scherzend der Zukunft entgegenschritt.

Als die Großmutter ihn erblickte, streckte sie hastig beide Arme nach ihm aus, als müßte sie ihren Schatz festhalten, damit er ihr nicht geraubt werde. Rudolph küßte ihr die Hand und auf ihr Geheiß auch die Wangen.

Der alte Diener öffnete eben die Thür, und der Enkel von der einen, Abbé Voisin von der andern Seite reichten der Fürstin den Arm, welche mit Mühe sich vom Sessel erhob und, auf die Beiden gestützt, langsam zum Speisezimmer schritt.

Die Mahlzeit entsprach dem Charakter des Hauses. Der Form nach war die Küche eine herrschaftliche, aber die Speisen waren knapp auf die Anzahl der Couverts berechnet, zu denen eines für die betagte Gesellschafterin und Freundin der Fürstin hinzukam, eine Dame von hohem Wuchs, mager und lebhaft, mit einem harten und unschönen Gesicht. Die Gerichte waren weder gewählt noch zahlreich. Die Fürstin aß wenig, Abbé Voisin war ebenfalls kein starker Esser, nur dem jungen Herrn wurden die Schüsseln zweimal gereicht, deren Inhalt er mit jugendlichem Appetit verzehrte. Während der Mahlzeit wurde wenig gesprochen; sie dauerte nur kurze Zeit. Die Gesellschafterin und der Priester trugen die Kosten der Unterhaltung.

Bisweilen hörte man das fröhliche Lachen Rudolph's. Der schwarze Kaffee wurde in dem Zimmer der Fürstin gereicht, und da diese dann in ihrem Sessel ein

wenig zu schlummern pflegte, so schlich Abbé Voisin unhörbar von dannen, und die Anderen folgten ihm.

Heute flüsterte die Fürstin ihrem Enkel, der sie zum Kaffee führte, leise zu, daß er bei ihr bleiben möchte, sie hätte ihm Einiges zu sagen.

Abbé Voisin wollte im Hinausschreiten mit seinem früheren Zögling ein Gespräch beginnen; da gewahrte er, daß er allein war, und behutsam entfernte er sich, da er sich denken konnte, daß das Großmütterchen den Prinzen zurückgehalten hatte.

Die Beiden waren allein.

Eine Weile zögerte die Gräfin, das Gespräch zu beginnen. Endlich glättete sich ihr Gesicht, sie lächelte und suchte einen scherzhaften Ton zu finden, obwohl ihre Stimme bebte.

„Du," sagte sie, indem sie den fröhlichen Jüngling ansah, dessen Gesicht erröthete, „heute war die Gräfin Z. bei mir, und sie hat dich bei mir verklagt."

„Mich? Warum denn? Was habe ich ihr gethan?"

„Sie klagte nicht für sich, nur eine gewisse Oberstentochter, die mit euch gestern Comödie spielte, der sollst du zu viel Artigkeit und Zuvorkommenheit erwiesen haben."

Rudolph wechselte die Farbe, wie ein Verbrecher, der auf frischer That ertappt ist. Dann versuchte er sein Schuldbewußtsein hinwegzulächeln.

„Liebe Großmutter, was ist das wieder?" rief er, „mußte ich nicht artig sein?"

„Du wirst es zu viel gewesen sein," sprach die Alte. „Es ist aufgefallen, auch Andere haben es bemerkt, und es wurde sogar davon gesprochen. Man machte sich lustig darüber. Du hast mir Unruhe verursacht."

Das Antlitz des Jünglings verdüsterte sich.

„Du hast keine Erfahrung, bist jung," setzte sie fort, „du weißt nicht, daß auch eine ganz unschuldige Aufmerksamkeit einem armen Mädchen das Köpfchen verdrehen kann, und dann überkommt vielleicht auch dich die Leidenschaft. Wozu soll das? Du bist noch ein Kind, und dieses schöne Persönchen, dem du dort zufällig begegnet bist, gehört nicht zu uns. Man muß sehr vorsichtig sein, mein theures Kind."

„Das Fräulein Maholic, die Oberstentochter," unterbrach sie Rudolph, „ist ein wohlerzogenes Fräulein, und wenn die Fürstin sie zu ihrer Gesellschaft zugelassen hat —"

„Sie läßt ja auch berufsmäßige Künstler bei sich zu," erwiderte Fürstin Sophie, indem sie ein wenig an sich hielt. „Das ist nicht ernst zu nehmen, das ist eine Marotte. Und übrigens will ich nicht, daß die Leute davon sprechen."

„Mir scheint," entgegnete nachdenklich der Prinz, „daß außer der Gräfin Niemand davon sprach. Denn es ist gar nicht darüber zu sprechen. Ich mußte artig sein, wie es Alle waren."

„Freilich," warf das Großmütterchen dazwischen, „haben sich auch die Anderen viel zu viel mit diesem Mädchen abgegeben, und sie hat, wie die Gräfin meint, auch Allen ihre Freundlichkeit mehr als nöthig erwidert. Das wäre allein schon ein Grund, sich von ihr fernzuhalten, denn das beweist, daß sie eine Kokette ist und daß sie auch gewiß keine gute Erziehung genossen hat. Ich bitte dich, Rudi, versprich mir, daß du sie nicht aufsuchen und dich nicht um ihre nähere Bekanntschaft bemühen wirst. Thu' es um meiner Ruhe willen, ich möchte nicht, daß die Leute darüber ihre Glossen machen; du weißt, ich liebe das nicht."

„Geliebte Großmutter," rief der Enkel lebhaft, indem er ihre Hände küßte, „wie soll ich mich dafür verbürgen, daß ich sie nicht irgendwo wiedersehe, und unartig zu sein, wird mir doch die Großmutter nicht befehlen?"

Die Fürstin sah ihn vorwurfsvoll an. „Versprich mir nur, daß du dich nicht bemühen wirst, die Bekanntschaft zu erneuern, du weißt ja, was du mir bist, mein Einziger, ich zittere, daß mir dich Jemand rauben könnte; ich bin eifersüchtig auf meinen Schatz."

Das Alles sagte sie so herzig und nachdrücklich, indem sie ihre Arme auf seine Schultern legte, daß Rudolph Alles vergaß, auch jene zauberhaften Augen, von denen er seit einigen Tagen fortwährend geträumt

hatte. Und vor dem Großmütterchen niederknieend, küßte er ihr die Hände, indem er sie mit seinen Worten beruhigte.

Sie drückte ihn an sich, die Thränen standen ihr in den Augen. Er war dem Vater so ähnlich, und sie wünschte doch so wenig, daß er ihm gleiche.

„Liebes, liebes Großmütterchen, sei nur ruhig," flüsterte Rudolph, indem er hinausschritt. Aber auf der Schwelle blieb er wie angewurzelt stehen. Es drückte ihm das Herz ab. Ihr zu entsagen, zu entsagen für immer -- ging es nicht über seine Kräfte?

Fünftes Capitel.

Es war am zweiten Tage nach der Soirée bei der Fürstin. Oberst Maholic hatte seinen Salon sehr sorgfältig zum Empfange von Gästen hergerichtet, seine antiken Wunderdinge künstlerisch geordnet, um sie den Beschauern beredtsam erläutern zu können. Auch Rolina hatte Gäste erwartet. Aber es kam Niemand. Frau Böhm fand dies auffällig, denn auch sie glaubte daran, daß ihr schöner Pflegling Alle bezaubern müsse, für welche er ein Interesse empfand. Daß Rolina immer gleichzeitig Mehrere zu erobern beflissen war, das wußte Frau Böhm. Abends bei dem Thee hatte der Oberst die Frage erörtert,

ob er nicht eigentlich den distinguirten Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft er bei der Fürstin Mathilde gemacht hatte, zuerst einen Besuch abstatten müßte. Es waren darunter Excellenzen und Leute von weit höherer Stellung als er, der pensionirte Oberst. Da er selbst sich über die Sache nicht klar werden konnte, und da es ihm im Grunde um Rolina mehr als um sich selbst zu thun war, da er auch, ohne sie zu fragen, nichts unternahm und die Ueberlegenheit ihres Verstandes bewunderte, richtete er an sie, als das Nachtmahl aufgetragen wurde, die Frage, was zu geschehen habe.

Rolina wünschte freilich gar sehr die neuen Bekanntschaften zu cultiviren und die frischen Beziehungen aufrechtzuerhalten. Aber sie war zugleich stolz und selbstbewußt, und nach einigem Besinnen antwortete sie mit Entschiedenheit: „Nein, nein, du brauchst dich um diese Bekanntschaften nicht gar so sehr zu bemühen, Vater. Das sähe aus, als ob du es um meinetwillen thätest, als ob wir es nöthig hätten, bei den Leuten um Rücksichten zu betteln.“

„Aber das ist eine einfache Höflichkeit,“ meinte der Oberst, „welche ich denen schuldig bin, die zuerst die Bekanntschaft mit mir gesucht haben.“

„Vielleicht ist das in der Welt so Sitte, ich weiß es nicht, aber gewiß kannst du noch warten, Vater, du brauchst dich nicht zu beeilen. Sollte es unum-

gänglich nöthig sein, so werden wir uns die Leute aussuchen. Ich dränge mich nicht auf, ich will nicht."

Eine gewisse Bitterkeit klang aus der Stimme Rolina's, obgleich sie gerade heute Grund hatte, heiter zu sein, denn drei herrliche Bouquets waren für sie bei dem Hausmeister anonym abgegeben worden. Sie rieth hin und her, wer sie gesendet haben konnte, ob der Amerikaner, Prinz Rudolph, Baron St. Foix oder vielleicht einer ihrer weniger hervorragenden Verehrer. Bisweilen pflegte ja auch jener junge Künstler, dem sie Früh begegnet war, ihr Blumen zu schicken. Sie saß über diesen Bouquets, prüfte jedes von ihnen mit forschender Aufmerksamkeit; mitunter ist unter den Blumen dies und das verborgen. An den Spitzenmanchetten, welche die Blumen zusammenhielten, suchte sie nach irgend einem Zeichen. Die Bouquets kamen sicherlich aus der großen Blumenhandlung auf der Ringstraße, dort konnte man vielleicht Näheres erfahren. Doch wollte sie selbst ihre Neugierde nicht verrathen. Frau Balbina sollte die Recognoscirung besorgen. Aber Frau Balbina, mit der sie auch heute, wie gewöhnlich, gezankt hatte, zeigte wenig Lust, sich solchem Auftrage zu unterziehen.

Des Abends näherte sich Rolina geschmeidig und mit süßer Freundlichkeit der Frau Böhm, welche sie aus vielen Gründen haßte, besonders aber deßhalb, weil ihr der Oberst zu sehr ergeben war.

Balbina war anfangs kühl, ließ sich aber schließlich erweichen.

„Es wäre schön, sehr schön von dir," sagte Rolina, „wenn du für deinen undankbaren, launenhaften Pflegling. . ." Das Uebrige flüsterte sie ihr leise ins Ohr.

„Du bist wol sehr neugierig, wer von deinen Verehrern der feurigste ist?"

„Ja wol, ich möchte wissen, auf wen ich rechnen kann."

„Aber es sind deren so Viele," meinte Balbina ironisch.

Das Mädchen zuckte mit den Achseln. „Liebe Freundin," sagte sie, „ein armes Mädchen, wie ich, muß an die Zukunft denken und Alles ausnützen."

Frau Böhm lächelte. „Ich war einmal," sagte sie, gemüthlicher werdend, „in meinen besseren Tagen in Homburg am Spieltisch. Da standen zwei Spieler neben mir. Einer von ihnen setzte auf alle Nummern, der Andere nur auf eine einzige. Weißt du, wer gewonnen hat?"

„Natürlich der Letztere," antwortete Rolina lachend; „aber was thun? Ich muß auf mehrere Nummern setzen, damit ich wenigstens mit einer gewinne."

Am andern Morgen ging Frau Böhm in die Blumenhandlung. Sie nahm die Spitzen und eine Beschreibung der Bouquets mit sich. Da sie mit der

Verkäuferin bekannt war, so unterhielt sie sich mit derselben, ohne zu verrathen, daß sie ihr ein Geheimniß abfragen wolle, und ohne geradezu ihre Absicht zu offenbaren. Aber sie erfuhr nichts.

„Wie sollen wir jeden Käufer im Gedächtnisse behalten? Es kommen und gehen täglich so viele Leute, und die meisten sind uns unbekannt. Eines dieser Bouquets, dessen erinnere ich mich, hat ein hübscher junger Mann, ein Sohn des Bankiers Morimer, gekauft. Doch kann ich nicht dafür bürgen. Es kommt mir nur so vor. Kennen Sie ihn?"

Frau Balbina verneinte die Frage, obzwar Rolina aus ihren Bekanntschaften niemals ein Hehl gemacht und wiederholt dieses jungen Mannes Erwähnung gethan hatte. Frau Böhm kehrte unverrichteter Sache nach Hause zurück. Sie hatte nur von dem Einen erfahren, der just am wenigsten erwünscht war.

Rolina ging an diesem Tage nicht aus. Heute glaubte sie sicher, daß Gäste kommen würden, und da es sich nicht schickte, sie ohne den Vater zu empfangen, so nöthigte sie auch den Obersten, welcher schon im Begriffe war, seine Antiquare zu besuchen, zu Hause zu bleiben; sie bat ihn nicht darum, sie befahl es ihm.

Nachdem sie ihm die Mütze aus der Hand genommen hatte, rief sie ärgerlich: „Du kannst nicht einen einzigen Tag ruhig zu Hause sitzen. Heute wird sicher ein Besuch kommen, und ich allein kann ihn nicht

empfangen; du wirst zu Hause bleiben, wenn ich bitten darf.“

Der Oberst, an derartige Ordonnanzen gewöhnt, zog sich gutmüthig in sein Zimmer zurück und brannte sich eine Cigarre an.

Gegen 12 Uhr wurde die Glocke gezogen. Rolina war bereits zum Empfange von Gästen gerüstet und mit gewohntem Geschmacke gekleidet. Sie verstand es, mit ihrer Toilette Wunder zu schaffen. Sie besaß nicht viele Kleider, aber mit dem Wenigen, das sie hatte, wußte sie so trefflich Haus zu halten, eines mit dem andern so passend zusammenzusetzen, daß Alles wie neu erschien. Und dabei war sie stets auf Einfachheit bedacht, obwol immer etwas Auffälliges und Blendendes an ihren Kleidern die Blicke fesselte. Heute war sie schwarz gekleidet, und das ist immer schön. Sie saß just im Salon, mit einem Buche in der Hand, welches sie nicht las, als die Dienstmagd ihr eine Visitkarte überreichte. Es war diejenige des Herrn Esteban Corcero Prolados. Ihre Augen leuchteten.

Der Oberst kam rasch aus seinem Zimmer, um den Amerikaner zu begrüßen, welcher ihm bei der Fürstin Mathilde vorgestellt worden war. Maholic, der in lebhafte Bewegung gerieth, so oft es sich um Leute handelte, die er für Bewerber um seine Tochter hielt, hatte sich sehr eingehend bei allen seinen Bekannten über den Amerikaner erkundigt, aber nicht gerade viel erfahren.

Die verschiedensten Gerüchte waren über diese mysteriöse Persönlichkeit im Umlauf. Viele mißtrauten dem Geheimnisse, das sie umgab, Andere hielten den Amerikaner für einen politischen Agenten; die Meisten wußten nur, daß er sehr reich sei, viel Geld ausgebe, auf großem Fuße lebe und an dieser Art zu leben Gefallen fand.

Man wußte nicht, von wem und wann er in die Gesellschaften der Hauptstadt eingeführt worden, aber es war eine Thatsache, daß er in den aristokratischesten Häusern zu finden war, mit der großen Welt und sogar in solchen Kreisen verkehrte, zu denen es sonst nicht leicht war, den Zutritt zu erlangen. Man sah ihn auf den Hofbällen und in den Gesellschaften der Botschafter und Minister.

Er fuhr in einer Equipage mit einem Jäger oder Kammerdiener auf dem Bock.

Trotzdem hielten ihn nicht Wenige für einen dunklen Ehrenmann und vermieden es, in vertraulichere Beziehungen zu ihm zu treten.

Man fand, daß seine Bildung sehr viel zu wünschen übrig ließ. Er war gewandt, aber unwissend in vielen Dingen, welche in Europa zu den elementarsten gehören. Man schob dies auf Rechnung seiner amerikanischen Herkunft. Rolina urtheilte streng über ihn, sie hielt ihn anfänglich für das, was er in der That war, für auffallend häßlich, wüst und gedankenlos. Aber

die Millionen, von denen man sprach, machten ihr ihn erträglich und sogar angenehm. Sie lächelte ihn an, kokettirte mit ihm so natürlich, lebhaft und ungezwungen, wie mit dem Prinzen Rudolph, mit Adam Morimer und unzähligen Anderen.

Sie besaß darin eine solche Uebung, daß es sie nicht die geringste Ueberwindung kostete.

Der Amerikaner trat ein wenig plump und unbeholfen in den Salon, was Rolina ebenfalls seinen amerikanischen Gewohnheiten zuschrieb. Er begrüßte sie, indem er ihr die Hand reichte, dann drückte er dem Obersten die Hand und setzte sich, in sehr gewöhnlicher Art das Gespräch an den Abend bei der Fürstin und an die Vorstellung anknüpfend, wovon, wie er sagte, in der ganzen Stadt die Rede sei.

Sogar die „Rakete" hatte auf ihrer ersten Seite eine Caricatur der Fürstin in der Soubrettenrolle gebracht und sie als die künftige Nachfolgerin des Fräuleins G. persiflirt, welches Berlin den Wienern zu entführen im Begriffe wäre. Die Caricatur war vortrefflich, und die Fürstin besaß Tact genug, sich an derselben zu ergötzen und sie in ihrem Salon auf dem Tische auszulegen.

Die kluge Rolina, welche sich leicht in jeder Unterhaltung zurechtfand und bei ihrer Belesenheit und Vielseitigkeit niemals um Uebergänge verlegen war, wurde nach den ersten Worten des Gespräches mit

dem Amerikaner in ihrer Ueberzeugung bekräftigt, daß sie es mit einem wenig gebildeten, beschränkten Menschen zu thun hatte.

Aber dies irritirte sie ebensowenig wie seine Häßlichkeit. Don Esteban wäre ihr im Gegentheil noch weniger angenehm gewesen, wenn er zu gescheit und klug gewesen wäre.

So oft er in der Conversation stockte, kam sie ihm geschickt zu Hilfe. Don Esteban sprach aber mehr mit den funkelnden Augen, als mit den Lippen, und diese Art der Unterhaltung von Aug' zu Aug' ging ganz vortrefflich von statten.

Rolina schaute ihm bald dreist, bald scheu und zaghaft ins Gesicht. Maholic, den nur der Gedanke beherrschte, etwas Genaueres über den Gast zu erfahren, versuchte, ihn in der ungeschicktesten Weise auszuforschen. Der Amerikaner jedoch war trotz seiner großen Unbeholfenheit sehr auf der Huth und ließ sich nicht beirren; er speiste den Obersten mit allgemeinen Redensarten ab.

Maholic fragte ihn, wie lange er schon in Europa reise. „O, ich bin schon länger als ein Jahr auf dem Continente," antwortete Don Esteban. „Einige Zeit war ich in London, etwas später in Paris, ich wollte auch Madrid kennen lernen, aber dort gefiel es mir nicht. Von Wien werde ich wol nicht sobald mich losreißen. Ich finde diese Stadt sehr

angenehm und gastfreundlich. Ich bin von ihr ganz entzückt."

„Wenn Sie Ihre Geschäfte nicht von hier fortrufen," meinte Maholic, „so könnten Sie für immer bei uns bleiben."

Der Hinweis auf die Geschäfte machte den Amerikaner stutzig, er blickte vorsichtig umher und sagte dann bedächtig: „Meine Geschäfte erfordern meine Rückkehr nach Amerika nicht . . . übrigens hängt dies von so vielen Umständen ab . . ."

Der Oberst erwähnte auch des großen Grundbesitzes, auf den man als Herr immer seine Augen gerichtet haben müsse. Don Esteban sah ihn wieder prüfend an und wurde unruhig. „Ach, ja," meinte er, „Grundbesitz . . . der macht Sorgen. Aber dazu hat man ja seine Verwalter und Pächter. Ich habe ganz verläßliche Leute."

Schließlich machte Maholic den Versuch, ihn darüber auszuholen, in welchem Staate seine Besitzungen lägen. Darüber wurde der ohnehin schon roth gefärbte Amerikaner noch röther, er brummte etwas Unverständliches in den Bart und gab plötzlich dem Gespräche eine ganz neue Wendung, so daß man erkennen mußte, wie unbequem ihm das Thema war.

Der Oberst gebot seiner Neugierde Einhalt, verschob die Fortsetzung der Inquisition auf eine spätere Zeit und bemühte sich, durch Höflichkeit wieder gut-

zumachen, was er durch seine aufdringliche Wißbegierde verdorben hatte.

Don Esteban begann nun von der Schönheit und Pracht der Donaustadt zu schwärmen. Er fragte den Obersten nach den Preisen der Häuser in der Stadt, der Villen auf dem Lande und ob er vielleicht für eine halbe Million Dollars einen preiswürdigen und schönen Besitz erwerben könne.

Maholic bekam jetzt einen hohen Begriff von dem Amerikaner. Auch Rolina zeigte sich von dieser Frage sehr erbaut und verdoppelte ihre Aufmerksamkeit gegen den Gast, der so leichthin von einer halben Million Dollars sprach. Maholic kramte aus, was er von den Häuser- und Villenpreisen wußte, und nannte einige, die ihm sehr empfehlenswerth erschienen. Aber Don Esteban stellte große Ansprüche. Er brauche, sagte er, geräumige Ställe für seine Pferde und Wagen, Remisen und Orangerien, einige Salons und Gastzimmer und für seine zahlreiche Dienerschaft ausgedehnte Räumlichkeiten.

Aus alledem war zu entnehmen, daß Don Esteban in der That ein großes Vermögen besitzen und an ein Leben in vornehmstem Style gewohnt sein mußte; dennoch fiel es der forschenden Rolina auf, daß der Nabob mitunter die Bewegungen und Mienen eines Lakaien hatte. Maholic wurde abermals neugierig. Er fragte nach Don Esteban's Familien-Verhältnissen.

Der Gast wurde ungeduldig und gab kurz zur Antwort, daß er nur eine alte Mutter habe, welche aber um keinen Preis aus Amerika nach Europa übersiedeln wolle. „Was mich betrifft," fügte er hinzu, „so zieht es mich nicht sehr nach der neuen Welt zurück, ich finde das Leben in Europa viel angenehmer und auch das Klima gesünder."

Am liebsten, sprach er mit einem Seitenblicke auf Rolina weiter, würde er in einem der europäischen Staaten sich niederlassen und irgendwo auf dem Continente ein Nest bauen. Die Wahl habe er noch nicht getroffen. Vielleicht auch, fuhr er fort, werde er sich verheiraten, denn das Junggesellenleben fange an, ihm unbequem zu werden. Er müsse nur eben ein Mädchen finden, das ihm zusage.

Dieses Bekenntniß, welches den Obersten mit freudigen Ahnungen erfüllte, war so merkwürdig deutlich, es kam so amerikanisch plump, so unverhofft und rasch heraus, daß Rolina es anfangs nur mit einem kurzen blitzartigen Aufblicke erwiderte. Dann aber senkte sie schüchtern und verschämt die Augen zu Boden. Als sie nach einer Weile den Blick wieder auf den Gast richtete, war er so seelenvoll und weich, daß Don Esteban auf seinem Sessel erzitterte, als wollte er aufspringen und irgend eine Unziemlichkeit begehen.

Dazu kam es indessen nicht Der Oberst, in ausgezeichnete Laune versetzt, schmunzelte und meinte, es

sei nichts in der Welt leichter, als in Wien sich zu verheiraten, und es sei auch nichts vernünftiger, als eine Wienerin zur Frau zu nehmen, denn die Wienerinnen seien ja doch die schönsten und liebenswürdigsten Frauen auf dem ganzen Erdenrund.

Don Esteban stimmte ihm lebhaft zu; er bestätigte mit feuriger Beredtsamkeit die Behauptung des Alten. So war die Conversation rasch zu einem Höhepunkte gelangt, über den hinaus sie sich nicht mehr zu erheben vermochte. Man wechselte noch einige bedeutsame Blicke, und Don Esteban entfernte sich, indem er um die Erlaubniß bat, seine Besuche wiederholen zu dürfen.

Maholic begleitete ihn nicht nur bis in das Vorzimmer hinaus, sondern half ihm auch eigenhändig in seinen Pelz.

Als er in den Salon zurückkehrte, fand er die Tochter strahlend vor Glück und Zuversicht, so daß er sich nicht enthalten konnte, sie zu umarmen.

„Nun," rief er, „dem hast du ordentlich den Kopf heiß gemacht! . . ."

„Ja wol, nur bitte ich, daß Ihr mir nichts dazwischenredet. Laßt mich nur ganz allein machen, sonst könntet Ihr mir das Spiel verderben. So wie ich es begonnen habe, will ich es auch zu Ende bringen."

Es war keine Zeit, dieses Gespräch fortzuführen, denn abermals vernahm man die Glocke. Rolina ließ sich rasch auf einen Sessel niedergleiten und suchte sich

eine gleichgiltige Miene zu geben, um sich dem neuen Gaste nicht zu verrathen. Doch wer konnte das sein? Die Dienstmagd meldete Niemanden.

Da stand er schon auf der Schwelle, ein artiger Blondin von schlankem Wuchse, wohlgebaut, mit dem ruhigen, ernsten, etwas gerötheten Gesichte eines Landedelmannes. Die Haare waren licht, der Schnurrbart dunkelbraun, die Augen groß und blau, das Antlitz oval, die Nase römisch, der ganze Schnitt der Physiognomie fremdartig, keinesfalls deutsch.

Maholic, welcher lange in Galizien gedient hatte, hielt ihn für einen Polen; er konnte sich seiner nicht erinnern, und auch Rolina, die ihn mit ihren Blicken musterte, wußte nicht, wer er sein könne.

Der Gast blieb lächelnd in der Thür stehen; er wartete, ob man sich seiner erinnern und ihn erkennen werde. Endlich begann er mit klangvoller, weicher Stimme: „Es ist schon lange her, daß ich die Ehre hatte, Ihnen bekannt zu sein; ich muß mich von neuem vorstellen."

Dann machte er einige Schritte vorwärts, streckte dem Obersten die Hände hin und ließ dabei die Augen nicht von Rolina los, deren Gesicht von einer plötzlichen Röthe bedeckt wurde. Sie hatte ihn an der Stimme bereits erkannt.

„So erinnern Sie sich nicht mehr, Herr Oberst," sprach der Gast, „an Broniszewice und an den kleinen Stanislaus?"

Nun streckte auch Maholic vor Freude beide Hände in die Höhe und rief:

„Sapperment, der Graf!“ Rolina kam flink auf den Gast zu. „Sie haben sich aber so verändert, Graf!“

„Ich bin gealtert, nicht?“

„Nein. Sie sind ein Mann geworden.“

Die Begrüßung war eine sehr herzliche.

„Wie lange haben wir uns nun nicht mehr gesehen?“ fing Maholic an.

„Fünf volle Jahre,“ antwortete der Fremde. „Aber an Fräulein Rolina ist davon nichts zu merken. Ich hätte sie überall erkannt. Und auch Sie, Herr Oberst, erkannte ich gleich. Nur ich, ich habe mich so häßlich verändert.“

Vor fünf Jahren war der Oberst noch im activen Dienst und Regiments-Commandant gewesen. Er hatte damals mit seinem Regiment in Galizien, bei Przemysl, gestanden und sein Hauptquartier in Bronisczewice gehabt, welches dem Vater von Stanislaus Bronisz gehörte. Stanislaus selbst war zu jener Zeit im letzten Semester seiner Universitäts-Studien gewesen.

Maholic hatte dort Rolina bei sich gehabt und Frau Böhm, welche dem Mädchen Gesellschaft leistete; außerdem eine kleine Waise, mit der Frau Balbina sich sorgsam beschäftigt hatte, während Rolina sie nicht leiden mochte. Mit dem alten Grafen Bronisz war Maholic sehr befreundet gewesen; es hatte eine

herzliche Zuneigung zwischen den Beiden bestanden. Auch zwischen der kleinen Rolina und dem jungen Akademiker hatte sich ein unschuldiger Roman, eine poetische Frühlingsgeschichte entsponnen. Empfindsame Briefe, verstohlene Spaziergänge, kurz, die ganze Geschichte einer ersten reinen Liebe zweier Herzen, die zum erstenmale für einander schlagen, hatte sich unter den alten Linden von Broniszewice abgespielt. Zum Glück oder Unglück war der alte Graf der Sache auf die Spur gekommen, und er hatte den Sohn eiligst nach Krakau zurückgeschickt. Man schwur sich beim Abschiede ewige Liebe, Treue bis an das Grab. Dann, nach einigen Monaten, kokettirte Rolina mit dem Regiments-Adjutanten, einem Grafen, den der Dienst bald darauf anderswohin abrief. Es kamen neue Opfer an die Reihe, und Stanislaus, obwol sie ihm ein freundliches Andenken bewahrte, trat in den Hintergrund. Er aber war beständig gewesen und hatte sein Ideal nicht vergessen.

Die Bronisz waren eine alte Adelsfamilie, welche vordem keinen andern Titel gehabt hatte, als den der Aemter, die ihre Mitglieder im Staate versehen hatten. Nach der Theilung des Landes erhielten sie wie Andere als Ersatz für die verlorenen öffentlichen Stellungen die Grafenkrone.

Jetzt gibt es Grafen und Barone nirgends mehr als unter dem polnischen Adel, und dies ist sonderbar

genug: denn eigentlich sollte es nirgends weniger geben, als bei den Polen.

Der alte Bronisz konnte auch anfänglich dem Reichsgrafentitel keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen; er klang ihm zu fremdartig. Am Ende gewöhnte er sich an ihn, zumal derselbe ihm gewisse nicht zu verachtende Privilegien verlieh.

Und war er auch Reichsgraf, so blieb er doch der alte schlichte Edelmann von reinem Blute, mit allen Vorzügen und Fehlern eines solchen.

Ritterlich, gastfreundlich, herzlich, fromm, um seine Habe und um seinen Namen besorgt, war er zugleich selbstbewußt und stolz. Er wollte etwas vorstellen in der Welt, hielt offenes Haus, bemühte sich um die gute Meinung der Leute, um derentwillen er auch manches Opfer nicht scheute.

Herr Stephan trug sich polnisch und war trotz seiner Jahre ein schöner, galanter Mann. Er kümmerte sich nicht viel um die Wirthschaft, denn er liebte die andauernde Arbeit nicht und verließ sich gern auf seine Leute.

Sein Vermögen verminderte sich aber trotzdem nicht, wie dasjenige der Anderen, denn er sparte fleißig, da er seinem einzigen Sohne möglichst viel hinterlassen wollte und emsig danach trachtete, ihn zur Erhöhung des Glanzes seines Hauses mit einer Potocka oder Sapieha zu verheirathen.

Eine Polin aber sollte es jedenfalls sein; an eine Andere, und wäre es auch eine Fürstin gewesen, wollte er gar nicht denken. Die Kinder, pflegte er zu sagen, arten der Mutter nach; vom Vater haben sie den Namen, von ihr das Herz und die Sprache. Wenn also sein Sohn sich nicht mit einer Polin verheiratete, so konnten dessen Kinder keine Polen sein, und das hätte Herr Stephan nicht ertragen.

Den Roman mit Fräulein Maholic nahm der alte Graf nicht ernst; das, meinte er, würde vorübergehen.

Sein Stanislaus aber hatte sich inzwischen so gründlich in die schöne Rolina verliebt, und die ersten Küsse, die er von ihr empfing, hatten ihn so sehr berauscht, daß noch nach fünfjähriger Trennung die Erinnerung an jene Liebe in ihm durchaus nicht erloschen war.

Im Gegentheil, die Liebe war gewachsen in seiner Seele, und nun hatte er sich zufällig in Wien befunden, hatte den Namen Maholic aussprechen gehört und war, wie verzaubert von diesem Klange, sofort in die Wohnung des Obersten geeilt. Erst auf der Schwelle wurde er ein wenig zaghaft und ängstlich. Und nun stand er vor ihr, so bewegt, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte. Wie damals, so schnürte ihm auch jetzt das Glück die Kehle zu. Und auch das Fräulein war verwirrt, auch sie gedachte der

abendlichen Spaziergänge unter den alten Linden, der Schwüre, Briefe, Küsse. Heute freilich war Alles für sie nur Erinnerung aus der Kinderzeit, aus den Tagen des ersten unbestimmten Sehnens. Sie hatte seitdem oft schon darüber gelacht, und doch, da nun Stanislaus vor ihr stand, hob sich ihr Busen und ihr Herz pochte fast hörbar. Sie wußte es nicht, aber es kam wie eine Ahnung über sie, daß ihm diese Erinnerung nicht wie ihr etwas längst Abgeschlossenes war, nicht ein Funke, der längst verglommen, sondern daß er komme, um sie an ihre Schwüre zu erinnern. In seinen Augen las sie, daß seine Liebe nicht erloschen war.

Freilich, auf ihrem Register standen jetzt der amerikanische Millionär, der Sohn des reichen Bankiers, der jugendliche Prinz und noch viele Andere. Aber auch der junge Graf Bronisz war nicht zu verachten. Er war ein einziger Sohn, der künftige Erbe großer Güter, und wenn auch sein Vater einer Verbindung mit ihr widerstrebte, so konnte er warten, bis sich der Schwur, den er daheim unter der Linde geschworen hatte, erfüllte.

Das Alles ging ihr jetzt blitzschnell durch den Kopf, und sie beschloß, von sich aus mit keinem Worte auf die vergangene Jugendzeit zurückzukommen, aber Stanislaus nicht zurückzuweisen, wenn er jene Erinnerungen erneuern sollte.

Sie empfand sogar eine gewisse Zärtlichkeit für diesen ersten ihrer Liebhaber, für diesen schönen Stanislaus Bronisz, der jetzt, zum Manne geworden, mit aristokratischen Manieren auftrat, wenn auch ein klein wenig der Landedelmann sich noch immer an ihm erkennen ließ.

Der alte Maholic brach beinahe in Thränen aus, indem er sich der früheren Zeiten des activen Dienstes erinnerte; er hörte nicht auf, nach dem Grafen Stephan und nach anderen Bekannten aus jener Zeit, mit denen er einst frohe Tage auf der Jagd und bei der Tafel verlebt hatte, sich zu erkundigen. Rolina blickte zärtlich, innig, schmachtend auf ihren ersten Geliebten, ganz so, wie sie kurz vorher den Amerikaner angeblickt hatte.

War Stanislaus wirklich ihre erste Liebe gewesen? War sie nicht vorher noch, ehe sie das kurze Kleidchen abgelegt hatte, von Frau Böhm dabei ertappt worden, wie sie an einen Studenten ein zärtliches Briefchen schrieb? Doch der Roman mit Bronisz hatte weiter geführt, zu Schwüren und Küssen; der Mond war ihr Zeuge gewesen, als sie zusammen unter der Linde saßen, und die Nachtigallen hatten dazu gesungen.

Bei den ersten Worten Stanislaus' überzeugte sich Rolina, daß er der Alte geblieben war. Er war so bewegt, so zutraulich und so gewiß, daß sie ihn

erwartet habe. Rolina wollte sich dafür dankbar erweisen. Als man den Obersten für einen Augenblick abrief, ergriff Stanislaus hastig ihre Hände und bedeckte sie mit feurigen Küssen.

„O, meine Königin," rief er mit jugendlicher Begeisterung, „hast du meiner gedacht? Ich habe während dieser ganzen fünf Jahre — was sage ich, fünf Jahrhunderte — nur von dir geträumt. Ich war und bin dir treu. Mit der alten Liebe, ja mit einer heißeren kehre ich zu dir zurück, mein Engel." Rolina legte ihm die Finger auf den Mund, aber sie lächelte und drückte ihm die Hände. Er glaubte in diesen schwarzen Augen, in denen jeder las, was er wollte, die alte Neigung wiederzufinden.

„Bleibst du lange in Wien?" fragte sie.

„Weiß ich's jetzt!" rief Bronisz. „Ich wollte nur für kurze Zeit hier bleiben, aber nun weiß ich nicht, wie ich mich losreißen werde . . . Ach, es wird mir so schwer fallen!"

Wiederlegten sich die schönen Hände auf seine Lippen.

„Pst!" flüsterte sie rasch, „der Vater ist sehr strenge und mißtrauisch, wir müssen vorsichtig sein."

„Ach, und wir haben uns doch so viel zu sagen . . . Aber wo, wann, wie sollen wir uns wiedersehen?" fragte leise der Graf.

„Ich weiß es noch nicht, wir müssen nachdenken, etwas aussinnen."

Bronisz war überglücklich; er verschlang sie mit seinen Augen. Am liebsten wäre er aus dem Strahlenkreise dieses vergötterten Ideals niemals wieder hinweggezogen.

Der Oberst kehrte zurück, überschüttete ihn von neuem mit seinen Fragen nach dem Vater, nach den Bekannten, nach einer Unzahl von Kleinigkeiten, deren er sich mit Vergnügen erinnerte, wobei er mit Selbstgefälligkeit sich seines trefflichen Gedächtnisses rühmte. Rolina kam ihm dabei flott zu Hilfe, stellte auch ihrerseits doppelsinnige Fragen, die nur für Stanislaus verständlich waren. Sie wollte wissen, ob die alte Linde, welche zwischen dem Hofe und dem Vorwerke gestanden und die sie so sehr geliebt hatte, nicht vom Sturme gefällt worden.

Stanislaus erröthete bei der Erinnerung an jene abendlichen Spaziergänge und versicherte feurig, die Linde sei noch vorhanden, sie verjünge sich jedes Jahr und werde bald mit einer neuen Bank versehen werden.

Maholic sprach von den Hunden, den Pferden, von den Wäldern, in denen er einst gejagt hatte; von den alten Bedienten auf dem Hofe; er schwur ein- über das anderemal, daß er nie wieder in einem besseren und schöneren Quartier gewesen, als damals in Broniszewice.

Frau Böhm kam, um anzukündigen, daß das Mittagsessen bereit stehe; und auch sie bewillkommte

mit gleicher Herzlichkeit den jungen Bronisz, denn auch ihr war der Aufenthalt auf dem Dorfe in angenehmster Erinnerung geblieben.

Stanislaus begrüßte sie freundlich, fragte sie um die kleine Waise, die sie damals bei sich gehabt hatte, jedoch bei deren Erwähnung wurde Frau Böhm verwirrt; sie antwortete mit unsicherer, zitternder Stimme. Rolina's Gesicht war dunkelroth geworden; der Oberst wendete sich verlegen zum Fenster, und Bronisz, welcher merkte, daß er einen wunden Fleck berührt hatte, versank in Schweigen. Alle waren plötzlich stumm geworden.

Für Frau Böhm war das Liebesverhältniß Rolina's mit Stanislaus kein Geheimniß gewesen, aber jetzt, nach so vielen Jahren, glaubte sie nicht, daß dasselbe sich erneuern könne. Nach einer Pause, während welcher Alles geschwiegen hatte, wendete sich Bronisz wieder zu Rolina, die noch mit finsterer Miene dasaß; er bemühte sich, sie durch ein anderes Thema zu erheitern. Das aber gelang ihm nicht sehr, und da die Mahlzeit wartete, so verabschiedete er sich, wobei er recht bald wiederzukommen versprach. Erhitzt, mit pochendem Herzen stieg er die Treppen hinab.

„O wie sie schön ist!“ wiederholte er sich, „so schön wie eine Göttin. Und wie lieb sie ist! Ist es nicht ein Wink des Schicksals, daß ich sie wiederfand?“

Er gedachte des Vaters, und dabei runzelte sich seine Stirne.

„Und müßte ich mein Lebenlang auf sie warten und würde ich grau darüber! . . . Ich werde diese Liebe in meinem Herzen verschließen; ich werde leiden, aber warten!"

Sechstes Capitel.

Es ist Frühling worden.

Und der Wiener Frühling ist ein wunderlicher Geselle, voll Unbestand und Launenhaftigkeit. Im April gehen die Blumen auf, der Mai überschüttet sie mit Frost und Schnee. Die Sonne ringt mit dem Winde, der eisig von den Höhen herunterweht und die zarten Frühlingskinder unbarmherzig bereift. Der Kalender hat kein Mitleid, weder mit der Praterfahrt am ersten Maitage, noch mit Crocus und Narcisse, die sich voreilig aus der Erde herausgewagt.

Und die Wiener haben selbst etwas von dieser Veränderlichkeit der Natur auch in ihrem Wesen, die Wiener und zumal die Wienerinnen. Sie freuen sich der Sonne, zürnen der Kälte und sind doch selbst wechselnd und wandelbar wie ihr Klima.

Der Stadt zu entrinnen, gen Nord oder Süd, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen, denn noch hat der Winter sich nicht ganz verabschiedet. Die Landhäuser draußen verschönt noch kein Blätterschmuck, die

Curorte sind leer. Die Auswanderung der Gesunden und Kranken zur Erholung und Zerstreuung wird erst später beginnen.

Und wie alle Uebergangszeiten, so ist auch diese schwer zu überstehen. In den Theatern keine Novitäten, nur Reprisen und alter Nothbehelf des Repertoires, die Künstler auf Gastreisen, die Concerte verklungen, die Bälle verrauscht.

Man unterhält sich, so gut oder schlecht es gehen mag, indem man der Zeit vorausdenkt und künftige Reisepläne aussinnt.

Im ersten Stockwerke eines stattlichen Hauses am Opernring, das der Baumeister mit allen Mitteln einer raffinirten Ornamentik beladen hat, gleichsam um es über die beschämten Nachbarhäuser zu erheben, in einem mit Comfort und Geschmack eingerichteten Zimmer sitzt ein Mann in den besten Jahren; seine dunklen Haare beginnen hie und da bereits zu ergrauen. Er erhebt sich von Zeit zu Zeit und wandelt nachdenklich, mit langsamen Schritten durch das Gemach. Die Cigarre behält er mehr zum Zeitvertreib als aus Bedürfniß zwischen den Lippen. Sie ist ihm verzweifelt gleichgiltig, diese arme Cigarre; er thut einige Züge, dann vergißt er, sie brennend zu erhalten, und zerblättert sie zwischen den Fingern.

Es ist Mittagszeit. Die Strahlen der Frühlingssonne stehlen sich durch die Fenster, aber immer nur

für einen Augenblick, denn sie werden von den ziehenden Wolken verscheucht. Von der Straße dringt unaufhörliches Wagengerassel herauf, doch der Mann vernimmt es kaum, sein Ohr hat sich längst daran gewöhnt.

Im Kamine prasselt trotz der lauen Temperatur, welche draußen herrscht, ein lustiges Feuer.

Die Ausstattung des Zimmers ist keineswegs luxuriös. Das gesammte Inventar besteht aus einem schön geschnitzten Schreibtische und Möbeln von entsprechendem Style, einer Chaiselongue, einem Tischchen, das von einem Teppiche bedeckt ist, einigen Bildern schweizerischer Landschaften ohne besonderen Werth. Man erkennt es auf den ersten Blick, daß hier ein Mann der Arbeit wohnt. Auf dem Schreibtische liegen, sorgfältig geschichtet, geöffnete Briefe, Rechnungen, Telegramme, Notizen, von Briefbeschwerern zusammengehalten. Dem Bewohner dieses Gemaches ist es weniger um Glanz, als um Bequemlichkeit und Behagen zu thun. Der kunstvoll construirte Sessel vor dem Schreibtische gestattet ihm, wenn er arbeitet, sich zu wenden und zu drehen, emporzurichten und zurückzulehnen, wie es eben seine Stimmung erheischt; es sitzt sich leicht uud elastisch auf den Sprungfedern, und an der Lehne ist ein drehbares Pult angebracht, auf das zur Lectüre Bücher oder Schriftstücke gelegt werden können.

Zwei Thüren führen aus dem Zimmer, die eine in die inneren Gemächer, die andere auf den Corridor. Eine elektrische Verbindung erleichtert den Verkehr mit dem Dienstpersonal.

Es ist der Herr des Hauses, der das Zimmer durchwandelt. Er ist nicht mehr jung, aber gesund und kräftig, weder beleibt noch hager, beweglich und von den Jahren nicht gebeugt. Zwischen den breiten Schultern über der gewölbten Brust sitzt ein mächtiger Kopf mit ergrauenden Haaren, die Mienen deuten auf Selbstbewußtsein und Thatkraft. Der Schnitt des Gesichtes verräth die orientalische Herkunft; klug und scharf sind die dunklen Augen, die Stirne ist breit und glatt. Um den Mund spielt fast immer, als wäre es von ihm unzertrennlich, ein ironisches Lächeln, das aber durch eine gewisse Bonhommie gemildert ist. Er ist einfach gekleidet, jedoch mit einer bequemen Eleganz, die zu seinen Jahren paßt. Nichts an ihm reizt die Aufmerksamkeit; anstatt der Uhrkette trägt er ein schwarzes Band.

Er erwartet Jemanden, denn von Zeit zu Zeit bleibt er plötzlich stehen, als ob er aufhorchte, oder späht durch das Fenster nach der Straße hinunter, wobei er eine leise Ungeduld nicht verheimlicht. Dann wieder blickt er auf die Uhr, die neben einer marmornen Porträtbüste auf dem Schreibtische steht, greift hastig nach der Taschenuhr und drückt auf den Knopf

des Telegraphen. Sofort erscheint ein schwarzgekleideter Bedienter.

„Wo ist Herr Adam? . . . Ich ließ Herrn Adam zu mir bitten.“

„Er war nicht zu Hause, aber unten wartet Jacob, um zu melden, wann er heimkehrt.“

Ein verdrossenes Achselzucken ist die Antwort.

„Weiß Niemand, wohin er gegangen ist?“

„Nein!“

Auf ein Zeichen entfernt sich der Diener, während eilige Schritte sich vom Corridor vernehmen lassen und Adam Morimer, den wir bereits kennen, mit dem Hute in der Hand ins Zimmer tritt. Mit freundlichem Nicken nähert er sich dem Vater, denn dies war Herr Salomon Morimer, der ihn ungeduldig erwartet hatte, und vertraulich, mit kindlicher Ehrfurcht küßt er ihm die Hand. Der Vater berührt mit den Lippen seine Stirne, und blickt ihn zärtlich an.

„Du willst etwas von mir?“ fragt Adam.

„Ja, ich wollte mit dir sprechen, es ist hohe Zeit,“ erwiderte Salomon, indem er sich ruhig auf den Fauteuil niederließ. „Vorher aber bitte ich dich um Geduld, unterbrich mich nicht . . . Du bist mein einziges Kind, ich liebe dich, ich lebe und arbeite nur für dich und dein Glück.“

Adam horchte auf, sein Gesicht wurde ernst und traurig, er errieth den Zweck dieser Anrede.

„Sprechen wir offen mit einander,“ fuhr Salomon fort. „Du kannst dich nicht beklagen, daß ich dir deine Freiheit beschränkt oder dich in deinen Neigungen behindert hätte, du durftest dich ganz nach deinen Anlagen entwickeln, obwol es mir dabei manchmal weh zu Muthe war, denn ich wünschte dich zu einem Manne zu machen, der in der Welt eine Rolle spielen sollte; du aber scheinst dich einer andern Sphäre zuzuneigen.“

Er blickte dabei dem Sohne in die Augen, und da er merkte, daß sich das Antlitz desselben verdüsterte, sprach er weiter:

„Erschrick nicht, ich will dich nicht zwingen. Freilich, es ist sehr traurig, sein Lebenlang um Stellung und Rang zu kämpfen, und wenn man die Hälfte des Weges erklommen, zu sehen, daß alle Mühe verloren, weil der Sohn nicht nachfolgen mag.“

Er seufzte tief. Adam sprach leise dazwischen: „Ich besitze den Ehrgeiz nicht, an dieser Leiter emporzuklettern.“

„O, das ist es nicht,“ schüttelte Salomon den Kopf, „daß du es nicht erkennst! . . . Wer im Leben nicht oben steht, auf den treten die Anderen . . . Und das ist sehr hart, zumal für uns . . .“

„Liebster Vater,“ unterbrach ihn respectvoll Adam, „erlaube mir die Bemerkung, es gibt noch andere Ehren und Genugthuungen, und sie sind nicht minder erstrebenswerth.“

„Ach was!“ lachte höhnisch Salomon, „das sieht sich nur von weitem so an. Wenn man nichts besitzt, so ist man auch zu nichts gut. . . Aber lassen wir das. Kehren wir zu dem Zwecke unseres Gespräches zurück; es thut mir weh, daß du mir nicht zur Seite stehen und nicht in meinen Wegen wandeln willst.“

„Aber, lieber Vater,“ rief Adam mit Wärme, „ich werde thun, was du befiehlst, wie immer auch meine Neigungen beschaffen sein mögen.“

„Das ist es ja,“ erwiderte der Vater, „ich will nicht, daß du etwas gegen deine Neigung thust, ich will dich zu nichts zwingen. Mit dem Zwange ist nichts gethan. Der Mensch müht und quält sich ab und bringt nichts zu Stande. . . Und darum eben ist meine Lage so traurig. Unsere Geschäfte sind gut; wir könnten heute schon einen großen Einfluß üben, aber mir vergeht die Lust an der Arbeit. . . Wozu, warum? Man muß vielleicht morgen schon Alles liquidiren, und der Bau, den man herrlich hinaufgeführt, bricht zusammen. . .“

„Aber du bist noch in der Blüthe der Kraft, mein Vater.“

„Ja ja . . . nur unsterblich bin ich nicht,“ rief lebhaft Herr Salomon. „Die Eichen sind schneller gefällt, als der Strauch. . . Und wenn du dich auch nach meinem Wunsche richten wolltest — du bist ja ein guter Sohn — du wärest doch nicht mit

Leib und Seele dabei . . . Du hast andere Ziele, und wenn man sich nicht ganz einer Aufgabe widmet, so erfüllt man sie nicht. . . Nun, das ist vorbei . . . ich kann seufzen und klagen, aber zu ändern vermögen wir Beide daran nichts. Du bist der Sohn eines Bankiers und zum Poeten und Künstler geboren. . . Du hast die Natur deiner Mutter . . . Und gewiß, der Beruf eines Künstlers ist ein großer, aber so ganz ein anderer. . . In Wort und Bild steckt eine herrliche Kraft, aber so ganz eine verschiedene . . Wenn du, ein Poet und Künstler, der nebstbei über Millionen verfügt, verständig deinen Weg gehst, so kannst du einer von den Auserwählten werden, welche sich vor dem Haufen nicht zu beugen brauchen."

Adam lauschte gespannt, aber er wurde immer trauriger. Die Art, wie der Vater trotz aller Selbstbeherrschung zu ihm sprach, war nicht ohne Vorwurf und inneres Weh. . . Und das schmerzte auch ihn.

„Ich habe mich lange mit diesem Gedanken nicht befreunden können," sprach Salomon, „nun füge ich mich der Nothwendigkeit. Ich bin dir nicht im Wege, das wirst du mir zugestehen. Du verfügst über alle Mittel und über die unbeschränkteste Freiheit, dich heranzubilden . . . Nur in Einem Punkte muß ich auf meinem väterlichen Rechte bestehen."

Hier hielt der Alte einen Augenblick inne und eine tiefe Röthe schoß über Adam's Wangen.

„Ich liebe dich zu sehr, um nicht ganz offen gegen dich zu sein,“ hob Salomon wieder an, „ich begreife, daß ein Jüngling sich verliebt, und auch die Thorheiten verstehe ich, welche die Leidenschaft erzeugt. Aber ich fürchte die Verblendung, welche sich deiner bemächtigen, dich verderben könnte.“

Adam rückte unruhig hin und her; er wollte den Vater unterbrechen, aber dieser ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Höre,“ sprach er weiter, „ich habe Alles geschehen lassen, aber da ich dich liebe und für dich zittere, so habe ich deine Schritte beobachtet. Schon seit einem Jahre verfolgst du, von Tag zu Tag dringender und leidenschaftlicher, die Tochter des Obersten Maholic. Es ist ein kluges, schönes, witziges und gewandtes Mädchen, aber es ist eine herzlose Kokette. Sie verdient deine Liebe nicht . . . es ist meine Pflicht, dich zu warnen.“

Durch das Ungestüm, mit dem er vom Sessel aufsprang, verrieth sich Adam dem Vater; er rief leidenschaftlich: „Man hat dich falsch berichtet, Vater, das, was du von ihr sagst, ist Verleumdung; es ist ein Mädchen von idealer Naivetät, über ihre Lippen ist niemals ein unwahres Wort gekommen.“

Salomon lachte spöttisch. „Ach, mein Junge,“ sagte er, „ich weiß, daß ich dir einen großen Schmerz verursache, aber ich muß dir die Augen öffnen . . .

Daß sie dir gefällt, begreife ich; sie ist sehr schön. Aber diese starre, marmorne Schönheit, hinter der du eine ebenso schöne Seele vermuthest, umschließt gar oft, just wie bei ihr, ein kaltes Herz, eine verdorbene Phantasie, eine Seele, welche erschaffen ist, um die Menschen zu peinigen. Das ist Helena, um derentwillen Troja untergeht . . . Ich weiß, ich weiß," sprach er nachdrücklich weiter, „sie ist berückend, bezaubernd . . . Aber es ist Alles Lüge, verkörperter Trug."

Adam war von einem unsagbaren Schmerze ergriffen. Er wurde abwechselnd roth und blaß, er bebte am ganzen Leibe, die Hände flogen, sein Körper wand sich convulsivisch, und wäre nicht der Respect vor dem Vater gewesen, so wäre es um Rolina's willen zu einem Sturme zwischen den Beiden gekommen.

„Ich spreche nicht leichthin und ohne Beweise, mein Sohn; seit einem Jahre folge ich ihr auf Schritt und Tritt, wo immer sie sein mag. Ich weiß, was sie thut, wen sie empfängt, mit wem sie spazieren geht. Ich könnte dir ihre Gedanken und ihre Pläne allesammt verrathen. Du gehst an ihrer Seite durch den Park, und dann meinst du, daß sie nur um deinetwillen gekommen. Aber zu anderen Tageszeiten sucht sie mit gleicher Koketterie diesen mysteriösen Amerikaner Don Esteban zu umgarnen, der ihr mit seinen angeblichen Millionen den Kopf verdreht; dann

wieder gibt sie dem Grafen Bronisz, der am längsten ihr Verehrer ist, ein Stelldichein, und außer diesen läuft ihr der Baron St. Foix nach und noch mancher Andere. Euch Alle täuscht sie mit unglaublicher Treulosigkeit, und Jeder wähnt, daß er der Auserwählte sei . . . Aber sie liebt dich nicht, denn sie liebt Niemanden, und sie ist auch der Liebe gar nicht fähig. Sie ist eine von jenen kalten Frauen, welche nur mit dem Verstande leben, nur vom Ehrgeiz sich leiten lassen . . . und sie meint, daß sie Alle betrügen darf. Wie das enden wird, weiß ich nicht; aber solche Koketterie führt zum Elend, wenn erst die Scheu, sich zu compromittiren, überwunden ist . . . Ihr Vater kann ruhig sein; sie versteht vortrefflich zu rechnen . . . aber wenn sie verheiratet ist, was dann?"

Adam warf sich in einen Sessel. Er drückte die Hand auf die Stirn, senkte die Augen und schwieg. In seinen Ohren klangen die Worte des Vaters wie ein Todesurtheil. Es war die erste Täuschung seines Lebens . . .

Mit rauher Hand hatte ihm der Alte seine Gottheit entschleiert, sein Ideal zur Erde gezerrt. Es gab für ihn, den Poeten, auf Erden überhaupt kein Ideal mehr. Und war sie kein Wunderbild, wo war noch eines in der Welt? . . . Und konnte denn solche Schönheit trügerisch sein? . . . Hatte er einen Engel

auf Erden unter den Geschöpfen des Schmutzes und der Lüge gesucht? . . .

Er wollte dem Vater widersprechen, ihn widerlegen, aber der alte Salomon zeigte sich völlig eingeweiht und sicher in Allem, was er sprach. Und Adam war so sehr gewöhnt, ihm Alles zu glauben, so wenig vorbereitet zur Abwehr, daß ihm die Worte und der Muth zum Widerstande gebrachen.

„Ach, lieber Vater," rief er nur in einemfort, „das sind böse Verleumdungen, es ist nicht wahr . . ."

„Darauf war ich gefaßt," meinte Salomon ruhig und milde, mit zärtlichem Tone. Der Jüngling that ihm leid. „Ueberzeuge dich selbst von dem, was ich gesagt, du wirst sehen, daß ich nicht zu übertreiben brauchte. Ich werde dir Ort und Stunde sagen, wo sie mit dem Amerikaner zusammentrifft, und ebenso, wann sie dem Baron begegnet. Du wirst auch erfahren, zu welcher Zeit sie in Abwesenheit ihres Vaters in ihrer Wohnung den Grafen Bronisz empfängt, welcher um ihretwillen seinen Aufenthalt in Wien verlängert hat. . . Und das ist noch nicht Alles. Der alte Narr Mountcastle läuft hinter ihr her, und sie lächelt ihm freundlich zu, und noch etliche Andere hat sie in Reserve. Das Traurigste aber ist, daß sie sogar den jungen Prinzen von Hoh-Winterburg an der Nase herumführt, obwol sie weiß, daß dabei nichts für sie herauskommen kann."

Der alte Bankier richtete, indem er dies sprach, das Haupt in die Höhe; er lachte, aber es war ihm durchaus nicht fröhlich zu Muthe. „Ich bedauere dich herzlich, mein Adam,“ sprach er nach einer Weile, „aber du mußt dich selbst besiegen, mußt dir endlich den Spuk aus den Augen reiben. Sei ein Mann! Wer hätte in seiner Jugend nicht Verirrung und Täuschung erlebt; es ist traurig, aber es begegnet Jedem . . . Diese satanische Schönheit —“

Der Alte endete den Satz nicht; er stand auf und näherte sich dem Sohne, um ihn zu umarmen. Dann schritt er wieder auf und nieder in dem Gemach.

„Noch ein Wort,“ sprach er, sich dem schweigenden Adam zuwendend. „Es ist immer die nämliche Leier mit diesen Liebeleien und ihrem kläglichen Ende. Ich besorge nur das Eine, daß du ihr jetzt begegnest. Entrüstet, erhitzt, aufgeregt wie du bist, wirst du dich vergessen, wirst losbrechen, ihr Alles sagen, was du über sie gehört, anstatt sie still zu beobachten und dich zu überzeugen. Du wirst sie selbst zur Rede stellen, ihr deine Anklagen ins Gesicht schleudern, und sie wird sich vor dir rechtfertigen, dir so unschuldig erscheinen, daß du vor ihr auf die Knie sinken und sie um Verzeihung bitten wirst. Das ist so der gewöhnliche Hergang. Ich warne dich und gebe dir einen Rath. Habe Vertrauen zu mir und nimm dich

zusammen, lass' sie fahren, ohne vorher mit ihr zu reden. Beschuldige sie nicht, mache keine Scenen, sonst ziehst du den Kürzeren. Und hätte sie zu ihrer Abwehr auch nichts weiter, als Thränen, sie würden genügen, um dich zu überwinden und von neuem zu verblenden. Das beste Mittel ist die Flucht. Als Poet und Künstler, der du bist, hast du längst gewünscht, nach Italien zu gehen. Das ist eine Reise, zu der ich gern meinen Segen gebe. Verliebe dich in Florenz in die medicäische Venus, in die Galathee im Museo Pio-Clementino, in die Hebe, in ein schwarzäugiges Modell oder ein bronzefarbenes Kind von Capri, aber nicht in dieses Weib, das Alles hat, Schönheit, Verstand, Witz, Bildung, Alles, nur kein Herz. Ich rathe es dir, ich wünsche es. Ich bitte dich, geh' nach Italien."

Seit Langem war es ein heißer Wunsch Adam's gewesen, Italien war das Land seiner Sehnsucht. Von Kindheit auf hatte er nur von Italien geträumt. Aber jetzt? . . . .

„Geh' nach Italien," wiederholte der Vater fröhlich, „geh', male, mache Verse, schwärme und unterhalte dich, aber vergiß diese Hexe. Ich kenne sie, und ich kenne die Menschen. Ich werde dir nicht erlauben, sie zu heirathen; sie aber will nichts als heirathen und sich die Ehe mit Millionen vergolden lassen. Wenn du arm wärest, würde sie keinen Blick für

dich haben . . . Du wirst sie nicht heiraten, nicht, so lange ich lebe, und auch nach meinem Tode nicht, wenn du meinen Segen willst. Es wäre ein Selbstmord. Du bist blind, ich aber halte für dich die Augen offen, und ich will nicht, daß du in dein Verderben rennst, nie, niemals."

Die Milde, mit welcher Salomon bisher gesprochen hatte, verwandelte sich bei den letzten Worten in rauhe Entschlossenheit. Adam fühlte, es war umsonst, dagegen anzukämpfen. Er war todtenblaß, und die Arme sanken ihm kraftlos nieder. Der Alte wurde wieder weich, als er es bemerkte; er näherte sich dem Sohne und drückte ihn an seine Brust. Mit der Zärtlichkeit einer Mutter hielt er ihn an sich.

„Wahrhaftig," sagte er leise, „ich weiß, daß ich dir Kummer bereite, aber ich muß wie ein Arzt sein, der ein Geschwür ausschneidet; auch er darf sich um die Schmerzen des Kranken nicht kümmern . . . Auch ich, mein Sohn, habe gelebt, auch ich war jung und ließ mich durch Frauenschönheit bethören. Was wäre die Jugend ohne die Liebe? Und wenn man jung ist, ach, da sieht man die Welt von lauter Idealen voll! Aber sie zerrinnen, die goldenen Strahlen, der Glanz verblaßt, und was übrig bleibt, ist nichts, nichts als hohles, garstiges Skelet. . . . Geh' nach Italien, mein Sohn! . . . Und wünschest du dir eine Begleitung, gut, so nimm dir einen Gesell-

schafter mit, einen armen Künstler oder Poeten . . .“ Er lächelte verschmitzt . . . „Oder auch eine Künstlerin, ich habe nichts dagegen,“ fuhr er scherzend fort.

Adam war wie versteinert. Er hatte die letzten Worte des Vaters nicht mehr gehört. Es ging ihm Alles wirr durch den Kopf. Die Namen, welche ihm Salomon vor einer Minute so unbarmherzig aufgezählt hatte, wollten ihm nicht aus dem Sinn. Er bäumte sich gegen die schmerzliche Wahrheit, aber er konnte sie nicht widerlegen.

Und als der Vater den Aermsten in diesem traurigen Zustande sah, wollte er ihn nicht länger quälen; er griff nach Hut und Stock.

„Ich habe noch einen Geschäftsgang,“ sagte er, „beruhige dich einstweilen, überdenke, was ich dir gesagt . . . Und folge meinem Rathe . . . Morgen Früh erwarte ich dich.“

Der junge Morimer verneigte sich vor dem Vater und ging rasch hinaus. Er war so verwirrt, daß er kaum die Thür zu finden vermochte und sich auf dem Gange, der zu seinen Zimmern führte, fast verirrte.

In einem Seitenflügel war Adam's Wohnung; sie unterschied sich wenig von derjenigen seines Vaters. Auch sie war nicht glänzend eingerichtet, aber man merkte sofort, daß sie einen Künstler beherbergte.

In dem kleinen Salon hingen einige schöne Bilder neuerer Meister an den Wänden. Miniaturen aus

der Antike in Bronze und Gyps und ein Bösendorfer-Flügel bildeten zumeist die Ausstattung dieses traulichen, von Blumenduft durchströmten Raumes. Auf Tischchen lagen Bilder in Enveloppen, denen man es ansah, daß sie nicht zum Staate vorhanden waren, denn sie waren viel benützt. Adam pflegte stundenlang über ihnen zu sitzen, sich an ihnen zu bilden und zu bereichern.

Das anstoßende Cabinet enthielt eine Bibliothek der classischen Werke aller Literaturen, dahinter befand sich das geräumige Atelier, in welches nicht Jeder Einlaß hatte, mit einer großen, bequemen Ottomane an der langen Wand. Ein Schreibtisch, ein Zeichentisch, Staffeleien und andere Kunstbehelfe nahmen die Mitte desselben ein. An den Wänden sah man halbvollendete Skizzen, Gypsabgüsse und auf Consolen ruhende Statuetten. Hier lebte der junge Künstler.

Die Fenster, deren eines verhüllt war, gingen auf ein stilles Gärtchen hinaus. Ringsum ragten die Mauern der Nachbarhäuser in die Höhe.

Als Adam in sein Arbeitszimmer trat, in welchem er sich stets am wohlsten fühlte, warf er sich auf das Sofa. Er nahm den glühenden Kopf in beide Hände und blieb lange unbeweglich, in Gedanken versunken. Der Leib war ihm wie zerbrochen, aber der Geist wirr und wüst.

Was sollte er beginnen?

Der Vater war zu rechtschaffen, um ihm Unwahrheiten zu sagen, zu klug, um sich täuschen zu lassen.

Sollte diese Person in ihrem vollen jungfräulichen Reize, dieses herrliche Mädchen, das ihn so heiß seiner Liebe versichert hatte, wirklich falsch und verworfen sein? . . . Was war denn noch die Welt, wenn so treulose Geschöpfe sie bevölkerten . . . ach, und was war die Schönheit! Wie konnte eine häßliche Seele in diesem wunderbaren Leibe wohnen, ohne ihn zu verunstalten!

Zum erstenmale stürmten solche Gedanken auf den armen Poeten ein. Vor ihm stand die Sphinx, und was sie drohte, war schlimmer als der Tod, es war der Zweifel, die Lebensverachtung, der Verzicht auf Alles, was ihm bisher verlockend erschienen.

Es war ein harter Kampf.

Er wollte sie nicht wiedersehen, sich nicht von ihr verabschieden; er wollte fliehen, vergessen, ihr schreiben, daß er für immer von ihr getrennt sei.

Das Herz krampfte sich ihm zusammen. Wie das? Er sollte sie nicht wiedersehen, niemals? . . . Und nicht mit einem einzigen Worte ihr vorhalten, wie schmählich sie ihn betrogen, wie grausam sie ihn verwundet!? Nein, das ging über seine Kräfte. . . Nur ein einzigesmal noch wollte er sie sehen, und dabei wollte er kühl, ohne Leidenschaft in die Tiefe dieser Seele hinabblicken. Und war es Gift, gleich-

viel, er mußte es noch einmal, ach, nur noch einmal trinken. . .

Sie war stets in Frau Balbina's Gesellschaft gewesen. Damals, als er ihr zuerst im Parke begegnet und mit ihr bekannt geworden war, hatte Rolina, obwol sie sich mit Frau Balbina längst nicht mehr vertrug, noch nicht den Muth gehabt, allein unter die Leute zu gehen; sie ließ sich von der Gesellschafterin auf ihren Spaziergängen begleiten. Später, als brächte sie um seinetwillen ein großes Opfer, war sie allein gekommen.

Adam kannte Frau Böhm, aber sie war ihm wenig sympathisch. Da Rolina aus ihrer Abneigung gegen sie kein Hehl gemacht und öfters über sie raisonnirt hatte, so hatte auch er sich unwillkürlich eine ungünstige Vorstellung von ihr gemacht.

Nun gerieth er dennoch auf einen wunderlichen Einfall, den er für einen rettenden hielt; er wollte von Frau Böhm die Wahrheit erfahren. Sie mußte ja Alles wissen. Vielleicht betrog Rolina alle ihre Verehrer wie ihn; vielleicht liebte sie keinen.

Die beiden Frauen waren einander nicht hold; wie, wenn Balbina, flehentlich gebeten, ihm Alles entdeckte. . . Daran dachte Adam nicht, daß Balbina, wenn sie auch ihrem schönen Pfleglinge nicht zugethan war, aus einfachster Rücksicht auf das Haus, zu dem sie schon so lange gehörte, das Mädchen schwerlich verrathen würde.

Etwas aber mußte er thun, und sollte es auch eine Ungeschicklichkeit sein. . . Und so setzte er sich hastig an den Schreibtisch und lud mit ein paar Zeilen, ohne seinen Namen zu unterschreiben, Frau Böhm „in einer ungewöhnlich wichtigen und dringenden Angelegenheit“ zu einem Rendezvous in einem Café am Graben ein.

Der Brief war voll Höflichkeit, dabei aber doch so dringend, daß er seine Wirkung nicht verfehlen konnte.

Nachdem Adam ihn geschrieben, eilte er auf die Gasse; er rief den nächsten Dienstmann, drückte ihm einen reichlichen Botenlohn in die Hand und hieß ihn, den Brief eigenhändig Frau Böhm zu übergeben. Dann irrte er ziellos in der Stadt umher, schlich durch kleine Gäßchen, starrte die Auslagen in den Schaufenstern an, blickte ungeduldig auf alle öffentlichen Uhren und zählte die Minuten. Er war wie im Fieber, und die Zeit schleppte sich mit empörender Trägheit vorwärts. Endlich näherte sich die von ihm bezeichnete Stunde. Sie hatte noch beiweitem nicht geschlagen, da saß er bereits hinter einem Fenster des Cafés, unruhig nach Frau Böhm umherspähend. Er hatte sich noch nicht zurechtgelegt, was er mit ihr sprechen wollte; jeder Versuch, sich zu sammeln, war ihm in seiner Verwirrung und Niedergeschlagenheit mißglückt.

Als Frau Balbina den Brief empfing, war Rolina, welche Adam's Handschrift erkannt haben würde, glücklicherweise nicht zu Hause. Balbina war sehr betroffen von dieser geheimnißvollen Einladung. Daß dieselbe nicht ihrer Person galt, darüber war sie sich bald genug klar; es mußte sich also um irgend eine Liebelei Rolina's handeln. Sollte sie gehen oder nicht? Der Brief war so dringend und leidenschaftlich . . . vielleicht konnte sie irgend einen dummen Streich verhüten. Ein wenig, wie begreiflich, trieb sie auch die Neugierde. Wer ihre Vermittlung wünschte, konnte es nur darauf abgesehen haben, sich an Rolina heranzudrängen, vielleicht auch sie selbst zu bitten, daß sie ihm die Annäherung erleichtere. Er war also bis jetzt mit Rolina nicht bekannt. Wer mochte es nur sein! Sie rieth hin und her, aber sie fand keine Antwort.

So kleidete sie sich denn hastig an und machte sich auf den Weg.

Sie war bereits zur Stelle, als Adam sich ihr grüßend näherte. Sie hatte ihn lange nicht mehr gesehen, aber sie erinnerte sich seiner: junge, hübsche Gesichter vergißt man nicht leicht.

Aber ein Ausdruck tiefen Schmerzes fiel ihr in dem Antlitz des Jünglings auf. Es wurde ihm schwer, die Unterhaltung zu beginnen. Er fuhr sich wiederholt über die Stirn und seufzte. Man brachte Eis,

das er bestellt hatte; er wagte noch immer nicht zu reden. Frau Böhm blickte ihn neugierig und theilnahmsvoll an, wie er immer wieder einen Satz begann, dann jählings abbrach und ein Glas Wasser hinunterstürzte. Balbina folgte jeder seiner Bewegungen, sie bemitleidete den Armen; er war wie ein unerfahrenes Kind und fand im Augenblicke der Entscheidung nicht die Kraft, zu thun, was er sich vorgenommen hatte. Frau Böhm wünschte ihm zu Hilfe zu kommen in seinen Nöthen.

„Es handelt sich um Rolina, nicht wahr?" fragte sie sanft. „Was ist vorgegangen? Kann ich Ihnen dienen?"

Morimer rückte ihr näher und faltete die Hände. „Ich flehe Sie an," flüsterte er, „es handelt sich um mein Leben, um mein Glück. Ich liebe sie, sie ist meine erste Liebe... Rolina war gütig gegen mich, ich wähnte, ihr Herz gewonnen zu haben. Aber häßliche, finstere Warnungen haben meinen Traum zerstört. Ich schenke ihnen keinen Glauben... Erbarmen Sie sich meiner, Sie kennen Rolina von Kindheit an, Sie wissen, wie sie denkt und fühlt, sagen Sie mir die Wahrheit, die reine Wahrheit! Ist sie leichtsinnig, herzlos? Ist es wahr?.."

Morimer sprach Alles mit bebender Stimme, in abgebrochenen Sätzen. Frau Böhm errieth mehr, als sie verstand, was er sagte.

Sie schüttelte verwundert den Kopf und dachte einen Augenblick über die Antwort nach.

„Wollen Sie die ganze, die ungeschminkte Wahrheit?“ fragte sie dann.

„Ja, die ganze, und wäre sie auch fürchterlich bitter,“ rief Adam. „Man sagte mir, daß sie mit Allen kokettire und daß sie für Alle die gleichen trügerischen Liebesbeweise habe. . .“

„Nun, nun,“ unterbrach ihn Frau Böhm, welche das Gespräch auf einen leichteren Ton stimmen wollte, „daß sie nicht in Sie allein verliebt ist, das ist sicher; aber von wem sprach man Ihnen denn sonst noch?“

Adam zählte zitternd die Namen her. Seine Wangen waren roth vor Scham. Bei jedem Namen nickte Frau Balbina bestätigend mit dem Kopfe und um ihre Lippen spielte ein höhnisches Lächeln.

„Ich bildete mir ein,“ sagte Adam, „daß sie mich allein liebe.“

Balbina, langsam das Eis schlürfend, zuckte mit den Achseln; sie schien zu überlegen. „Sie dauern mich sehr. Sie sind ernstlich verliebt. Ich will gewissenhaft sein. Ja, ich kenne Rolina von Kindheit an, und sie war, offen gestanden, niemals in Jemanden verliebt, sie wird es niemals sein. Ihr Herz ist leer, und nur ihr Kopf ist thätig. Es wäre ein Wunder, wenn sie jemals Liebe empfinden sollte. Vorläufig ist sie kalt, ehrsüchtig und stolz, eine Egoistin.“

Wie vom Blitze getroffen saß Adam da; der Arme hatte auf eine andere Auskunft gehofft.

„Ach, ist es denn möglich, daß Jemand so lügen kann?“ rief er bitter.

„Ich kenne Ihr Verhältniß zu Rolina nicht,“ antwortete Balbina, „ich weiß nicht, wie weit Sie sich ihr genähert haben . . . aber, mein Gott, man darf die Blicke einer Frau und ihre schönen Worte nicht ernst nehmen. Sie sind noch jung, sehr jung . . .“ Sie blickte ihn an und seufzte.

Morimer schwieg lange. Seine Stirne war gefurcht, seine Brauen hatten sich zusammengezogen.

„Also ist es wahr,“ stieß er von neuem heraus, „sie läßt sich auch von dem Polen, dem Amerikaner, dem Franzosen den Hof machen? . . .“

„Und noch von vielen Anderen, sie hat niemals Anbeter genug,“ warf Balbina dazwischen.

„Und ich?“

„Sie waren einer von den Vielen, nicht mehr und nicht weniger. Und im Grunde, warum wollen Sie es ihr gar so sehr verargen? Sie ist die Tochter eines unvermögenden Obersten, hat keine Mitgift als ihre Schönheit und ihren Verstand. Sie will heiraten. Das ist ihr Lebensziel, und sie will durch die Heirat emporkommen in die vornehme Welt, für die sie sich geschaffen dünkt. Das ist die ganze Wahrheit. Lustig freilich ist sie nicht, aber wer bei Rolina ein Herz

vermuthet, dem kann sie auf die Dauer nicht verborgen bleiben."

Bei diesen Worten setzte Frau Böhm die Schale auf den Tisch und machte Anstalt, sich zu entfernen. Sie hatte nichts weiter zu sagen.

„So ist denn Alles Lüge auf der Welt," klagte Morimer, indem er sich wild in die Haare griff, ohne die Umhersitzenden zu beachten.

Balbina zupfte ihn am Rocke und flüsterte ihm zu, daß er sie und sich selbst compromittire.

„Beruhigen Sie sich doch," sagte sie. „Was sollen die Leute von uns denken? Ich bedauere Sie aufrichtig, aber Sie wollten die Wahrheit wissen, nun müssen Sie sie mannhaft ertragen . . ."

Und trotz alledem, was er von Balbina erfahren hatte, wollte Adam Rolina nicht aufgeben, er suchte sich durch sophistische Ausflüchte den Glauben an ihre Unschuld zu retten; sie liebten ja einander nicht, diese Frau Böhm und Rolina, wie konnte es Wahrheit sein, was er von Balbina gehört hatte?

Mit einigen leisen Worten dankte er Frau Böhm. Er schien äußerlich beruhigt.

„Was denken Sie nun zu thun?" fragte sie.

„Mein Vater wünscht, daß ich nach Italien gehe, die Reise soll mich heilen . . . ich weiß noch nicht, was ich thun werde."

„Ihr Vater hat Recht,“ sprach Frau Böhm. „Wenn Sie Rolina nicht heiraten können oder nicht heiraten wollen, was freilich das Einfachste und Klügste wäre, so thun Sie gut daran, sie zu fliehen. Denn ob sie liebt oder nicht, ein reicher Mann muß es sein, den sie heiratet; ihrem Herzen wird sie niemals nachgeben.“

„Und was erwartet sie von der Ehe?“ fragte Adam.

„Eine Stellung in der Welt, ein Vermögen, das ihr die Zukunft und die Befriedigung ihrer Neigungen sichert. So ist es und nicht anders.“

Frau Böhm verneigte sich artig. Morimer biß sich in die Lippen und starrte trübe vor sich hin.

„Gehen Sie nach Italien.“ Das waren Balbina's letzte Worte.

Siebentes Capitel.

Am andern Morgen um die gewohnte Stunde befand sich Rolina unter dem Vorwande, irgend ein Mineralwasser trinken zu müssen, an der Stelle, wo sie, nach ihrem ironischen Ausdrucke, ihrem Hofpoeten zu begegnen pflegte. Zu Hause im Gespräche mit Frau Balbina machte sie sich mitunter unbarmherzig über ihn lustig. Heute zeigte er sich nicht im Parke.

Es war noch niemals vorgekommen, daß sie vergebens auf ihn gewartet hatte.

Für sie mußte er immer da sein. Das stolze Mädchen brauste bei dem bloßen Gedanken, daß er sie vernachlässigen könnte, zürnend auf. Was gab es auf der Welt Werthvolleres, als ihren Anblick, ihr Lächeln, ihre Worte? Das war ein Verrath, ein unverzeihliches Vergehen.

Adam hatte die ganze Nacht im Fieber verbracht und die wüstesten Pläne entworfen. Bald wollte er vor sie hintreten, sie mit seinen Vorwürfen demüthigen, mit seinem Fluche von sich fortstoßen, bald wieder ohne Abschied davonreisen, entfliehen, ihr in einem entrüsteten Briefe seine Verachtung kundgeben.

Er wußte selbst nicht, was er thun sollte.

Im letzten Augenblicke schwor er nach langem Kampfe, den Park zu meiden. Aber da übermannte ihn jählings die Leidenschaft, er griff nach dem Hute und eilte fort.

Er fürchtete, sie nicht mehr anzutreffen.

Das Schicksal sollte entscheiden. Traf er sie nicht, dann wollte er unverzüglich nach Italien. Ein paar kühle Zeilen sollten sie davon benachrichtigen. Aber er lief so ungestüm, daß er Rolina noch auf ihrem Posten fand. Nur war sie heute nicht liebreich wie sonst, sondern finster, roth vor Aufregung, zürnend. Sie neigte kaum den Kopf zum Gruße.

„Schickt sich das," rief sie mit verwandelter Stimme, „eine Dame auf sich warten zu lassen?"

Morimer war blaß, er blickte sie lange an und brachte kein Wort hervor, auch seine Brauen waren düster zusammengezogen und seine Züge verändert.

„Ich hätte überhaupt nicht kommen sollen," brachte er schließlich mit Anstrengung hervor. „Ich bin Ihnen lästig . . . Sie . . ."

Ihnen . . . Sie . . .

So hatten sie längst nicht mehr mit einander gesprochen. Sie ahnte eine Katastrophe, aber es lag nicht in ihrem Wesen, einer solchen aus dem Wege zu gehen, sie fürchtete nichts und Niemanden in ihrem unermeßlichen Selbstbewußtsein.

„So sagen Sie mir doch, warum Sie heute nicht hätten kommen sollen," fragte sie spitz.

„Rolina," unterbrach sie Morimer leidenschaftlich, „mir ist das größte Unglück begegnet, das mir zustoßen konnte, . . . ich glaube nicht mehr an dich."

„So," erwiderte sie gedehnt, ironisch. „Sie glauben nicht an mich . . . Und wie kamen Sie denn zu diesem Unglauben"

„Frage nicht," rief Adam, „sage mir nur das Eine, ob es wahr ist, daß deine süßen Worte, deine Blicke, dein Lächeln auch Andere beglücken, den Amerikaner, den Polen, den Franzosen . . ."

Rolina sah ihn finster an. „Ja, es ist wahr,“ antwortete sie mit schneidender Kälte. „Soll ich mich etwa um Ihretwillen in meine vier Wände einsperren, die Welt fliehen, die Menschen meiden, wie eine Nonne in ihrer Zelle? Für eine solche Sclaverei aus Liebe bin ich nicht gemacht . . . Wenn Sie an mein Herz nicht glauben, wenn Ihnen das Gefühl, welches ich für Sie hege, nicht genügt. . .“ sie verneigte sich mit spöttischer Höflichkeit, „dann Adieu, Adieu, mein Herr. . .“

Und sie wendete sich, als ob sie sich entfernen wollte.

„Rolina,“ rief, die Hände faltend, Adam, ohne auf die Leute ringsumher Rücksicht zu nehmen. „Rolina! Bei Gott! Erbarmen Sie sich!“

„Was wollen Sie noch von mir? Ich verstehe Sie nicht . . .“

„Nur dein Wort will ich, daß man dich verleumdet.“

„Verleumdet? Wie so? Es ist keine Verleumdung, daß die Herren in mich verliebt sind,“ rief sie mit erzwungenem Lachen. „Ja wol, Viele sind in mich verliebt, ich kann nichts dafür, daß ich den Leuten gefalle . . .“

„Aber dein Herz . . .“

„Das Herz, das Herz,“ lachte sie hart, indem sie vorwärts schritt und eine Blume, welche sie in der Hand hielt, ungeduldig zerpflückte. „Das Herz . . . Wer an dieses Herz nicht glaubt, ist es nicht werth,

ihn überzeugt weder Wort noch Eidschwur. Ist es nicht genug, daß ich Ihretwegen hieher komme? Sie sind undankbar. Doch genug davon."

Sie wendete sich ungestüm ab.

„Ich hasse Sie."

Adam blieb wie gebannt stehen. Seine Augen baten um Erbarmen.

„Verzeih' mir!" stöhnte er.

Ach, sie war in ihrem Zorne so schön.

„Ich sollte nicht verzeihen!" antwortete sie sanfter. „Diese lächerliche Eifersucht ist eine Schmach für mich."

„Rolina!"

Und leise flüsternd, einander zugeneigt, schritten sie weiter, sie stolz und triumphirend, er gedemüthigt, besiegt und ach . . . so bitterlich elend.

Es war, als hörte man in der Luft die gestrigen Worte Balbina's klingen: „O, wie sind Sie doch so jung!"

Eine Stunde später kehrte Morimer nach Hause zurück, berauscht, glücklich. Und er griff zur Feder, um seine Empfindungen in Versen auszuströmen. Und sie waren voll schöner, tiefer Empfindung, diese Verse . . .

Auf der andern Seite des Parkes schritt inzwischen, lustig plaudernd, Rolina mit Don Esteban Corcero Prolades; sie bemühte sich, ihn mit den trivialsten Scherzen zu unterhalten.

Als einige Stunden darauf Adam das Zimmer seines Vaters betrat, brauchte dieser nur einen einzigen Blick auf ihn zu werfen, um zu erkennen, daß Adam der schönen Heuchlerin von neuem ins Netz gegangen war. Salomon besaß zu viel Tact, um den Sohn geradewegs darüber zu befragen.

„Wann reisest du nach Italien?"

„Ich muß noch einige Vorbereitungen treffen," antwortete Adam ruhig; „es ist schwer, einen passenden Gesellschafter zu finden."

„Allerdings," sagte der Vater, „doch die Zeit drängt; wenn die Hitze eintritt, ist eine italienische Reise unerträglich, gesundheitsschädlich. Dann ist in Rom die Malaria, Florenz ist leer, von Neapel muß man nach Capri oder Ischia flüchten oder sich in Castellamare verbergen."

Der Alte war unruhig, er sprach nicht viel, doch hoffte er bald zu erfahren, was zwischen Adam und Rolina vorgefallen war . . .

Der gestrige Sturm, das sah er, war abgeschlagen. Adam war zu gefaßt.

Und in der That, es schien, als hätte die heutige Unterhaltung mit Fräulein Maholic nicht nur allen Verdacht des Jünglings zerstreut, sondern seine Leidenschaft noch erhöht. Ein Händedruck, ein empfindsamer Blick, ein doppelsinniges Wörtchen hatte die Wunde geheilt.

Adam war abermals gewiß, daß er geliebt werde; seine Eifersucht, seine Zweifel waren Thorheit gewesen, man hatte Rolina bei seinem Vater verleumdet, auch aus Frau Böhm hatten gestern nur Haß und Mißgunst gesprochen.

Rolina hatte, als sie nach Hause kam, sich beeilt, Frau Böhm die Scene mit Morimer zu erzählen. Mit spöttischem Lächeln rühmte sie sich, den Verliebten gründlich ausgescholten und zur Abbitte genöthigt zu haben.

„Dieses Einemal ist es dir gelungen,“ meinte Frau Balbina, „aber der Verdacht kehrt wieder, er pflegt zu wachsen; man wird dich beobachten . . . sei vorsichtig, wenn du ihn festhalten willst.“

Rolina schüttelte geringschätzig den Kopf. „Ach was,“ sagte sie, „wenn er mich mit Don Esteban sieht, was beweist das? . . . Ei, meine liebe Balbina,“ fuhr sie lustig fort, „du hast schon vergessen, wie die Männer sind . . . Wenn sie ordentlich verliebt sind, dann hören und sehen sie nicht; in ihrer Thorheit lassen sie sich sogar einreden, daß ihre Augen, ihre Ohren, ihr Verstand stumpf und unzuverlässig sind. Eine gescheite Frau bringt ihnen bei, was sie will.“

„Man darf aber die Saiten nicht zu straff spannen,“ erwiderte Frau Balbina.

„Im Gegentheil, alle Saiten muß man spielen lassen, daß sie tönen und klingen; aus Allem muß

man den Honigseim ziehen, Alles genießen, jede Frucht kosten und aus jedem Glase trinken. Was wäre sonst das Leben werth?"

Rolina sprach diese Worte mit einem gewissen Enthusiasmus, wie in plötzlicher Verzückung. Und sie war dabei unvergleichlich schön, durchfluthet von einer unsäglichen Lebenslust, umstrahlt von unendlicher Genußfreude.

Frau Böhm war stumm; sie blickte nur verwundert ihren Pflegling an. Sie hatte Rolina für kalt und unempfindlich gehalten, nun zeigte sich das Mädchen glühend, leidenschaftlich, erregt. Frau Balbina merkte nicht, daß diese Gluth des Augenblickes aus der Einbildungskraft emporzüngelte, nicht aus dem Herzen; blos die Gauklerin Phantasie war es, welche ihr diese Worte eingab.

Sie hatte bisweilen solche Momente, und Balbina fürchtete, sie könnten ihr gefährlich werden.

Aber sie hatte Unrecht. Auch in solchen Augenblicken jäher Erregung verlor Rolina die Zügel nicht aus der Hand. Im Innern blieb sie kalt; ihr Verstand dämpfte die Phantasie, sobald es ihr beliebte.

Nachmittags war Alles wieder vergessen, Adam mitsammt seiner verspotteten Eifersucht, die Scene im Park, der Troß der Verehrer.

An diesem Tage veranstaltete im Bösendorfer'schen Saale ein berühmter Pianist, der längst den Gipfel des

Ruhmes erklommen hatte, ein Wohlthätigkeits-Concert. Es gehörte zum guten Ton, in diesem Concerte gesehen zu werden, Rolina beschloß, um jeden Preis dasselbe zu besuchen.

Freilich waren alle Karten längst vergriffen, aber das machte ihr keine Sorge. Sie setzte sich nieder und schrieb an den Grafen Bronisz, der sich noch in Wien aufhielt, folgendes Briefchen: „Ich muß heute im Concerte sein. Ich brauche zwei Plätze in den vordersten Reihen für mich und meinen Vater. Bringen Sie mir dieselben oder zeigen Sie sich nie wieder vor meinen Augen."

So lautete die Weisung. Rolina war überzeugt, daß sie die Karten empfangen werde, sie kannte den Mann und die Macht, welche sie über ihn besaß.

Mit ungetrübtester Ruhe begann sie sodann die Toilette auszumustern, welche sie zum Concerte anzulegen gedachte. Sie wollte heute blendend schön sein.

Frau Böhm widersprach nicht, sie schüttelte nur nachdenklich den Kopf.

„Und wenn er die Karten nicht bekommt?" fragte sie das Mädchen, welches eifrig alle Schubladen aufzog, um Kleider und Bänder auszukramen.

„Nicht bekommt! . . . Das wäre noch schöner. Für mich wird Bronisz keine Karten bekommen, ha, ha? Er wird, und müßte er einen Mord begehen. Und ich . . . ich werde in dem Concerte sein."

„Und warum mußt du denn durchaus dort sein?"

„Weil — weil es mir so gefällt," antwortete Rolina, „das ist Grund genug."

Unterdessen hatte sie sich das Kleid zurechtgelegt. Es waren verschiedene Gründe, warum sie heute das Concert besuchen wollte. Sie mußte überall sein, wo die vornehme Welt sich versammelte, in welche einzudringen ihr einziger Ehrgeiz war. Kokettirte sie nicht blos deshalb mit den vielen betagten Herren, von denen sie im Grunde wenig zu hoffen hatte? Was ihr als Stab diente, das galt ihr gleich. In dem Concerte sah sie und wurde gesehen. Dort fand sie auch Jene, mit denen sie bei der Fürstin zusammen gewesen war und die ihr seitdem aus den Augen geschwunden waren: den Engländer Mountcastle, den Baron Saint-Foix, den schönen jungen Cherubim Prinz Rudolph, nach dem sie sich im Stillen sehnte. Sie Alle waren heute im Bösendorfer'schen Saale vereinigt.

Prinz Rudolph mußte freilich nach jenem Gespräche mit seiner Großmutter trotz all seiner begehrlichen Leidenschaft vorsichtig und behutsam sein. Er fand keinen Anlaß, um sich der Angebeteten zu nähern. Er wußte Rolina's Wohnung und passirte, so oft er konnte, die Wallnerstraße. Er spähte mit sehnsüchtigen Blicken zu ihren Fenstern empor, er hoffte ihr zu begegnen . . . aber das Glück war ihm spröde.

In der ganzen Zwischenzeit hatte er Rolina nur drei- oder viermal von ferne gesehen; ein einzigesmal war er ihr begegnet, als sie von einem Spaziergange heimkehrte; er hatte sich erröthend vor ihr verbeugt und dann mit ihr ein paar hastige Worte gewechselt.

Sie hatte es in seinen Augen gelesen, daß sie nicht vergessen war. Sie konnte nicht hoffen, ihn an sich zu ketten, aber vergessen sollte auch er sie nicht. Niemand sollte sie vergessen, der sie einmal gesehen; sie konnte den Weihrauch der Schmeichelei nicht mehr missen. Und auch Baron St. Foix, der sich als Musik-Dilettant hervorzuthun beflissen war, konnte heute in dem Concerte nicht fehlen. Von ihm, der sie allerorten umtänzelte, gedachte sie es zu erreichen, daß er sie zu seinen musikalischen Abenden einlade. Bei dem Baron verkehrte eine auserlesene Gesellschaft. Obwohl er Junggeselle war, erschienen auch Damen in seinen Salons, in denen seine Schwägerin, eine nicht mehr junge Dame, die Honneurs machte. Frau Iza v. St. Foix war sehr gebildet, ein echter Blaustrumpf; sie hatte sogar schon einen Aufsatz in der Revue des deux Mondes veröffentlicht und betrachtete sich seitdem als Mitarbeiterin dieses berühmten Journals. Sie war steif, gemessen, pedantisch; aber sie wurde überall empfangen, obwohl man sich in ihrer Gesellschaft kläglich langweilte.

In diesen französischen Salon zu gelangen und von ihm aus in die anderen, das war der sehnlichste Wunsch Rolina's, und deßhalb sparte sie nicht mit den beredtesten Blicken, mit den lebhaftesten Gnadenzeichen gegen den kahlköpfigen Baron, so daß er sich einbildete, sie sei in ihn verliebt.

Fürstin Mathilde hatte die Oberstentochter, deren Koketterie ihr mißfiel, seit jenem dramatischen Abende völlig aus den Augen verloren. Rolina empfand dies als eine Beleidigung. Der Fürstin zum Trotz wollte sie in diese große Welt eindringen, welche sich so spröde vor ihr verschloß. Und mußte es sein, so war sie auch zu Opfern bereit; das Ziel stand unverrückbar vor ihren Augen.

Der Vater war, obgleich sie ihm grollte, von diesen Plänen der Tochter wenig erbaut. Sie konnte ihn nicht bewegen, die Beziehungen, welche er an dem Abende bei der Fürstin angeknüpft hatte, zu pflegen, Besuche zu machen und der Tochter ihren Weg zu erleichtern. Er hatte den besten Willen, aber es fehlte ihm das rechte Zeug dazu, auf Umwegen vorwärts zu kommen. Geradeaus, im Sturmlauf, wie es einem Soldaten ziemt, wäre er auf jedes Ziel losgegangen.

Und er machte ja auch in den aristokratischen Salons fast eine komische Figur. Er verstand nicht zu gehen, zu sitzen, Complimente zu machen und nichtssagende Conversation zu führen. Er sah beinahe

gemein aus, kleidete sich ohne Sorgfalt, verbeugte sich viel zu tief, er war eben als ehrlicher, rechtschaffener Mann für den Salon nicht gemacht. Früher hatte er sich im Pferdestalle am heimischesten gefühlt, jetzt war ihm nichts lieber, als in Antiquarläden umherzulungern, zu kramen und zu wühlen, wobei er noch obendrein ungestört seine Cigarre rauchen durfte.

Rolina vergoß mitunter Thränen darüber, daß der liebe Gott ihr einen so ungeschickten Vater gegeben hatte, obwol sie sich nicht verhehlen konnte, daß er der beste, anhänglichste, theilnahmsvollste aller Väter war. Sie verstanden nur eben einander nicht. Sie hatte das Blut ihrer französischen Mutter geerbt, er hatte von Jugend auf in der Uniform gesteckt und dabei alle Individualität eingebüßt. Zu lange hatte er in den unteren Graden vor sich hin vegetirt, und die Disciplin hatte ihn scheu, ängstlich, linkisch gemacht.

So hatte denn Rolina, wie man sieht, zahlreiche wichtige Gründe, um sich zu dem heutigen Concerte zu drängen, von dem sie sich so Vieles versprach.

Jedoch die bestimmte Stunde kam immer näher und die Karten waren noch nicht da.

Das hinderte sie nicht, sich für das Concert anzukleiden; denn bei ihr stand es fest, daß Graf Bronisz ihrem Befehle nachkommen würde.

Dem Vater war schon vorher die Weisung zugegangen, die beste Uniform anzulegen. Sie zog die

Gesellschaft des Vaters derjenigen Balbina's vor, von der sie sich nur im äußersten Nothfalle begleiten ließ.

Und ungeduldig, wie immer, begann sie ihre Toilette vor dem großen Spiegel. Behilflich war ihr dabei die Dienstmagd, welche zugleich Köchin war und sich in dieser Doppelstellung zur Garderobière nicht besonders eignete, und außerdem Frau Böhm, die niemals dem launenhaften Mädchen etwas recht machen konnte.

In wachsender Aufregung sah Rolina auf die Uhr. Sollte Stanislaus Bronisz die Karten doch nicht bekommen haben? Sie konnte es nicht glauben.

Und schon war die Stunde fast da, wo sie sich auf den Weg machen mußte, wenn sie noch rechtzeitig in das Concert kommen wollte. Sie schickte um einen Fiaker. Völlig angekleidet, eine Rose im Haare, stand sie vor dem Spiegel, verblüffend schön, eine Zauberin.

Da ging die Glocke.

Endlich!

Sie eilte selbst hinaus, um zu öffnen. Abgehetzt, ermüdet, bleich kam ihr Bronisz entgegen, die beiden Karten in der Hand.

Mit unverholener Freude empfing ihn Rolina, sie warf sich ihm fast um den Hals.

Er ergriff ihre Hand.

Armer Narr! Er war so entzückt, sie glücklich zu sehen, daß er sich vor freudiger Aufregung beinahe

an die Thür lehnen mußte. Das dauerte nur einen Augenblick. Rolina war schon wieder kühl und ruhig, sie lächelte und blickte ihm halb mitleidig, halb ermuthigend in die Augen.

„Wie er mich liebt!“ dachte sie bei sich, und laut fragte sie:

„Fährst du mit uns? Bist du auch im Concerte?“

Bronisz sah zur Decke hinauf.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „das waren die beiden letzten Karten. Für mich hätte ich um einen Goldbarren keine mehr bekommen. Wenn du es erlaubst, so werde ich draußen warten, um dich nach dem Concerte noch zu sehen.“

Daran lag der Oberstentochter nicht sehr viel. Sie war auch nicht traurig darüber, daß sie seine Gesellschaft entbehren sollte.

„Schade, schade,“ sagte sie leichthin und rief den Vater.

„Papa, es ist Zeit. Wir fahren, Papa!“

„Reichen Sie mir Ihren Arm, Graf, wir fahren. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren.“

Der Oberst griff nach dem Ueberzieher und folgte ihr die Treppen hinab. Bronisz führte sie die drei Stiegen hinunter; er drückte leise ihren Arm, was sie ihm nicht versagte. Das Herz schlug ihm heftig, er fühlte sich überglücklich. Um diese Karten hatte er förmlich kämpfen müssen. Was war er umhergelaufen,

hatte gebeten und gefeilscht, Leute bestochen und zum Schlusse so viel gezahlt, daß man ihn auslachte. Ein einziger Dankesblick Rolina's entgalt ihm Alles.

Aus dem Fiaker heraus, in welchen sie mit dem Vater eingestiegen war, sendete ihm Rolina noch einen dankbaren Blick, einen Gruß zu. Dann blieb er allein auf dem Trottoir stehen; sie brauchte ihn nicht mehr.

Während sie sich die langen modischen Handschuhe zuknöpfte, gab sie dem Vater gute Lehren. Wie er sich benehmen, mit wem er reden, wen er grüßen, wie er sie in den Saal führen sollte. Er müsse stolzer sein, predigte sie, mit den Leuten weniger demüthig und gefügig umgehen, seine Würde lebhafter herauskehren.

Der arme Maholic! Er war so lange Lieutenant und Hauptmann gewesen und hatte so wenige Salons besucht; den größeren Theil seines Lebens hatte er in der Kaserne zubringen müssen.

Der Bösendorfer'sche Saal war überfüllt. Die Leute standen Kopf an Kopf in den Gängen zwischen den Sesselreihen. Der Oberst vermochte kaum mit seiner Tochter zu den ersten Reihen vorzudringen, wo ihre numerirten Plätze waren. Rolina nahm auch diese Gelegenheit wahr, um sich zu zeigen und ihre Leute zu mustern.

Sie sah sofort, daß diejenigen, auf welche sie es abgesehen hatte, im Saale waren. Baron St. Foix

saß mit seiner Schwägerin in der ersten Reihe, der junge Prinz lehnte seitwärts an der Wand, auch Lord Mountcastle war erschienen, obwol er nichts von Musik verstand. Fürstin Mathilde hatte, wie immer, einen ganzen Hofstaat um sich. Durch ihren Geist, ihre Originalität, ihre Lebhaftigkeit zog sie viele Verehrer an. An diesem Abende war sie häßlicher als gewöhnlich, aber außerordentlich lebendig. Man konnte ihr Lachen über mehrere Reihen hin hören. Rolina hatte sich vor ihr verbeugt, aber die Fürstin hatte sie nicht bemerken wollen und ihre Blicke in eine andere Richtung gelenkt. Das hätte ihr den ganzen Abend zerstören können, wenn es nicht ein glücklicher Zufall gefügt hätte, daß sie gerade hinter dem Baron St. Foix und seiner Schwägerin zu sitzen kam. Es war, als ob sie sich selbst den Platz ausgesucht hätte. Der Baron saß etwas weiter rechts, so daß er sie unverweilt erblickte und mit ihr zu conversiren begann. Außer den bekannten Persönlichkeiten, denen man überall begegnen konnte, erblickte man auch viele Gestalten, die sich sonst wenig in der Gesellschaft blicken ließen. Es waren Damen darunter, welche schon vor 30 Jahren den Meister angebetet hatten, der heute einem wohlthätigen Zwecke zuliebe spielen sollte. Damals hatten sie sich in ihrer Begeisterung ein Sacktuch, eine Cravate, einen Handschuh des Virtuosen zu verschaffen gesucht, um ein Andenken an ihn zu besitzen, nur ihm

selbst war das Los des Orpheus nicht bestimmt. Ach, damals war er selbst noch ein schöner Mann gewesen, und alle diese Schönheiten von ehedem, in deren jede der Meister eine Stunde lang verliebt gewesen war, heute waren sie alt und runzelig; nicht um seine Musik zu hören, sondern um die Erinnerungen der Vergangenheit aufzufrischen, waren sie gekommen. Sie wollten den Unsterblichen sehen, der noch immer der König des Claviers war, aber nun im Priesterrocke einherging, fast ein verkörpertes Wunder mit dieser ganzen Sintfluth von Orden und Sternen auf der Brust.

Ihn erwarteten Lorbeerkränze am Clavier, Bouquets und Bänder, tausend schlagende Herzen und tausend neugierige Augen. Man wollte sehen, was aus dem genialen Meister der Töne geworden war, der nicht nur durch sein Spiel, sondern auch durch seine Persönlichkeit der König unter den Virtuosen geblieben, selbst dort, wo Beethoven, halb vergessen, gestorben war, wo Schubert erst nach seinem Tode Bewunderer gefunden.

Und freilich, dieser Mann war nicht blos ein Meister der Töne, sondern auch des Lebens. Er wußte, wann es an der Zeit war, hervorzutreten und wann zu verstummen; ihm war es auch nicht zum Schaden ausgeschlagen, daß er sich in das Priestergewand gehüllt hatte. Er war Virtuos und Impresario zugleich, Orpheus und Barnum.

Als er eintrat, erhob sich ein ungeheurer Beifallssturm.

Er kam langsam hinter der Portière hervor, ruhig, mit bleichem Antlitze. Seinen ausdrucksvollen Zügen verliehen die Falten und Runzeln des Alters einen energischen Charakter. Vom Leben hatte er sich jenen königlichen Gleichmuth angeeignet, der dem Haufen imponirt.

Der Applaus wollte nicht aufhören; aber auf ihn machte dieser Sturm keinen Eindruck. Er hatte sich nun schon ein halbes Jahrhundert davon genährt. Majestätisch, still, fast ein wenig gelangweilt, ließ er das Gewitter vorüberbrausen.

Es war freilich nicht mehr jenes Antlitz, welches einst mit seinem zauberischen Lächeln die Herzen im Sturme erobert, die Köpfe erhitzt hatte, es war der ernste Rhapsode, der Tondichter auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Jahre. Er lächelte nicht mehr viel, und beinahe wie eine Statue bewegte er sich langsam zum Piano. Dann verwandelte sich der Beifallslärm in lautlose Stille; Aller Augen waren mit andächtiger Spannung auf ihn gerichtet. Und nun erklangen die ersten Töne. Es war noch dieselbe Gewalt und dieselbe Größe, nur daß er jetzt fast mechanisch über die Tasten fuhr; er brauchte nicht mehr die Empfindungen seiner Seele in die Töne zu ergießen, die Finger spielten schon von selbst.

Der Eindruck war ein ungeheurer. Die Vergangenheit, die Erscheinung des Meisters, sein Gesicht und sein Kleid wirkten zusammen. Begeistert, ohne Ende war der Applaus. Der marmorne Rhapsode verbeugte sich kaum merklich, ein ironisches Lächeln kräuselte seine Lippen. Und der Applaus dauerte fort. Er dankte wie ein Herrscher und schritt hinaus. Und immer wieder schlugen die Hände klatschend ineinander, bis sie müde niedersanken.

Baron St. Foix wendete sich in seinem empfänglichen Enthusiasmus zu Rolina zurück; sie, deren Gedanken ganz anderswo gewesen waren, heuchelte helle Begeisterung. Sie stand ihr trefflich zu Gesichte; ihre Augen funkelten, die Perlenzähne blitzten zwischen den rosigen Lippen, die Wangen waren wie köstlicher Scharlach. Viele Augen waren jetzt auf sie gerichtet, sie fühlte es. Auch sie war in ihrer Art eine Virtuosin; aber ihre Claviatur war die ganze Stufenleiter des menschlichen Empfindens.

Der Baron neigte sich zu ihr über die Lehne des Sessels. Er wollte den Leuten zeigen, daß er ihr nahe stehe, deßhalb sagte er laut: „Wir haben uns schon lange, sehr lange nicht gesehen, mein Fräulein. Ich suchte Sie überall, aber ich konnte Sie nirgends finden.“

Rolina lachte. Sie sei, meinte sie, für die große Welt nicht geschaffen und liebe die häusliche Ruhe,

die sie nur verlassen habe, weil sie den unvergleichlichen Meister hören wollte.

Man kam selbstverständlich auf die Musik zu sprechen, und es ist bekanntlich nichts leichter, als von Musik zu reden, auch wenn man nichts von ihr versteht.

St. Foix hatte sein fertiges Urtheil über den Virtuosen, und dessen seit Jahrzehnten vollendetes und abgeschlossenes Spiel. Rolina bestätigte, paraphrasirte, erweiterte sein Urtheil; sie spielte ganz ausgezeichnet die Begeisterte, während ihre Blicke nach allen Seiten streiften und allerhand Beobachtungen machten.

„Welche Kraft!“ meinte St. Foix, dem der geräuschvolle Anschlag, das furchtbar rasche Tempo und die unvergleichliche Bravour mehr als der Tongehalt imponirten. „Das Alter hat ihm nicht geschadet, im Gegentheile, es hat seine Kraft noch erhöht. Ein merkwürdiger Mensch! . . .“

Rolina antwortete mit einigen Phrasen, sie sei eine begeisterte Verehrerin der Kunst, eine enthusiastische Liebhaberin der Musik, aber sie komme so selten dazu, gute Musik zu hören. Und wie sie dies so halb traurig und sehnsuchtsvoll sagte, war der Franzose ganz von ihr entzückt und hingerissen. Er verlor beinahe seine Fassung und bat dringend die schöne Nachbarin, mit ihrem Vater einen seiner musikalischen Abende zu besuchen.

Das hatte Rolina gewollt, und nun hatte sie es erreicht. Freudige Röthe übergoß ihre Wangen, sie reichte dankbar dem Baron die Hand und schenkte ihm einen ihrer beredtesten Blicke.

Und von den jungen schönen Fingern ging es wie ein Feuerstrom durch den gealterten Leib des französischen Seladon. Er vergaß die Gräfin Z., welche, in ihren Sessel gelehnt, mit der Lorgnette auf den Augen, den Saal musterte und ihm dazwischen drohende Blicke zuschleuderte. Der Baron war fast ganz über die Oberstenstochter hingeneigt, er lenkte die Aufmerksamkeit des ganzen Saales auf sich und sie.

Und ihre übrigen Verehrer, welche dieses Bild von ferne wahrnahmen, erbleichten vor Eifersucht und Aerger. Der arme Prinz Rudolph, der Rolina mit seinen Augen verschlungen hatte, wurde traurig, drückte sich an die Wand und sah nur noch die Lorbeerkränze auf dem Piano; auch von vielen anderen Seiten flogen Blicke voll Neid und Zorn, Trauer und Entrüstung zu Rolina hinüber. Sie aber blieb kühl und ruhig.

Nicht weit von dem Baron saß vorn ein Herr, der sie mit der Aufmerksamkeit eines Bilderkenners betrachtete. Er war schon grau und alt, hatte schwarze Augen, einen gelblichen Teint, aber Gesichtszüge von einer classischen Regelmäßigkeit. Es war das Antlitz eines römischen Imperators. Gesicht, Gestalt, Ausdruck, Bewegungen waren echt aristokratisch.

Es war vielleicht keiner von den großen Cavalieren, aber sicher der Abkömmling eines uralten Geschlechtes und der Sohn einer alten Civilisation. In der gespannten Aufmerksamkeit, mit welcher er Rolina betrachtete, war keine Spur von Lüsternheit oder leidenschaftlichem Begehren. Er schaute sie an, wie der Künstler ein schönes Modell, einen reinen Typus anschaut, um ihn im Gedächtnisse festzuhalten. Es war der Blick eines Kenners, eines Kritikers, eines Psychologen.

Seine Physiognomie veränderte sich allmälig während der Betrachtung. Es war, als ob er Gegenwart und Zukunft erforschen wollte in dem Schicksale dieses schönen Mädchens; dabei zeigte sich in seinen Mienen eine tiefe, sympathische Theilnahme. Welches Los erwartet dieses wunderbare, unvorsichtige Persönchen? fragten seine Augen.

Baron St. Foix hat sich für einen Moment von Rolina abgewendet; diese, welche ihren Zweck erreicht hat, stützt sich auf die Lehne ihres Sessels, als wolle sie andeuten, daß die Unterhaltung mit dem Baron zu Ende sei. Da tritt der alte graue Herr an den Baron heran, begrüßt ihn lebhaft und fragt leise: „Wer ist diese Schönheit?“

Der Baron raunt ihm die Antwort ins Ohr; der Alte blickt nachdenklich vor sich hin.

Da unterbricht neuer Applaus die Pause. Der Meister ist wieder eingetreten.

Rolina hat jetzt erst die forschend auf ihr ruhenden Blicke des alten Herrn bemerkt und aus seinem Gespräche mit St. Foix errathen, daß es sich um ihre Person handle. Sie ist sehr neugierig, wer der Mann sein kann. Wer weiß, ob sie nicht einst mit Vortheil ihn ausnützen wird. Niemand ist so unnütz, daß man ihn nicht gebrauchen könnte. Rolina vermuthete in dem alten Herrn einen Künstler.

Der Meister hat sich wieder an das Clavier gesetzt. Er hält die Augen zur Decke gerichtet, als erwarte er vom Himmel eine Inspiration. Ein geheimnißvoll poetischer Eindruck, etwas Mystisches geht von seiner Gestalt aus, und er versteht sie höchst malerisch zur Geltung zu bringen. Alles an ihm ist berechnet, Glut und Kälte, Gang und Bewegung und Blick und auch jene gewisse Nachlässigkeit bei der Ueberwindung der enormsten Schwierigkeiten . . . sein Spiel fesselt die Augen nicht minder als die Ohren.

Im Saale herrscht tiefes Schweigen, Alles lauscht mit Entzücken, und da er geendet, wächst der Beifall zu dröhnendem Sturm an, der sich nach minutenlanger Dauer noch immer nicht legen will. Wenn er für eine Secunde nachläßt, so erhebt er sich dann nur um so lärmender und ungestümer. Immer wieder erneuert einer von den Enthusiasten seine Zurufe, und sofort erfüllt ein vielhundertstimmiges, donnerähnliches Bravo! den Saal.

Endlich ist es stille geworden. Rolina neigt sich lächelnd zu dem Baron.

„Wer ist dieser schöne, distinguirte Alte, der vorhin mit Ihnen sprach?"

„Ein großer Verehrer Ihrer Schönheit," erwidert der Franzose gefällig. „Es wundert mich, daß Sie ihn nicht kennen. Er ist eine sehr populäre Persönlichkeit, ein Italiener, Graf Bongi mit Namen, der Nachkomme eines der ältesten italienischen Geschlechter. Sein Ahne Guido Cino spielte eine große Rolle in Pisa schon zur Zeit der häßlichen Tragödie der Ugolino und Visconti. Früher war er Diplomat in österreichischen Diensten, jetzt beschäftigt er sich mit Kunststudien. Er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber der Malerei und der Bildhauerkunst, mehr in den Ateliers als in Gesellschaften zu sehen. Ich bin mit ihm lange befreundet und kann Ihnen, mein Fräulein, nur Glück wünschen zu dem Eindrucke, den Ihre Schönheit auf Bongi hervorgebracht hat . . . er ist ein großer Kenner."

Rolina verzog ein wenig den Mund.

„Ach, Herr Baron," klagte sie melancholisch, „es ist sehr demüthigend für eine Frau, stets nur ihr schönes Lärvchen preisen zu hören. Immer diese Schönheit! . . . Und Niemand sucht eine Seele hinter derselben. Ich will nicht blos meinem Aeußern die Sympathie der Menschen verdanken." Dabei senkte sie verschämt die Augen, und ein leiser Seufzer kam

von ihren Lippen; man hätte die artige Comödie fast für baren Ernst nehmen können.

„Aber, mein Fräulein,“ rief der Franzose, „was konnten Sie sich Besseres wünschen, als diese Schönheit, mit der Sie die Menschen bezaubern? . . .“

Die Musik brach das Compliment des Franzosen mitten entzwei; Rolina konnte ihm nur mit einem süßen Blicke dafür danken.

Der Beifallssturm begann von neuem; der Meister ließ sich durch die lärmende Begeisterung seines Auditoriums bestimmen, trotz seiner Ermüdung eine Nummer zuzugeben, eine Improvisation, welche die größte Wirkung hervorzubringen geeignet war . . . Das Thema war national-populär . . . Da auf die große Masse die Virtuosität immer einen stärkeren Reiz ausübt, als die Kunst, so entfaltete der Meister seine ganze hinreißende Bravour; er berauschte seine Zuhörer.

Wie Nachtigallensang stieg das Solo empor, dann setzte die Begleitung ein, gewaltig und brausend, man glaubte durcheinander Menschenstimmen und Trompetengeschmetter, Trommelschlag und Flötenklang zu vernehmen . . . Und es waren doch nur zehn Finger, welche dieses zaubervolle Ensemble zu Stande brachten . . . Ja, wahrhaftig, es war ein Zauber. Und die Begeisterung stieg höher, Kränze von Silber und Blumengewinde, Bouquets und Bänder flogen von allen Seiten zu des Meisters Füßen nieder; er neigte

graziös das Haupt, legte die weißen Hände auf die Brust und verschwand.

Dann stob das Publicum auseinander. Baron St. Foix verabschiedete sich und tauchte in der Menge unter; der Oberst reichte, linkisch wie immer, seiner Tochter den Arm. Rolina schritt stolz zum Ausgange, nach allen Seiten umherblickend. Sie zweifelte nicht, daß Mancher, der sie während des Concertes von weitem mit den Augen angebetet hatte, jetzt im Gedränge an sie herankommen würde.

Viele grüßten im Vorübergehen.

Es war schwieriger aus dem Saale herauszukommen, als es gewesen war, sich in den Saal hineinzuschieben. Der Oberst wußte sich in seiner Unbeholfenheit keinen Rath; bei dem Regimente hatte er niemals mit einer ähnlichen Unordnung und Verwirrung zu kämpfen gehabt. Wiederholt rief er vor sich hin: „Tausend Element!“ Aber das half nichts. Sie blieben immer wieder im Gedränge stehen, und Rolina, die ihren Gleichmuth bewahrte, schoß aus ihren Augen nach allen Seiten Blitze umher.

Der Abend hatte sie heiter gestimmt, denn sie hatte ihren Zweck erreicht. Nicht immer war ihr das Glück so hold gewesen wie heute; sie faßte neues Zutrauen zu ihrem Sterne.

Endlich brachte sie der Oberst nach beschwerlichem Kampfe in die Garderobe.

Der Erste, den sie hier erblickte, war Graf Bronisz. Er hatte kein Billet gehabt und war nicht im Saale gewesen; aber neben dem Billeteur war er draußen vor der Thür stehen geblieben, der schönen Gebieterin harrend. So durfte er sie heute noch einmal wenigstens sehen.

Von der andern Seite näherte sich scheu, fast verstohlen Prinz Rudolph. Er fragte nach der Garderobe-Nummer, um Mantel und Tuch zu bringen. Das hatte indessen der Oberst bereits auf sich genommen. Rolina, welche einen Augenblick allein geblieben war, lächelte freundlich dem Grafen Bronisz zu, während sie dem Prinzen ihre Hand hinreichte. Dieser war ganz außer sich vor Freude und Glück, er empfand den Druck ihres Armes und ihr Antlitz kam ihm so nahe, daß er fast ihren Athem spürte; ihre Hand zitterte in der seinen. Der schöne Knabe war stumm vor Entzücken. So hätte er mit ihr verzaubert durch das ganze Leben wandeln mögen.

Erst als Rolina in den Wagen stieg, kam die Reihe an Bronisz, und jetzt empfing auch er einen vielsagenden Händedruck.

Ihr Gesichtchen, von dem Spitzentuch eingerahmt, beugte sich aus dem Wagenfenster. Sie lächelte Beiden beseeligend zu und drückte sich in das davonrollende Gefährte zurück.

Achtes Capitel.

Vielleicht kein einziges Volk der Erde hat seinen Charakter so frei und glücklich, zugleich aber auch so einseitig entwickelt, seine Eigenschaften so individuell und deutlich ausgeprägt, wie das französische. Seine Tugenden entfaltete es bis zum Heroismus, seine Fehler bis zur Lächerlichkeit und Caricatur.

Man kann den Franzosen so wenig entnationalisiren, wie man den Engländer zu einem Kosmopoliten machen kann. Allerdings versteht es der Franzose, mit jedem Volke, auch dem unsympathischesten, umzugehen, wenn dabei seine Eigenliebe geschont wird . . . aber aus sich selbst tritt er niemals heraus.

Er ist wie ein Königssohn . . . man kann ihn demüthigen und erniedrigen, er aber vergißt niemals, daß königliches Blut in seinen Adern rollt . . . ein leutseliger Königssohn nicht selten, aber immer doch in Art und Geberde ein Prinz. Und deßhalb ist so lange die Civilisation der ganzen Welt von ihm geführt worden.

Selbst das Jahr 1870 hat in ihm den Glauben nicht erschüttert, daß er zu dieser Führung berechtigt sei.

Und freilich ist es wahr, daß an der Geschichte der Civilisation, welche das Werk Vieler ist, Frankreich

einen überwiegenden Antheil gehabt hat. Es darf sich dessen rühmen. Doch auch die großen Verirrungen der Menschheit zeigen die Spuren französischer Einwirkung . . .

Baron St. Foix war der echte Typus eines Franzosen . . . oder vielmehr eines Parisers, d. h. eines Franzosen von ausgeprägtester Entwicklung. Er besaß alle Vorzüge und Fehler seiner Nation. Im Verkehre war er angenehm und geschmeidig, dabei aber trotz seiner Jahre flüchtig und unzuverlässig. Er hatte nichts gelernt, aber er verstand viel, und wenn er oft in den wichtigsten Dingen keinen Bescheid wußte, so konnte er seine Unwissenheit geschickt verhüllen. Ungewöhnlich leer und ungewöhnlich stolz, dabei von gewinnender Höflichkeit, von ausgesuchter Artigkeit. Auf seiner diplomatischen Laufbahn war er durch ganz Europa gekommen, von einer Hauptstadt in die andere, jedoch den Pariser hatte er nicht abgestreift; er lebte auch auf dem Wiener Pflaster, als wäre es der Boulevard des Italiens, las ausschließlich französische Zeitungen, nährte sich von der leichtesten Sorte vaterländischer Lectüre und war mit seinen Gedanken und Empfindungen stets an der Seine. Für ihn war und blieb Paris, um mit Victor Hugo zu sprechen, das Herz der Welt.

Paris war ihm das Maß aller Dinge. An jeder schönen Frau fand er etwas von einer Pariserin;

wollte er etwas besonders rühmen, so erklärte er, es erinnere ihn an Paris. Wer nicht in Paris gelebt hatte, den bedauerte er, und von wem man nicht in den Salons der französischen Hauptstadt sprach, der war für ihn eine Null. Ein Wort in irgend einer Pariser Zeitung wog ihm mehr als alles Verdienst.

Und dabei war er der angenehmste Mensch von der Welt, sobald man nur seiner Eigenliebe Rechnung trug.

Wie die meisten Franzosen hatte er eine Schwäche für die Frauen, für weibliche Schönheit eine lebhafte, stets wache Empfindung. Einst, in jüngeren Tagen, hatte er als stattlicher Diplomat von gutem Namen und nicht geringem Vermögen bei den Frauen nicht wenig Glück gehabt. Er hatte mit Erfolg den Don Juan copirt. Dabei aber war er äußerst behutsam gewesen, um mit Niemandem in Conflict zu gerathen. Für schöne Frauenaugen große Opfer zu bringen, war er stets bereit gewesen, nur sein Leben für sie aufs Spiel zu setzen, hatte er nimmer besondere Lust empfunden.

Die Spuren dieser thatenreichen Vergangenheit verstand er so geschickt zu verheimlichen, daß Niemand sie bemerkte . . . Und es ist fürwahr keine geringe Kunst, solche Zeichen zu verwischen, die oft wie Wegweiser den Weg zum Grabe zeigen.

Baron St. Foix war frei. Manche glaubten zu wissen, er habe eine Frau gehabt; aber die Geschichte dieser Ehe war so mysteriös, daß man geneigt war,

sie für eine Fabel zu halten. Jedenfalls hatte er es nach einem solchen Irrthum, falls er ihn begangen, vorgezogen, sich nicht abermals zu verheiraten.

Seine Schwägerin führte ihm sein Haus. Sie stand ihm nirgends im Wege und fügte sich in seine Neigungen und Gewohnheiten. St. Foix hielt sich für einen Kunstkenner . . . er spielte als Dilettant leidlich Clavier. Einst hatte er auch, wie man sich erzählte, gesungen. Die Literatur war ihm nicht durchaus fremd; die sehr gelehrte Schwägerin ließ es nicht zu, daß er sie ganz vernachlässige.

An zahlreichen deutschen Höfen hatte er seit vielen Jahren verschiedene diplomatische Functionen versehen, oft auch die Gesandten vertreten; aber die deutsche Sprache war ihm total unbekannt geblieben. Das hatte er mit der Mehrzahl der französischen Diplomaten, deren Anfänge hinter das Jahr 1870 zurückreichen, gemein; nur sehr wenige von diesen kennen die deutsche Sprache. Vor jenem Jahre war häufig genug in französischen Gesandtschaftshotels auf deutschem Boden kein einziger Beamter zu finden, welcher der deutschen Sprache mächtig gewesen wäre.

Boshafte Leute meinten auch, der Baron entfalte bisweilen im Gespräche eine merkwürdige Unkenntniß der Geographie. Je weiter das Land, über das man sich unterhielt, von den Grenzen Frankreichs entfernt lag, desto verblüffender war diese Unwissenheit.

In seinem Benehmen war er correct und behutsam; er sündigte niemals durch übertriebenen Eifer. Da er es verstand, in vielen Worten nichts zu sagen, so hielt man ihn für einen ausgezeichneten Diplomaten. Er hoffte auch, in nicht zu langer Zeit zum bevollmächtigten Minister zu avanciren und aus seiner jetzigen Stellung als Botschaftsrath und Geschäftsträger herauszukommen.

Da er immer noch ein angenehmer, heiterer Mann war und große Sorgfalt auf sein Aeußeres verwendete, so war es ihm auch in Wien noch gelungen, einige intimere Beziehungen anzuknüpfen. Jetzt war er mit der Gräfin Z. liirt, und es wurde ihm sauer, sie von sich abzustreifen, denn sie hielt ihn mit jener krampfhaften Ausdauer fest, welche Frauen zu entwickeln pflegen, wenn sie ihre Reize dahinschwinden sehen und nur noch ihren boshaften Witz und ihre scharfe Zunge als Waffe zu verwenden haben. Er wäre sie gerne in höflicher Weise los geworden; ging es nicht anders, so wollte er sich ihre Freundschaft gefallen lassen. Aber bis jetzt war er immer noch der Gefangene der Gräfin. Nur in den Pausen, die sie ihm gönnte, machte er allen schönen Damen eifrig den Hof; es war ihm ein Hochgenuß, sich noch, wenn auch nur für eine Stunde, als Jüngling geberden zu können.

Seine Schwägerin, die ihn kannte, ließ ihn gewähren; sie wußte, daß Alles nur Strohfeuer war,

anfangs stürmisch in die Höhe schlagend, dann um so rascher verglimmend.

Auch die Annäherung des Barons an die schöne Rolina schien ihr nicht bedenklich. Das Mädchen war zu jung, der Baron zu vorsichtig, zu sehr auf seine Ruhe bedacht, um sich mehr als nöthig zu engagiren. Jedoch nach dem Concerte bemächtigte sich der Frau Iza de St. Foix eine gewisse Unruhe; es war zu auffällig gewesen, wie passionirt er sich mit der Oberstentochter beschäftigt, wie er sich in den Augen seiner Bekannten fast compromittirt hatte.

Gerade für einen Mann dieses Alters war die Jugend des Mädchens sehr gefährlich. Und Frau Iza wünschte auch gar nicht, daß ihr Schwager sich verheirate; wohin hätte sie selbst dann gehen sollen?

Jedoch sich zu widersetzen, den Baron mit Rathschlägen zu bombardiren, sich in einen Kampf einzulassen, das erachtete sie für unklug. Im Gegentheil, sie beschloß das Feuer anzufachen, damit es desto schneller verflackere. Sie that also nichts, um die Einladung Rolina's zu den musikalischen Abenden zu verhindern, sie wiederholte vielmehr selbst mit großer Freundlichkeit die Aufforderung des Schwagers, sie lächelte dem Obersten und seiner Tochter gütig zu und ließ nicht eine Spur ihrer schlechten Laune merken. In dem kurzen Dialog mit Rolina hatte es Frau Iza nicht unterlassen, rasch eine kleine Literaturprüfung

mit der Oberstentochter vorzunehmen; sie hatte sich zu ihrem Erstaunen überzeugt, daß Fräulein v. Maholic alle Novitäten kannte, eine große Belesenheit entwickelte und nöthigenfalls auch mit einer Literatin von Profession concurriren konnte.

Rolina besaß nämlich unter anderen Talenten auch jenes, sich Allerlei mühelos anzueignen. Es ging ihr Vieles durch den Kopf, aber sie vernachlässigte darüber ihre Bildung nicht, und da sie von Natur mit einer raschen Fassungskraft und einem ausgezeichneten Gedächtnisse begabt war, so konnte sie dreist neben jenen Frauen bestehen, die in ausdauernder Arbeit und durch lebhaften Lerntrieb ihr Wissen gewinnen.

Auch dies war in ihren Händen ein Mittel zur Eroberung der Männer, und sie wußte es vorzüglich zu verwenden. Mit Handarbeiten gab sie sich nicht ab; sie verachtete dieselben. Um die Zeit zu tödten, las sie viel, ohne Auswahl, rasch, gierig, aber für ihre Zwecke mit Vortheil, da sie den Büchern dasjenige entnahm, was sie zur Conversation bedurfte.

Geschmeidig, wie sie war, verstand sie es denn auch dort, wo die literarische Unterhaltung im größten Werthe stand, wie bei Frau v. St. Foix, eine helle Begeisterung für die Literatur zu heucheln und mit den aufgelesenen Brocken den Eindruck ungewöhnlicher Bildung zu machen.

Die Abende bei dem Baron St. Foix, der am Heumarkt ein geräumiges Quartier im ersten Stocke bewohnte, waren nicht sehr zahlreich besucht, aber sie pflegten stets unterhaltend zu sein. Die Aufnahme der Gäste war in jedem Betracht eine ausgezeichnete. In jedem Franzosen steckt ein Gastronom; St. Foix hatte den Ruf eines Feinschmeckers. Man machte ein wenig Musik, plauderte lebhaft; wer die Karten liebte, fand an den kleinen Spieltischen seinen Platz. Das Menu war immer ein ausgesuchtes. So erfreuten sich die Abende des Barons des besten Leumunds; man bewarb sich um Einladungen, die indeß der behutsame St. Foix nach Möglichkeit einschränkte. Die Auswahl der Gesellschaft war äußerst sorgfältig, insbesondere soweit der männliche Theil in Betracht kam. Auf der weiblichen Seite fanden sich wol auch weniger bekannte und gesellschaftlich hervorragende Damen, aber doch immer nur solche, die zur vornehmen Welt gezählt wurden. Eine Ausnahme machten blos die Schriftstellerinnen, welche mit Frau Iza bekannt waren. Es geschah selten, daß der Baron auch junge Künstler einlud.

An dem Abende, zu welchem Rolina geladen war, erwartete man weniger Gäste als sonst. Unter den Eingeladenen waren Graf Bongi, einige Franzosen, welche sich gerade in Wien auf der Durchreise befanden, eine nicht mehr junge deutsche Dichterin, eine Freun-

din der Hausfrau, welche Brillen trug und Coppée übersetzte, ein sentimentaler Pianist u. s. w. Da Salomon Morimer, der in Paris eine Commandite hatte, seit längerer Zeit der Bankier des Barons war, so war sein Sohn ein- für allemal zu den Abenden bei St. Foix geladen. Davon hatte Rolina nichts gewußt. Hin und wieder erschien auch Gräfin Z., zumeist unverhofft und wenn sie eine Untreue des Barons argwöhnte. Auch heute war ihr Besuch zu befürchten, denn aus der lebhaften Unterhaltung, welche bei dem Concerte der Baron mit Rolina gehabt hatte, konnte sie möglicherweise entnommen haben, daß Rolina zu dem nächsten Abende bei St. Foix eingeladen sei. Eine Scene hätte die Gräfin ihrem ungetreuen Anbeter freilich nicht gemacht, aber es wäre immerhin eine arge Dissonanz gewesen, wenn sie heute erschienen wäre.

Der Oberst kam mit seiner Tochter weder zu früh noch zu spät. Die meisten Gäste waren bereits im Salon vereinigt, und die Literatinnen hielten laute Zwiesprache auf dem Sofa. Rolina war wie immer mit großem Geschmacke gekleidet, einfach, aber elegant; ihre Schönheit kam voll zur Geltung Sie wußte stets, wie sie sich kleiden sollte, und in ihrem Gesichte war immer derjenige Ausdruck zu finden, welchen sie, wenn auch auf Kosten ihrer wahren Stimmung, für die jedesmalige Gelegenheit als vortheilhaft erachtete. Sie hatte eine unglaubliche Gewalt über sich.

An der Schwelle begrüßte sie der Wirth und führte sie zu seiner Schwägerin. Dann setzte er sich selbst für einen Augenblick zu ihr, um sie zu unterhalten. Der Oberst, der hier keine Bekannten hatte, wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte; er blieb in der Mitte des Salons stehen und drehte, wie immer in solchen Fällen, wüthend seinen dünnen Schnurrbart. Da er nur darauf bedacht war, daß seine Tochter sich amüsire, so lächelte er gedankenlos in sich hinein; er blickte an den Wänden umher und musterte die Bilder von Daubigny, Cabanel und anderen französischen Malern. Die Hausfrau, welche Mitleid mit ihm empfand, rief ihn mit einigen artigen Worten zu sich heran.

Unterdessen betrachtete der alte Graf Bongi von weitem mit großer Aufmerksamkeit Fräulein Rolina. Dann trat er näher, bat, ihr vorgestellt zu werden, und löste den Hausherrn ab.

Bongi war für Rolina ein ganz neuer Mensch, ein total Unbekannter. Aber sie wollte auch ihn erobern. Es war etwas in ihrem Temperament, in ihrem Naturell und ihren Gewohnheiten, was sie antrieb, mit jedem Manne zu kokettiren, etwa wie ein Stratege niemals in seinem Rücken eine uneingenommene Festung zurückläßt.

Wen sie nicht erobern konnte, den betrachtete sie als ihren Feind.

Bongi, dessen forschender Blick ihr schon bei dem Concerte aufgefallen war, machte auf sie einen beunruhigenden Eindruck. Er hatte durchdringende Augen, in denen von Anbetung nichts zu lesen war. Daß er sie näher kennen wollte, war wirklich nur Wißbegier. Auch jetzt, indem er sich zu ihr setzte, schaute er sie mit freundlichen, fast väterlichen Blicken an, aber dabei blieb er gemessen und ruhig. Sie war gewohnt, Junge und Alte mit ihren Augen in Feuer zu setzen; Bongi sah sie freundlich an, aber so ernst, mit so olympischer Ruhe, daß sie zusammenschauerte und die Augen zur Seite wenden mußte, obwohl sie ihm anfangs dreist und zuversichtlich ins Gesicht geschaut hatte. Sie spürte, daß er mit seinen Blicken bis auf den Grund ihrer Seele drang.

Mit angenehmer, klangvoller Stimme begann der Italiener das Gespräch. Er fragte, wie lange sie schon in Wien lebe und ob sie sich in der Hauptstadt wohl fühle.

Die Oberstentochter vergaß unter dem Eindrucke seiner Ueberlegenheit, sich eine bestimmte Rolle zurechtzulegen; sie gab sich natürlich, was bei ihr so selten vorkam, aber es gereichte ihr nicht zum Nachtheil.

„Wien,“ sagte sie mit unbefangenem Lächeln, „ist mir zur zweiten Heimat geworden. Ich war schon früher kürzere Zeit hier, jetzt sind wir seit mehreren Jahren ansässig. In meiner Jugend theilte ich das

Schicksal meines Vaters, den der Dienst bei dem Regimente in verschiedene Garnisonen brachte. . . . Ich mußte viel umherwandern; später kamen wir öfter nach Wien, und ich habe mich an diese Stadt gewöhnt, ich fühle mich in ihr heimisch. . . . Anderswo würde ich mich schwerlich eben so gern aufhalten. Auch Fremde gewöhnen sich leicht an Wien; es ist eine gastfreundliche sympathische Stadt."

„Mit mir verhält es sich ähnlich," anwortete Bongi, „mein eigentliches Vaterland ist Italien, mein angenommenes Oesterreich. Auch ich bin viel in der Welt umher gewesen, ich liebe Florenz und Pisa, aber das Leben in Wien ziehe ich vor. Es ist von allen europäischen Städten vielleicht die einzige, in welcher Menschen verschiedenster Nationalität ohne Mißtrauen und Hintergedanken zusammenwohnen in brüderlicher Eintracht. Ihr Vater, mein Fräulein, ist . . . ."

„Die Familie meines Vaters stammt aus Dalmatien," antwortete Rolina, „meine Mutter war eine Französin, meine Großmutter eine Deutsche. Ich weiß selbst nicht, zu welcher Nationalität ich mich zählen soll . . ."

„Nun," fiel Bongi ein, „die Nationalität hat nichts mit dem Namen, auch nichts mit dem Blute zu schaffen; sie ist eine Frage des Geistes und der Bildung. Seine Nationalität wählt sich Jeder selbst."

So spann sich in ernstester Weise das Gespräch mit dem Italiener fort. Rolina überließ sich gerne demselben; sie suchte, während er sprach, sich zu sammeln und zu dem Examen vorzubereiten, das ihrer wartete. Der alte Bongi forschte sie mit der Neugierde eines Psychologen aus; er wollte ergründen, welcher Charakter sich hinter ihrer Schönheit verbarg.

Seitwärts auf dem Sofa saß Frau Iza de St. Foix; sie mischte sich in das Gespräch und trat dem gastfreundlichen Wien gegenüber für Paris ein, welches sie die Hauptstadt der Welt nannte, die Herberge aller Nationalitäten, in welcher auch diejenigen achtungsvolle Aufnahme fänden, welche überhaupt eine eigentliche Heimat nicht hätten.

Bongi widersprach mit höflicher Entschiedenheit.

„Frankreich und Paris," sagte er, „sind zu sehr von ihrer Bedeutung und ihrer bevorzugten Civilisation durchdrungen, zu sehr in sich selbst und in bestimmte Formen und Gewohnheiten eingesponnen, als daß sie den Fremden verstehen und achten könnten; im besten Falle werden dort die Fremden tolerirt . . Seien Sie gerecht, meine Gnädige! In Paris erregt der Fremde bisweilen die Neugierde, aber Alles, was nicht euer ist, gilt euch nun einmal als barbarisch und lächerlich; wenn ihr den Fremden gut aufnehmt, so thut ihr es, weil ihr glaubt, er werde zum Franzosen werden und sich eure Sitten aneignen. Die

Literatur der Fremden vernachlässigt ihr. Victor Hugo, welcher Goethe nicht liebt, ist euch mehr als alle Poeten der Welt. Nicht einmal deutsches Schriftthum und deutsche Kunst wollt ihr näher kennen lernen. Es gibt Ausnahmen, aber die Regel ist, daß ihr Alles, was nicht von euch abstammt, ignorirt."

Frau v. St. Foix wurde verdrießlich, aber der Pflicht der Hausfrau eingedenk, antwortete sie artig: „Ein wenig haben Sie Recht, Herr Graf. Ja wol, wir genügen uns und brauchen bei den Fremden keine Anleihen zu machen. Wir sind so reich, daß bisher die anderen Nationen sich von unserem Ueberflusse nährten und unser Beispiel nachahmten."

Der Baron, welcher in der Nähe stand, trat heran, als er den Inhalt des Gespräches vernahm; er sprach lebhaft dazwischen.

„Hier geht es um die Ehre Frankreichs, da muß ich meine Lanze einlegen. Sie beschweren sich, Herr Graf, daß wir alles Fremde geringschätzen. Aber dieses Fremde war lange nur eine Verballhornung dessen, was man von uns entliehen hatte. Mode, Theater, Literatur, Lebensführung, ja, die Küche ging von uns über die ganze Welt aus, und so ist es bis zum heutigen Tage. Sollen wir, was wir selbst hervorgebracht, unter anderm Stempel von der Fremde wieder zurücknehmen?"

Bongi lächelte fein; Rolina hatte im Salon umhergeblickt und sich zuletzt an dem Gespräche nicht mehr betheiligt. Ihr ernster Nachbar hatte sie scheu und zaghaft gemacht.

„Ich widerspreche nicht,“ sagte der Graf, „obwol ich als Italiener und als Nachkomme der Römer Manches zu erzählen wüßte von meiner eigenen Heimat und von dem, was sie der Welt und euch gegeben . . . Indeß heutzutage, Herr Baron, wird es immer schwerer, zu unterscheiden, was eine einzelne Nation zu jener großen, gemeinsamen Casse beisteuert, welche man die Civilisation nennt. Alles arbeitet für sie und für die Menschheit . . . Und wenn nicht die verschiedensten Stämme, die verschiedenartigsten Begabungen an dieser Arbeit theilnähmen, so wäre die Civilisation eingepfercht wie in eine chinesische Mauer, sie müßte vertrocknen wie die Civilisation des Reiches der Mitte. Der Gedanke muß, wie das Blut im Körper, sich frei durch die Welt bewegen . . . Doch wir sind da auf ein verzweifelt trockenes Thema gerathen, nicht wahr?“ fuhr er lächelnd fort, indem er sich zu Rolina wendete, welche, ohne zu antworten, ihm vieldeutig zunickte.

„Unterhalten wir uns lieber von dem neu ausgestellten Bilde Makart's,“ begann heiter der Wirth. „Das ist eine lichtere Welt, voll Glanz und Schönheit. Dieser Meister hat ein unvergleichliches Colorit, wie

es die Kunst seit den Zeiten Tizian's und Rubens' nicht mehr kannte . . ."

„Ja wol, Rubens," meinte der Graf, „der Vergleich drängt sich unwillkürlich auf."

Rolina zeigte nur durch ihr unausgesetztes Lächeln, daß sie dem Gespräche folgte. Da Bongi ihr wie ein Richter, wie ein Beichtvater vorkam, so war sie in ihrem Verkehre mit dem Baron weniger ungezwungen als sonst.

Sie hätte sich gerne schon dem Italiener entzogen, aber der Alte ging ihr nicht von der Seite und hörte nicht auf, sie mit seinen forschenden Augen zu betrachten. Sie merkte, daß er nicht wie die Anderen zu unterjochen war. Er blieb ruhig, kühl, freundlich; sein Auge drang ihr bis in die Seele. Sie versuchte es, sich von ihm fortzuwenden, begann ein Gespräch mit der Hausfrau; aber es war vergebens, sein Blick blieb an ihr haften. Sie wurde zuletzt ganz verwirrt. Welches Interesse konnte dieser Fremde haben, daß er so ausdauernd mit seinen forschenden Blicken an ihr hing? Sie sann und sann, aber sie fand keine Erklärung. Eine instinctive Furcht beschlich ihre Seele. Bongi rührte sich nicht vom Flecke. Er schwieg eine Weile, wartete, aber sobald das Gespräch stockte, richtete er sofort neue Fragen an Rolina.

„Nicht wahr," sagte er schließlich, „ich bin sehr aufdringlich, ich langweile Sie? . . . In meinen

grauen Haaren mache ich vielleicht gar eine komische Figur, indem ich Sie so beharrlich blokire . . . Aber ich will mit mir über Sie ins Reine kommen, weil ich Ihre Schönheit bewundere, nicht wie der erstbeste Frauenverehrer, sondern wie ein Kunstliebhaber. Es ist mir selten etwas so Vollendetes in der Natur begegnet, und auch die Kunst schafft nicht immer ähnliche Idealgestalten . . . Ich wünschte schon längst, mich Ihnen zu nähern, denn Ihre Schönheit," fuhr er leiser fort, „birgt mir ein psychologisches Räthsel . . ."

Rolina erröthete. Sie war von diesem Bekenntnisse betroffen. Glaubte er also nicht, daß ihre Seele und ihre Gestalt einander ergänzten?

„Ich verstehe, Herr Graf," sagte sie. „Sie wollen sich überzeugen, ob das, was Sie Schönheit nennen, nicht blos ein trügerischer Schein ist. Nicht wahr?"

„Sie drücken sich zu scharf aus, mein Fräulein," antwortete der Italiener. „Ich meine, daß die Natur niemals lügt. Deshalb wollte ich Sie kennen lernen. Ich bin kein alberner Träumer, ich bin alt und könnte Ihr Vater sein, aber ich empfinde aufrichtige Sympathie für dieses göttliche Meisterstück, das Sie darstellen, mein Fräulein . . ."

Diese höfliche Wendung trieb Rolina von neuem die Röthe ins Gesicht. Hatte sie der aufdringliche Greis errathen, begriff er Alles, Alles, was in der Tiefe ihres Herzens vorging?

Sie blickte ihn unsicher an und sprach mit gedämpfter Stimme: „Wenn man die Leute nur aus der Ferne ansieht, so ist es schwer, sie zu ergründen, es sei denn, daß man nach dem Scheine urtheilen will."

„Oh," erwiderte der Alte, immer mit derselben Ruhe und Gelassenheit, „ich bilde mir nicht ein, daß ich Sie zu beurtheilen vermag; ich wage es nicht einmal, Sie zu errathen. Noch sind Sie mir ein ungelöstes Räthsel."

„Herr Graf," kam es unwillkürlich von den Lippen des Mädchens, „ich verstehe mich oft selbst nicht . . !"

Bongi schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht," sagte er leise, „es ist mir, als ob Sie zu Selbsttäuschungen nicht geneigt sein könnten. Sie wissen genau, was Sie wollen."

Rolina rückte unruhig hin und her. Ihre Wangen waren dunkelroth, sie schloß ihm mit einem furchtsamen Blicke den Mund. Es war das Bekenntniß, daß er sie begriffen hatte. Der Graf neigte das Haupt und schwieg.

Die übrigen Gäste hatten sich um die lebhafte Unterhaltung zwischen Bongi und Rolina wenig gekümmert, Rolina war verstummt, aber ihr Herz pochte ungestüm, und fast wider ihren Willen flüsterte sie schließlich, um das Examen zu beendigen: „Wer eine Frau beurtheilen will, muß ihre Vergangenheit

und ihre Gegenwart kennen . . . , wie sie geworden, wovon sich ihre Seele genährt . . . Wie oft ist es ein falsches Licht, das sie zu umgeben scheint, weil man sie nur von weitem oder nur im Profil erblickt . . .“

Bevor Bongi noch antworten konnte, setzte sich der Pianist an das Clavier . . . nach dem Concerte des unvergleichlichen Meisters im Bösendorfer'schen Saale blühten ihm keine Lorbeern. Rolina benützte die Gelegenheit und wendete sich an Baron St. Foix. Aber sie konnte lange nicht zur Ruhe kommen. In diesem gelassenen, edlen Greise hatte sie ihren Meister gefunden, und sie wollte nicht ergründet sein.

Viel hatte sie sich von diesem Abende versprochen, wenig hatte er ihr gehalten. Sie war in verdrossener Stimmung

Ziemlich spät, man hatte neue Gäste nicht mehr erwartet, trat Adam Morimer in den Salon. Seine Gegenwart war ihr unbequem. Er hatte trotz des Drängens seines Vaters die Reise nach Italien hinausgeschoben, und in seinem Verkehre mit Rolina war seit dem letzten Zwiegespräche eine entscheidende Veränderung eingetreten. Sie vermochte nicht ganz zu verzeihen, er nicht ganz zu vergessen. Er war bald glühend, bald kalt wie Eis. Liebe und Abscheu führten abwechselnd die Herrschaft über ihn. Man sah es, daß er in einem schweren Kampfe mit sich

lag; der Glaube war erschüttert, der Verdacht geweckt. Er liebte sie noch immer, aber es war nicht mehr die alte Liebe.

Rolina hatte nicht erwartet, daß sie ihm hier begegnen würde, und sie war einen Augenblick verlegen gewesen. Aber Morimer näherte sich ihr nicht einmal; er that, als ob er sie nur vom Sehen kenne, verneigte sich artig und wich jedem Gespräche aus. Sein Blick mied sie geflissentlich; nur diejenigen, welche Adam genauer kannten, vermochten an seinem Benehmen zu ersehen, daß ihm etwas unbequem war. Er war nicht lebhaft wie sonst, sondern scheu, fast furchtsam.

Baron St. Foix suchte ihn mit einer weitläufigen Erörterung über Bilder zu zerstreuen.

Neuntes Capitel.

Mit schmerzendem Kopfe und verstörten Gedanken, ärgerlich über sich und die Anderen, in dem peinigenden Gefühle, daß sie heute ihren Zweck verfehlt hatte, kehrte Rolina nach Hause zurück.

Der Vater hatte noch im Verlaufe des Abends ein williges Auditorium gefunden und hatte sich prächtig unterhalten; er war ganz entzückt. Nach dem vortrefflichen Souper war er redselig geworden, und noch

jetzt auf der Heimfahrt sprach er fortwährend auf die schweigsame, verdrießliche Tochter ein.

Doch seine Mühe, sie zu erheitern und aus ihrem trüben Nachdenken herauszureißen, war umsonst.

Sie klagte über Kopfweh, das ihr die Hitze im Salon verursacht hätte. Die Aufdringlichkeit des Vaters, der sonst zurückhaltender zu sein pflegte, reizte sie. Sie starrte ungeduldig zum Wagenfenster hinaus und zählte die Gassen. Endlich langten sie zu Hause an, und Rolina eilte, ohne dem Vater gute Nacht zu wünschen, in ihr Zimmer.

Sie war gewohnt, von der Magd und von Frau Böhm, die sie ebenfalls halb wie eine Dienende betrachtete, empfangen zu werden. Heute zeigte sich Balbina nicht; das ärgerte sie. Wäre Balbina dagewesen, so hätten sie vom ersten Worte an mit einander gezankt; daß sie nicht auf der Schwelle stand, um sie zu begrüßen, empfand Rolina als eine Beleidigung, zumal es sehr selten geschah, daß Balbina sich Solches herausnahm.

„Was ist das? Wo ist die Böhm?“ herrschte sie die Dienstmagd an.

Die verschlafene Magd zuckte, anstatt zu antworten, die Achseln; erst auf wiederholtes Fragen murmelte sie etwas vor sich hin und ging hinaus. Rolina, gereizt und unmuthig wie sie war, brauchte Jemanden, an dem sie ihren Aerger auslassen konnte. Das Zimmer

der Frau Böhm war von dem ihrigen durch eine kleine Kammer getrennt; um zu demselben zu gelangen, mußte sie das Vorzimmer passiren.

Ganz leise auf den Zehen schlich sie zur Thür; sie bückte sich behutsam und spähte durch das Schlüsselloch. Kaum aber hatte sie einen Blick in Balbina's Zimmer geworfen, so schnellte sie mit stürmischer Geberde empor, stürzte in ihr Zimmer zurück, durchmaß dasselbe mit wilden Schritten und zerrte wüthend an ihren Kleidern.

In ihren Augen loderte ein unheimliches Feuer, ihre Hände zitterten; sie griff wiederholt nach der Klinke an der Thür, welche zu dem Schlafzimmer des Vaters führte, ließ sie aber zögernd wieder los. Ihr Busen hob sich gewaltsam, die Gluth in ihren Augen wurde immer düsterer, Rache und Wuth verzerrten ihre Mienen. Der Mund zog sich vor Schmerz zusammen.

Zuletzt öffnete sie geräuschvoll die Thür des Cabinets und schritt durch den finstern Salon, die Sessel umstoßend, die ihr im Wege standen. So trat sie bei ihrem Vater ein, welcher just damit beschäftigt war, sich an der Kerze eine Virginia anzubrennen, wozu bekanntlich eine secundenlange angestrengte Thätigkeit der Lunge nöthig ist.

Der Oberst wurde blaß, als er sie erblickte; er warf die Cigarre fort.

„Schon wieder ist sie da!" schrie Rolina mit gellender Stimme. „Schon wieder ist sie da. . . Und ich will nicht, daß mir das unausstehliche Geschöpf unter die Augen komme. . . . Sie wissen ganz gut, Vater, daß ich sie hasse, und dennoch gestatten Sie es."

Maholic zog die Lippen zusammen und nagte mit den Zähnen an dem Schnurrbarte; erst nach einer Weile antwortete er in gedämpftem Tone:

„Um Gotteswillen, Rolina, mach' mir keine Scenen in meinem Hause! Du weißt, wir sind der Frau Böhm verpflichtet; es schickt sich nicht, ihr die einzige Freude, die sie hat, zu rauben."

„Mag sie sich ihre Freuden suchen, wo sie will! hier leide ich es nicht, nein und abermals nein!"

Maholic wurde immer bläßer, athmete schwer und stützte sich auf den Sessel, als ob ihm die Kräfte versagten. Er sprach nichts, aber man sah, daß er schrecklich litt. Seine sonst so gelassenen Züge verzerrten sich, die stieren Blicke waren zu Boden gesenkt. Rolina wurde immer wilder. Sie kannte ihre Herrschaft über ihn und übte kein Erbarmen.

„Vater, Vater!" schrie sie weiter, „wenn Sie die Böhm und dieses namenlose Kind unter Ihren Schutz nehmen, so muß ich als Ihre Tochter dagegen protestiren . . . ich dulde es nicht, daß hier ein solcher Bankert neben mir im Hause athmet. Wer das Mädchen auch sei, ein Waisenkind, das aus Mitleid

aufgenommen wird, oder ein Bettelbalg, oder eine Cousine dieser Frau Böhm . . . was geht's mich an? Mir ist es gleich, wo sie erzogen wird, ob sie zu Grunde geht . . . nur neben Ihrer Tochter, Vater, soll sie sich nicht zeigen, nicht Rechte für sich in Anspruch nehmen . . ."

„Was für Rechte?" unterbrach sie mit schwacher Stimme der Oberst.

„O die Leute," kreischte Rolina, „werden schon Gründe finden für die Anhänglichkeit an dieses . . dieses Sündenkind des Herrn Obersten und der Frau Böhm . . . Natürlich! . . ."

Ihre Stimme klang schneidend und unbarmherzig. Dem Obersten stieg das Blut zu Kopfe, seine Geduld ging zu Ende.

„Ich oder sie . . . Eine muß fort von hier. Wenn sie hier bleibt, so werde ich ein Mittel finden, um mich anderwärts unterzubringen . . . ich werde fortgehen und Sie Ihrem Schicksal überlassen."

Maholic hielt sich an der Lehne des Sessels; er erhob den Kopf und wies der Tochter mit drohendem Blicke die Thür.

„Du sprichst nicht zum erstenmale so mit deinem Vater," sagte er mit gebrochener Stimme. „Ich war geduldig, aber nun wird es mir zu viel. Fordere mich nicht heraus . . . Geh', geh'! Was du willst, wird geschehen . . ."

Rolina stand noch auf der Schwelle.

„Geh', sage ich dir!" wiederholte er laut, als ob er noch sein Regiment commandirte. „Geh'!"

Die Tochter hatte ihn niemals so gesehen. Sie zögerte einen Augenblick, dann schlug sie die Thür hinter sich zu und kehrte in ihr Gemach zurück.

Maholic blieb eine Weile in Gedanken versunken. Dann nahm er die Kerze vom Tische und schritt langsam in das Zimmer der Frau Böhm.

Dasselbe war tagsüber dunkel trotz der beiden Fenster, die es auf die Gasse hinaus hatte. Aber es herrschte darin viel größere Ordnung und Sauberkeit, als in dem Zimmer Rolina's. Alte, gut gehaltene Möbel, zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Lebenslagen zusammengerafft, verliehen ihm den Charakter eines Witwengemaches, in welchem man an die Vergangenheit mehr als an die Gegenwart gemahnt wird.

In einer Nische war das Bett Balbina's. Kleine Fauteuils, Kästchen, Läden und Etagèren, eng zusammengedrängt, standen an den Wänden und in den Ecken. Man hätte glauben können, es seien davon früher größere Räume angefüllt gewesen und jetzt sei es nur zur Aufbewahrung in diesem kleinen Gemache so knapp zusammengerückt.

Am Fenster, auf einem gedeckten Tische, brannte eine Lampe mit grünem Schirm. Auf dem Sofa zwischen den beiden Fenstern saß Frau Balbina, neben

ihr, den Kopf auf ihre Schulter gebeugt, die Arme um ihren Hals geschlungen, ein junges Mädchen.

Das Licht beschien hell dieses idyllische Bild, bei dessen Anblick der Oberst traurig und verstört seinen Schritt anhielt.

Das Antlitz der Frau Böhm, in dem sonst ein harter, höhnischer Ausdruck vorherrschte, war jetzt völlig verändert, die Mutterliebe verklärte es, es war beinahe schön.

Das Mädchen, welches sich an sie lehnte, konnte 15 oder 16 Jahre alt sein. Blonde Haare umgaben in reichen Flechten das schöne Köpfchen mit den blauen Augen. Sie war der Frau Balbina ähnlich, es war derselbe Typus, nur idealisirt; die Jugend erhöhte den Reiz. Weich und traurig war die Stimme, das Gesichtchen weiß, mit durchsichtiger Haut und frisch wie ein Blümlein, das eben aufblüht, konnte sich dieses Mädchen mit der classisch schönen Rolina nicht messen; es war ein völlig anderes Gefühl, das ihr Anblick weckte, ein Gefühl reinster Sympathie. Rolina verbreitete Unruhe, Fiebergluth und Frostschauer um sich, dieses Mädchen suchte Hingebung und Theilnahme; schon als Knospe schien es vorzeitig zu Leid und Ungemach bestimmt.

Als der Oberst eintrat, zog das Mädchen, wie aus einem Traume erwachend, langsam die Arme an sich und senkte die Augen, dann erhob es sich schüchtern

und näherte sich mit unsicherem Schritt, um Maholic demüthig die Hand zu küssen.

Maholic nahm mit tiefer Rührung, die er vergebens zu bemeistern suchte, ihr Köpfchen in seine beiden Hände und küßte sie auf die Stirne.

Frau Böhm rührte sich nicht vom Sofa, ihre Augen waren forschend auf den Obersten gerichtet. Sie ahnte, was im Anzuge war, denn sie hatte das Klappern der Thüren und die lauten Stimmen gehört; sie errieth, daß Rolina dem Vater Vorwürfe gemacht und der arme Mann sich vor denselben hieher geflüchtet hatte.

Er suchte Ruhe.

Dann stand Balbina langsam vom Sofa auf.

„Pepi," rief sie dem Mädchen zu, „geh' auf ein Weilchen in die Küche zur alten Isidora, ich habe mit dem Herrn Oberst zu reden."

Das Mädchen schlich folgsam mit gesenktem Kopfe davon, und Maholic sendete ihm einen ängstlichen Blick nach. Frau Böhm wartete, bis das Kind verschwunden war. Der milde Ausdruck von vorhin war plötzlich von ihrem Gesichte gewichen, ihre Brauen waren finster zusammengezogen.

„Die alte Geschichte mit dieser abscheulichen Person," rief sie grollend. „Du bist kein Mann, du bist nicht Herr in deinem Hause, du liebst dein Kind nicht. Alles opferst du für diese boshafte Hexe. Oh, das

ist fürchterlich . . . Ein solches Leben ist nicht zu ertragen . . . für so viele Opfer, für Alles, was ich dulden mußte . . ."

Thränen erstickten ihre Stimme, der Oberst stand schuldbewußt da, wie ein Verbrecher.

„Es muß ein Ende nehmen," fuhr Balbina fort. „Ich ertrage es nicht länger. Bleib' du mit ihr, ich werde arbeiten oder betteln. Bleib' du mit ihr, bis sie dich im Stiche läßt und mit irgend einem Laffen davonläuft. Sie hat ihrer ja so viele, eine ganze Auswahl. Die Frucht deiner Erziehung wird nicht ausbleiben."

Der Oberst brauste auf.

„Balbina," rief er, „ich leide es nicht, daß du sie verunglimpfst . . ."

„Und ich nicht, daß du jenes Kind . . . unser Kind preisgibst," schrie Balbina zurück. „Es ist genug der Qual und des Elends . . . Ich gehe fort mit ihr, weit fort. . . ."

Und weinend warf sie sich auf das Sofa. Maholic rang die Hände.

„Erbarm' dich meiner, Balbina," rief er, „versetz' dich in meine Lage, was soll ich beginnen?"

Er erhielt keine Antwort und hörte nur ihr lautes Schluchzen. Eine tiefe Verwirrung bemächtigte sich seiner; die Füße begannen ihm zu zittern; er mußte sich an den Tisch lehnen. Eine jähe Röthe

bedeckte sein Gesicht, die Augen wurden starr und gläsern, und mit einem erschütternden Schrei sank er nieder, halb zu Boden, halb auf den Sessel.

Der dumpfe Fall schreckte die Weinende auf; sie lief herzu, um dem bewußtlosen, convulsivisch zitternden Manne zu helfen.

Am Gesichte und am Halse waren die Adern unterlaufen, der Mund stand weit offen, der Athem war kurz und unregelmäßig, der Blick leer. Der Schlag hatte den Armen gerührt. Er röchelte bereits, denn das Blut ergoß sich unaufhaltsam durch die Muskeln. Mit lautem Geschrei eilte Frau Böhm hinaus, sie rief nach einem Arzte.

Und die stille Wohnung erfüllte sich plötzlich mit lauter Wehklage. Rolina, welche in ihr Schlafzimmer gegangen war, horchte auf; sie begriff nicht, was geschehen sein konnte.

Sie schlich an die Thür, hinausgehen wollte sie nicht, denn sie glaubte, es sei die verhaßte Balbina, der etwas zugestoßen. Jetzt wollte sie weder dieser noch der kleinen Pepi begegnen, die ihr von jeher widerwärtig gewesen war. Sie hatte diesem Mädchen niemals die rührende Anhänglichkeit gegönnt, welche der Oberst ihm stets bewiesen hatte. Und es hatte sie auch immer geärgert, daß das Mädchen so ganz anders war als sie, so sanft, bescheiden und naiv. An den Vater dachte sie im ersten Augenblicke nicht.

Als sie aber Balbina's Hilferufe und das Weinen Pepi's vernahm, wurde sie unruhig. Unwillkürlich öffnete sie die Thür und trat in das Zimmer der Böhm, in welchem Maholic noch bewußtlos dalag, nur schwache Lebenszeichen von sich gebend. Balbina, welche sie auf der Schwelle erblickte, zeigte mit wilder Geberde auf den Vater.

„Sieh' her, das ist dein Werk!" rief sie mit gellender Stimme.

Rolina achtete nicht darauf, sie stürzte sich auf den Vater, umfaßte ihn mit den Händen, rief seinen Namen, rieb und zerrte an ihm. Aber sie vermochte ihn nicht zu erwecken.

Pepi erschrak, als sie Rolina bemerkte, entriß sich den Händen der Mutter und verbarg sich schreiend hinter dem Bette. —

Fürchterliche Stille herrschte in der Wohnung. Man hörte nur das schwere Athmen des Kranken, dem der Tod nahe zu sein schien. Der Arzt, um welchen man geschickt hatte, wohnte im Nachbarhause und war eben von seinen Besuchen heimgekehrt, als die erschreckte Magd mit Thränen in den Augen in sein Zimmer stürzte. Er war in wenigen Minuten bei dem Kranken. Es war ein betagter Mann von großer Erfahrung; er bedurfte blos eines Blickes, um zu erkennen, daß hier nur ein Aderlaß nach alter Methode Erleichterung schaffen würde. Er kannte

den Obersten seit Langem und sah an dem fliegenden Athem, wie groß die Gefahr war. Sofort griff er nach der Lancette, und nach einigen Stichen kam bereits verdicktes Blut zum Vorschein. Rolina, welche von der Böhm zurückgedrängt worden war, griff sich zitternd nach dem Kopfe und entfloh in ihr Zimmer, wo sie sich weinend auf das Bett warf. Sie liebte den Vater, so weit sie überhaupt Jemanden lieben konnte, nun beklagte sie die unheilvolle Scene, welche sie verursacht hatte. Aber sofort suchte sie auch in ihrem Gewissen nach Gründen, um sich selbst freizusprechen und auf Balbina die Schuld abzuwälzen. Hätte sie ein solches Verhältniß dulden sollen?

Sonst war sie im Hause die Erste, jetzt hatte man sie vergessen und verlassen; sie wagte nicht zum Vater zurückzukehren. Sie stöhnte und seufzte, ein Zittern überlief ihren Leib; sie verlor fast den Verstand.

Unterdessen beschäftigte sich der Arzt mit dem Kranken, dem der Aderlaß nicht viel geholfen hatte. Von Frau Böhm und der Magd unterstützt, brachte er ihn in das Bett.

In dem Zimmer Balbina's kniete Pepi; sie betete und weinte.

So ging die Nacht hin, langsam und träge. Der Oberst lebte noch, aber sein Zustand war hoffnungslos.

Als ob sie verhüten wollte, daß Rolina an das Bett des Kranken trete, schloß Frau Böhm die Thür ab, welche zum Salon führte; sie selbst wankte zwischen dem Lager des Obersten und Pepi hin und her. Gewaltsam mußte sie das arme Kind zu Bette bringen. An Rolina dachte Niemand.

Und der Morgen kam, das Dämmerlicht schien auf Kummer, Schmerz und Verstörung. Nun erst erinnerte sich die alte Dienstmagd des Fräuleins und ging, um nachzusehen, was mit ihm geschehen sei. Sie fand Rolina im Fieber, zitternd und verweint; man mußte auch zu ihr den Arzt rufen. Dieser rieth, eine Barmherzige Schwester aufzunehmen, damit es Rolina an Pflege nicht fehle. Trübsal und dumpfes Schweigen herrschten im Hause. Den Tag über trat keine Veränderung ein. Frau Böhm beschwor den Arzt, ihr die Wahrheit zu sagen, und dieser machte ihr keine Hoffnung. Das Leben war noch ein Weilchen festzuhalten; ob Bewußtsein und Kraft wiederkehren würden, war mehr als zweifelhaft.

Im Laufe des Tages ging Pepi aus dem Hause. Frau Böhm küßte sie weinend und führte sie von dannen; sie selbst wollte bis zum Ende ausharren.

Spät am Abend ließ Rolina, welche Dank der Pflege der Barmherzigen Schwester besser geworden war, den Arzt zu sich bitten. Sie wagte sich nicht an das Lager des Vaters und wollte Auskunft über

seinen Zustand haben. Ihre Lage wurde ihr plötzlich fürchterlich klar; sie sah sich bereits verwaist und alleinstehend in der Welt.

Sie hatte Niemanden, der ihr rathen oder helfen konnte; sie fühlte sich trostlos einsam.

Von allen Bekannten stand ihr nur Stanislaus Bronisz so nahe, daß sie auf ihn rechnen durfte; er allein, das wußte sie, würde zu jedem Opfer bereit sein.

Bronisz hätte längst in die Heimat zurückkehren sollen In dringenden Briefen war er von seinem Vater, der Böses ahnte, dazu aufgefordert worden. Er hatte sich auch wiederholt aufgerafft und seine Sachen gepackt, aber sich schließlich doch nicht von Rolina losreißen können. So war die Abreise von einem Tage auf den andern verschoben worden.

Er hoffte wenig, aber es war ihm schon genug, daß er sie von Zeit zu Zeit sehen, mit ihr einige Worte wechseln, die süße Qual verlängern durfte.

Die Liebe hatte ihn ganz und gar in ihre Herrschaft bekommen.

Rolina sendete zu ihm.

Und er erschien sofort, erschreckt von dem unzusammenhängenden Briefe, den sie mit zitternder Hand geschrieben hatte.

Rolina, welche ihn erwartete, war aufgestanden; sie empfing ihn im Morgenkleide, matt, bleich, zitternd.

Mit einem krampfhaften Schluchzen begrüßte sie ihn. Stanislaus wußte von nichts. Sie mußte ihm erzählen, schildern, beschreiben, was so jäh über das väterliche Haus hereingebrochen war und ihre ganze Zukunft bedrohte. Der Vater blieb bewußtlos, hoffnungslos. Sie selbst hatte nur eine Feindin im Hause. Sie war allein, verlassen, ohne Schutz.

„Rette mich, rathe mir, verlasse mich nicht," rief sie, „ich habe Niemanden."

Bronisz that, was er konnte. Er brachte einen Professor zum Consilium, sorgte für aufmerksame Pflege, bestritt alle Bedürfnisse des Hauses. Er war zu jeder Dienstleistung bereit.

Just an diesem Tage hatte er von seinem Vater einen Brief empfangen, worin seine sofortige Heimkehr begehrt wurde. Er antwortete mit einer Nothlüge, denn er wollte Rolina nicht verlassen. Jetzt hätte er für sie auch den Zorn des Vaters ohne Scheu ertragen.

Da sie sich von ihm beschützt wußte, athmete Rolina ein wenig wieder auf.

Inzwischen war die Kunde von dem Unglück des Obersten, das man auf sein Alter und seine Verhältnisse zurückführte, und der Lage seiner Tochter in weitere Kreise gedrungen. Sie wirkten auf die Anbeter der Oberstentochter in sehr verschiedener Weise. Adam Morimer war aufs Tiefste erschüttert, er erkundigte sich voll Theilnahme schriftlich nach dem Zustande des Obersten. Der

Amerikaner, dessen Liebe sich in wilde Leidenschaft verwandelt hatte, kam selbst, klopfte an die Thür und begehrte Einlaß. Er wollte sich die Rathlosigkeit der verlassenen Frauen zunutze machen. Jedoch er wurde nicht angenommen. Andere fragten halbverstohlen nach. St. Foix zog täglich Nachricht ein. Graf Bronisz mußte sich verbergen, da so viele Leute sich unaufhörlich in die Wohnung des Obersten drängten; er wollte nicht, daß man ihn sehe und seine Beziehungen zu diesem Hause ins Gerede bringe. Wenn der Arzt sich allein bei dem Kranken befand, erschien Rolina am Bette, stellte sich vor dasselbe hin und redete den Vater an; aber er erkannte weder sie noch die Anderen. Die Lebenszeichen wurden immer schwächer, die Mittel, sie zu wecken, immer unwirksamer. Hier konnte nur der Tod das Ende sein.

Mit diesem Gedanken mußte man sich befreunden, wie schwer es auch sein mochte. Frau Böhm überwand ihren Widerwillen gegen Rolina; sie rückte ihr, ohne die alten Vorwürfe zu erneuern, wieder näher. Diese that nichts, um sie fernzuhalten, aber auch nichts, um sie anzuziehen. So lebte man wieder, wie früher, mit einander, nothgedrungen, verschlossen, schweigsam. Gemeinsam war das Leid, gemeinsam das Interesse. Nur bisweilen wechselten sie einen Blick, in dem der ganze Haß, der zwischen ihnen war, aufloderte.

So verstrichen zehn lange, unselige Tage.

Rolina war bleich und schwach geworden; sie hatte die Zeit mit Weinen und mit stumpfem Hinbrüten verbracht. Wie eine schwarze Mauer stand die Zukunft vor ihren Augen, sie wußte nicht, was werden sollte. Nicht einmal die geringen Mittel, welche sie bisher besessen hatte, standen ihr mehr zu Gebote, sie hatte auf Niemanden zu rechnen, als auf sich selbst. Zerronnen waren die schönen Zukunftsträume . . . konnten sie jemals noch wieder aufleuchten?

Der Amerikaner sprach mit ihr unausgesetzt vom Heiraten. Aber er ließ dabei durchblicken, daß er vorher sein Vermögen ordnen und die nothwendigen Papiere beschaffen müsse, was einen großen Zeitverlust zur Folge haben könnte. Bis dahin wolle er Alles, was er besitze, mit ihr theilen, ihr Hand und Herz bieten . . . nur die Hochzeit sollte aufgeschoben bleiben. Er machte unbestimmte Andeutungen, dunkle Redensarten; klar heraus wagte er sich nicht zu äußern.

Auf Stanislaus Bronisz, der sie am meisten liebte, aber den Willen seines Vaters nicht zu überwinden vermochte, war nicht zu zählen. Er schwur ihr Treue; er wollte nichts, gar nichts, als ihr Herz, aber sie hatte kein Herz. . . Und sie wollte nicht warten.

Adam Morimer machte kein Hehl daraus, daß er sie nicht heiraten könne. Seine Liebe war auch nicht mehr die alte; sie wechselte zwischen Gluth und Kälte und versprach keine Dauer. Noch weniger kam Baron

St. Foix in Betracht; er drechselte die schönsten Phrasen, aber jeder Anspielung auf Ehe und Heirat wich er ängstlich aus.

Ja, sie hatte wenig Freunde, keinen zumal, dessen Frau sie werden konnte.

Ihre einzige und letzte Zuflucht blieb dieser Amerikaner, obgleich er ihr widerwärtig war und bei näherer Bekanntschaft ihre Seele mit Grauen erfüllte. Sie sollte warten. Aber wie, wenn unterdessen seine Leidenschaft sich abkühlte, die ohnehin mehr aus sinnlicher Lüsternheit als aus tieferer Neigung entsprang?

So waren die Gedanken beschaffen, welche in schlaflosen Nächten ihren schmerzenden Kopf durchwühlten.

Sie weinte heiße Thränen, aber sie wollte vor dem Schicksale nicht die Waffen strecken. Auf Kampf und nur auf Kampf war ihr Wesen gestellt. Der Spiegel zeigte ihr ihr bleiches, aber unverändert schönes Antlitz. Die Hoffnung kehrte in ihr Herz zurück . . . sie begann auf Mittel zu ihrer Rettung zu sinnen.

Inzwischen starb der Oberst. Er hatte das Bewußtsein nicht wieder erlangt. Frau Böhm hatte an seinem Bette gesessen und seine Hand in der ihrigen gehalten, da hatte sie plötzlich gespürt, wie dieselbe erkaltete. Die Wangen waren ihm fahl geworden, der Athem entflohen. Maholic hatte ausgelebt.

Erst bei den Vorbereitungen zum Begräbnisse empfand Rolina, daß sie keinen Vater mehr hatte. Sie brach ohnmächtig zusammen. Frau Böhm, auf deren Schultern Alles lastete, zeigte Geistesgegenwart und Besonnenheit.

Das Begräbniß ging bescheiden und ruhig von statten. Außer einer kleinen Anzahl von Officieren und einigen alten Freunden schritten hinter dem Sarge im schwarzen Trauergewande die Tochter, neben ihr, mit zusammengepreßten Lippen, Frau Böhm, die weinende Pepi an der Hand haltend.

Rolina bedeckte mit dem Sacktuche die Augen. Sie weinte ohne Zweifel. Aber ihre gerade, aufrechte Haltung bewies, daß sie selbst in diesem schweren Augenblicke sich zu beherrschen vermochte. Als der Sarg in die Erde hinabgelassen wurde, sank die Tochter auf die Knie, auf der andern Seite kniete Balbina mit ihrer Pepi, welche vor Schmerz laut aufschrie und ohnmächtig in Balbina's Arme fiel.

Rolina hörte diesen Schrei, der ihr wie ein Vorwurf ins Ohr klang; Bronisz, der unbemerkt im Hintergrunde gestanden hatte, reichte ihr den Arm, den sie annahm, mehr wüthend und erregt, als traurig und bekümmert.

„Begleite mich," sagte sie kurz und gebieterisch mit einer Stimme, in der Ungeduld und Groll zitterten.

Auf dem Heimwege sprachen sie nichts mit einander. Rolina begann von neuem zu weinen. Bronisz blickte sie theilnahmsvoll an, aber er störte sie mit keinem Worte.

Er wußte sich ihren Zorn bei dem Anblicke Pepi's wol zu deuten, denn er hatte diese Verhältnisse schon damals kennen gelernt, als der Oberst mit der Böhm und deren kleinem Kinde draußen in seines Vaters Dorfe gelebt hatte. Die arme Pepi dauerte ihn, sie war ein wunderschönes Kind gewesen.

In der Wallnerstraße reichte Rolina dem Grafen die Hand; er ging schweigend mit ihr in die Wohnung hinauf. Der Schmerz um den Vater wich bereits der Furcht vor der Zukunft. Sie weinte aufrichtig um den Dahingeschiedenen, denn sie fühlte den Verlust, aber sie hatte keinen Augenblick zu verlieren, um sich aus ihrer beängstigenden Hilflosigkeit zu retten.

Und sie beschloß, sofort an das Werk zu gehen. An der Schwelle nickte sie dem Grafen zu; sie bat ihn mit schwacher, thränenerfüllter Stimme, Wien nicht zu verlassen, bevor er sie nicht noch einmal gesehen. Bronisz versprach es. Dann schloß sich Rolina in ihrem Schlafzimmer ein. Sie hörte die Böhm vom Begräbnisse zurückkehren und Pepi flüstern. Aber sie wollte Niemanden sehen.

Den Kopf auf die beiden Arme gestützt, saß sie die ganze Nacht hindurch in tiefen Gedanken, sie be-

reitete sich auf die Zukunft vor. Mit dem Vater hatte das Schicksal ihr Schutz und Obdach, ihre Stellung in der Welt geraubt. Sie stand mit der Böhm auf Kriegsfuß, aber sie erkannte, daß sie dieselbe nicht entbehren könne, so lange sie nicht einen Gatten gefunden. Wenn sie sie fortschickte, so setzte sie sich dem Gerede der Leute aus. Das war gefährlich . . . Die Böhm hätte ihrer nicht geschont. Und wiederum, wenn sie diese Frau bei sich behielt, so mußte sie auch Pepi neben sich dulden, deren Anblick ihr Schmerzen bereitete.

Pepi's Schrei am Grabe hatte ihren Haß noch gesteigert. So gab es für sie nur eine einzige Rettung, die Ehe. Aber freilich nicht die erstbeste, sondern eine Ehe in Glanz und Reichthum, die Ehe ihrer Träume von Kindheit an.

Die Nacht schien ihr endlos. Sie warf sich thränenüberströmt auf das Bett, dann schritt sie sinnend, rechnend, speculirend durch das Gemach; sie ging alle Bewerber durch und blieb immer wieder mit ihren Gedanken an dem widerwärtigen Amerikaner haften.

Ach, um wie viel lieber hätte sie den sanften, gutmüthigen, ihr so ganz ergebenen Grafen Bronisz gewählt! Aber sein Vater stand im Wege. Sie wußte, daß Stanislaus nichts gegen den Willen des alten Grafen unternehmen würde.

So wollte sie ihn wenigstens noch einmal auf die Probe stellen, einen letzten, kühnen Schritt wagen, sein Mitleid herausfordern. Vielleicht willigte er im Uebermaße der Leidenschaft in eine heimliche Ehe.

Zu diesem Zwecke hatte sie ihn von dem Begräbnisse mit sich nach Hause geführt, aber daheim, auf der Schwelle war ihr der Muth entsunken; sie hatte beschlossen, in ruhigerer Stimmung den Sturm auf sein Herz zu beginnen.

Und glückte er nicht, so hatte sie zu dem Amerikaner noch immer Zeit. Dieses Menschen war sie gewiß; die wilde Leidenschaft, welche aus seinem Gesichte sprach, war sicher zu den größten Opfern aufzustacheln.

Auch an Adam Morimer dachte sie. Und auch er wäre ihr trotz seiner poetischen Anwandlungen, die sie belächelte, willkommener gewesen, als Don Esteban. Aber ihr Verhältniß zu ihm war gelockert. Seit jenem Gespräche im Parke war er kühl und behutsam; sie hatte aufgehört, ihm das Ideal von ehedem zu sein, sie war ihm nur noch eine irdische Schönheit, begehrenswerth, aber nicht begeisternd.

Alle übrigen Anbeter überging sie. Es hätte längerer Zeit bedurft, um sie zu gewinnen, und sie hatte Eile. Am andern Tage erwartete sie den Grafen Bronisz, aber vergebens, er kam erst am dritten Tage. Sie empfing ihn in dem kleinen Salon,

in dem jeder Scherben sie an den heimgegangenen Vater erinnerte, sie schluchzte heftig auf bei dem Anblicke seiner Lieblingsgegenstände. Bronisz selbst hatte die Augen voll Thränen. Er grüßte sie ernst und wartete, bis der jähe Ausbruch ihres Schmerzes vorüber war. Er trat zu ihr, ergriff ihre Hand und bedeckte dieselbe mit Küssen. Kein Wort kam über seine Lippen, angesichts des Todes gibt es keinen Trost. So verging eine Viertelstunde in stummer Erwartung. Rolina beruhigte sich endlich wieder und ging ans Werk. Sie erhob sich, wischte sich die Thränen aus den Augen, blickte den Freund mit verzehrender Leidenschaft an und streckte beide Hände gegen ihn aus.

„Mein Stanislaus," rief sie mit halberstickter Stimme, „nun bin ich eine unglückliche Waise, ja mehr als eine Waise, ein verlassenes, einsames Mädchen, ohne Glauben und ohne Herz, ohne Hoffnung, ohne Vermögen, ohne Freunde und Familie. Rette mich, Stanislaus! Du bist der Einzige, der mir geblieben."

Gerührt sank Bronisz zu ihren Füßen nieder.

„Du warst meine erste Liebe," sagte er, „und wirst meine letzte bleiben. Sprich, befiehl! Was ich vermag, das wird geschehen."

Rolina ließ ihre schwarzen Augen eine Weile auf ihrem Opfer ruhen, dann fragte sie vorwurfsvoll:

„Muß ich dir sagen, was du zu thun hast?“

Und nach einer Pause fuhr sie zärtlicher fort: „Ich habe ja nur dich allein auf Erden, und ich liebe nur dich allein; ich bin die Deine, nimm mich hin! Komm zum Altar.“

Bronisz erhob sich und rang die Hände.

„Rolina,“ rief er, „du weißt, der Vater hat mein Wort! Ohne seinen Willen kann ich nicht heirathen. Ich werde den Schwur nicht brechen. Dringe nicht in mich, ich habe dir Treue gelobt und werde sie dir bewahren, ich werde warten, vielleicht gelingt es mir, den Vater umzustimmen. Aber ohne seine Zustimmung trete ich nicht an den Altar.“

Rolina wich einige Schritte zurück, ihre Brauen zogen sich finster zusammen.

„Du hast mir früher geschworen, als ihm,“ sagte sie. „Warum hältst du nicht deinen ersten Eid? Ich schenkte dir mein Herz, und ich rechnete auf dich. Wir können im Geheimen heirathen, Niemand braucht es zu wissen. Keinem würde ich ein solches Opfer bringen, Keinem . . . nur für dich, für dich allein bin ich dazu bereit . . .“

Stanislaus hatte sich entfärbt; er bebte und fand keine Antwort. Es schien, daß er der Zauberin erliegen werde. Doch nach einer Weile rief er plötzlich: „Nein, nein, eine heimliche Ehe würde dich entehren, sie wäre ein Meineid gegen den Vater. Ich breche

ihm mein Wort nicht. Auch den Schwur, den ich dir gethan, will ich halten. Ich bleibe dir treu."

Rolina hatte eine andere Antwort erwartet. Aus ihren Augen blitzten Zorn und Enttäuschung. Sie entzog ihm heftig die Hand, als wollte sie ihn von sich stoßen, dann warf sie sich auf das Sofa, die Augen mit den Händen bedeckend. „O," schluchzte sie, „du liebst mich nicht, du weißt nicht, was Liebe heißt, du hast kein Herz. Du bist ein Eisblock. Ich biete dir das größte Opfer, dessen ein Weib fähig ist, und du . . . du willst nichts für mich opfern. Bist du ein Kind, daß du nicht selbst für dich sorgen kannst? Ist es nicht eine Tyrannei, daß dich dein Vater zum Gefangenen macht? Und du lehnst dich nicht auf?"

Sie schluchzte und jammerte wieder. Die einzelnen Worte kamen abgebrochen, unzusammenhängend heraus. Bronisz stand unbeweglich vor ihr, er litt unsäglich, ihr Schmerz erschütterte ihn. Und er begann mit bebender Stimme:

„Beschuldige mich nicht. Mein Leben kann ich für dich hingeben, meine Ehre nicht. Du würdest mich verachten, und ich selbst wäre mir zur Last, wenn ich zum Lügner würde. Nein, nein! Von demjenigen, der dein Gatte werden soll, darfst du einen Eidbruch nicht fordern. . . Alles, was ich besitze, ist dein, ich fordere nichts von dir."

„Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht!“ unterbrach sie ihn wild, mehr zürnend, als klagend. „Was wollte ich denn von dir? Nur dein Herz begehrte ich, nur unser Beider Glück. Du willst nicht, so geh'! Geh' und kehre niemals zurück! Wir sind für immer geschieden.“

Bronisz stand noch immer vor ihr, er war auf das Tiefste ergriffen, aber er blieb fest.

„Rolina, du kennst mich nicht,“ sagte er in traurigem Tone.

Ihre Thränen waren unterdessen getrocknet, der Zorn hatte sie aufgesogen. Ein Gefühl der Rache stieg in ihr auf. Drohend blickte sie ihn an. Das war nicht mehr Liebe, sondern grenzenloser Haß, was ihm entgegenfunkelte. Bronisz hoffte noch immer, sie zu beschwichtigen. Er begann von neuem zu ihr zu sprechen.

„Höre mich an, Rolina. Ich habe meinem Vater gelobt, mich nicht zu verheiraten, und das muß ich halten; aber ich habe ihm nicht versprochen, dich nicht zu lieben, denn das konnte ich nicht. Auf meine Liebe kannst du dich verlassen.“

„Bah,“ unterbrach sie ihn mit höhnischem Lachen. „Der Herr Graf will, daß ich seine Geliebte, seine Maitresse sei. Aber Rolina wird Niemandes Geliebte sein, auch die deine nicht.“

„Daran habe ich nie gedacht,“ rief Bronisz, „ich achte dich zu sehr und wäre nichtswürdig . . .“

„Du bist nichtswürdig," schrie sie ihn an, „du hast mir das Herz genommen und mich unglücklich gemacht, jetzt stößt du mich fort."

Stanislaus sank auf die Knie, aber das Mädchen stürmte vom Sofa auf und drängte ihn verächtlich von sich.

„Fort, rühr' mich nicht an," rief sie, „zwischen uns ist Alles aus, du willst nicht zum Altar, und ich werde anders nicht die Deine sein. Kein Wort weiter. Geh' und kehre niemals wieder!"

Der Augenblick war entscheidend. Stanislaus zitterte am ganzen Körper, das Herz schlug ihm zum Zerspringen. Er wurde schwach und wollte sich ergeben, sie um Verzeihung bitten, in Alles einwilligen. Da trat ihm plötzlich die Gestalt des Vaters vor die Augen, er glaubte die Worte des Alten zu vernehmen: „Lieber das Leben verloren, als die Ehre."

Noch einen Moment blickte er das Mädchen an; sie hielt noch immer die durchbohrenden Augen auf ihn gerichtet, als hoffte sie, er werde sich beugen. Aber sein braunes Gesicht hatte einen energischen Ausdruck bekommen; sie gab alle Hoffnung auf. Sie maß ihn nur von oben bis unten mit einem Blicke, als fluchte ihm ihre Seele; dann schritt sie zum Zimmer hinaus und warf dröhnend die Thür hinter sich zu.

Bronisz folgte Rolina wie trunken einige Schritte nach, dann griff er nach dem Sacktuche, mit dem sie

sich die Thränen getrocknet hatte. Er nahm es in den Mund und eilte wie bewußtlos hinaus, ohne Balbina zu bemerken, welche hinter der Thür stand.

Frau Böhm, welche das Zwiegespräch zwischen ihm und Rolina belauscht hatte, empfand Mitleid mit ihm. Sie reichte ihm schweigend die Hand.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte sie leise, „das arme Mädchen hat den Tod des Vaters noch nicht verwunden. Sie ist aufgeregt, es wird vorübergeben.“ Er nickte, ohne zu antworten.

Rolina stand noch auf der Schwelle ihres Gemaches, sie wartete, ob Stanislaus zurückkehren würde. Aber er ging davon, und eine tiefe Blässe bedeckte ihr Gesicht.

Jetzt zeigte sie sich einen Augenblick in ihrem wahren Charakter, als Weib wie die anderen. In seiner Gegenwart war sie erregt, aufbrausend, stürmisch bis zur Wildheit gewesen; nun, da er fort war, entstellte eine kalte, mitleidlose Bosheit ihre Züge. Sie fühlte sich gedemüthigt, besiegt, verstoßen, verachtet. Sie hatte ihm ihre Liebe aufgedrängt und er hatte sie verworfen. Das war nicht ein kühler, ein gleichgiltiger Mensch, das war ein Wicht. Sie haßte ihn.

Sie fand eine wilde Lust daran, sein Bild zu entstellen und zu beschmutzen. Alles, was sie früher an ihm geschätzt hatte, war jetzt ins Gegentheil gekehrt; Berechnung, Absicht, Hinterhältigkeit war Alles an

ihm. Sein Ehrgefühl erschien ihr als kindische Albernheit.

„Ein Narr!“ rief sie, zornig mit den Füßen stampfend. „Ein Narr, ein Klotz! . . . Dieser Mensch wäre ein unerträglicher Tyrann geworden. Er hätte mich terrorisirt. Es ist besser so. Zwischen uns ist es für immer aus.“

Zehntes Capitel.

Heute war Rolina schon frühe auf den Füßen. Sorge und Unruhe hatten sie aufgescheucht. Ihr Kopf glühte.

Seit dem Begräbnisse hatte sie Frau Böhm nicht mehr gesehen; sie wußte nicht, was Jene zu beginnen gedenke. Doch jetzt wollte sie ihr um keinen Preis den Laufpaß geben. Der Gedanke, daß Pepi im Hause war, versetzte sie in hellen Zorn, dennoch wollte sie auch diese neben sich dulden, nur um nicht allein zu bleiben. Es sollte sich rasch entscheiden, und dazu war eine Unterredung mit Balbina erforderlich.

Rolina wollte nicht zu ihr gehen, um nicht mit Pepi zusammenzutreffen; sie ließ sie zu sich bitten.

Und wenn Balbina sich weigerte? Die bloße Möglichkeit erbitterte sie; fast bedauerte sie, nachdem sie kaum die Dienstmagd fortgeschickt hatte, den ersten Schritt gethan zu haben.

Aber die Böhm war ihr für den Augenblick unentbehrlich.

Eine Weile ließ Balbina auf sich warten; endlich schwankte sie langsamen Schrittes herein, mit trübem, verweintem Gesichte. Auch sie kam nicht freiwillig; man sah es ihr deutlich an; sie fand es auch nicht nöthig, höflich zu sein, sie war kühl und gleichgiltig.

Rolina schritt ihr ernst entgegen, um das Gespräch zu beginnen. Aber der harte Ausdruck in Balbina's Gesicht verwirrte sie im ersten Augenblicke. Sie wollte sich nicht demüthigen und die Andere nicht beleidigen.

„Am Grabe," hob sie pathetisch an, „vereinigen sich auch die Feinde. Der Todte war Ihnen und mir gleich theuer."

Bei der Erinnerung an den Obersten begann Frau Böhm heftig zu schluchzen. Sie reichte Rolina die Hand; war sie geneigt, über dem Grabe ihrem früheren Hasse gegen Rolina zu entsagen?

„Ich hoffe," fuhr Rolina fort, „daß wir zusammen bleiben können, wenigstens so lange, bis ich mein eigenes Haus habe. Wenn wir uns jetzt so plötzlich trennen, werden wir den bösen Leuten Anlaß geben, das Andenken des Todten zu beschimpfen."

Balbina war in Gedanken versunken; sie schien etwas Anderes zu überlegen.

„Ich kann mich von meiner Pepi nicht trennen," sagte sie endlich mit weinerlicher Stimme. „Es ist

unmöglich. Das arme Kind! Ich werde es nicht von mir geben."

Rolina unterbrach sie lebhaft.

„Darüber werden wir uns nie verständigen. Dieses Mädchen hat mir das Herz meines Vaters gestohlen, ich habe Grund, es zu hassen . . . Und auch sie liebt mich nicht . . . Sie mag bei Ihnen bleiben . . . aber wir brauchen uns nicht zu begegnen . . . Oder verlangen Sie etwa, daß ich ihr in meinem Salon einen Platz neben mir einräume?"

Frau Böhm blickte finster vor sich hin.

„Ich werde niemals in Ihr Zimmer kommen," endete Rolina. „Jedes überflüssige Zusammentreffen kann vermieden werden."

Balbina zögerte mit der Antwort, obwol sie die Ungeduld Rolina's bemerkte.

„Wie Sie wollen," sprach sie schließlich. „Ich bleibe. Nur bitte ich Sie, die arme Pepi nicht zu quälen . . . Das unglückliche Kind trübt Niemandem das Wasser . . . Mit mir können Sie machen, was Sie wollen . . . Ich bin daran gewöhnt."

Rolina hatte ihren Zweck erreicht, und ihr Gesicht heiterte sich auf. Sie wollte nicht weiter über diese Angelegenheit sprechen.

„Also," bemerkte sie in kälterem Tone, „Sie besorgen wie früher die Wirthschaft, denn darauf verstehe ich mich nicht. Ich habe auch weder Kraft noch

Lust dazu . . . Und da wir die Mahlzeiten nicht gemeinsam einnehmen werden, so schicken Sie mir dieselben in mein Zimmer. Im Uebrigen kann Alles beim Alten bleiben . . ."

Frau Böhm schwieg. Stumpf vor sich hinblickend, verließ sie das Zimmer. Der Bund war geschlossen. Man schuldete einander keinen Dank, man brauchte sich gegenseitig.

Als Balbina das Zimmer verlassen hatte, athmete Rolina erleichtert auf. Nun war das erste Hinderniß überwunden, und sofort lenkte sie ihre Gedanken auf andere Dinge. An Bronisz dachte sie nicht; sein Verlust ging ihr nicht nahe. Er hatte ihre Eigenliebe verletzt. Sie hätte ihn den Anderen vorgezogen; jetzt, so oft sie sich seiner erinnerte, nannte sie ihn im Geiste einen Narren.

Am dringendsten erschien ihr die Ordnung des väterlichen Nachlasses, und davon hatte sie kaum eine Vorstellung. Der Rath eines Advocaten war unumgänglich. Sie erinnerte sich eines solchen, der ihr früher oft begegnet war und ihr, wie alle anderen Männer, von ihrer Schönheit entzückt, mannichfaltige Artigkeiten erwiesen hatte. Er hieß Holländer und war ein junger stattlicher Mann. An ihn wollte sie sich wenden, da sie weder Verwandte noch einen Vormund hatte.

Es war allerdings bisweilen von einem Bruder ihres Vaters die Rede gewesen, der in Triest wohnte;

aber das war ein einfacher, ungebildeter, bedürftiger Mensch; es kam ihr wie eine Herabsetzung vor, mit ihm in Verbindung zu treten. Auch Verwandte der Mutter gab es vielleicht noch in Südfrankreich; aber auch diese waren vermuthlich arme Leute und gehörten zu jener Gesellschaftsclasse nicht, zu der Rolina sich zählte.

Sie warf auf einen Briefbogen mit schwarzem Rande einige Worte an Dr. Holländer und ersuchte ihn, ihr mit seinem Rathe beizustehen. Für übermorgen bat sie um seinen Besuch.

Unruhe und Sorge hinderten sie jedoch nicht, um die elfte Stunde sich sorgfältig anzukleiden. Das schwarze Kleid, von dem Kragen und Manchetten blendendweiß sich abhoben, erhöhte ihre Schönheit, sie kam sich im Spiegel wie ein Porträt von Hals vor. Der Ausdruck der Trauer und des Schmerzes in Blick und Mienen verlieh ihrer Physiognomie einen Reiz, der nicht zu ihrem Nachtheile von der Heiterkeit früherer Tage sich unterschied. Jetzt hätte man glauben können, daß sie auch tiefer Empfindungen fähig sei.

Nachdenklich ging sie in den Salon.

Der Vater hatte ihr oft versichert, daß in seinen Sammlungen ein Vermögen stecke und daß dieses antiquarische Gerümpel viele tausend Gulden werth sei. Jetzt war ihr erster Gedanke, Alles zu Geld zu machen; nur so konnte sie die kleine Pension, die sie

als Oberstentochter zu erwarten hatte, um Einiges vermehren. Aber was bedeutete dies Alles für sie, die von Millionen träumte, deren Phantasie in Reichthum und Ueberfluß schwelgte?

Die elfte Stunde war vorüber. Da ging die Glocke, und die Dienstmagd ließ den Amerikaner, den sie als einen Bewerber um das Fräulein und als reichen, gern gesehenen Gast kannte, ohne Anmeldung in den Salon.

Bei seinem Anblicke erblaßte Rolina; sie hatte auf seinen Besuch nicht gerechnet. Es war, als ob das Schicksal ihr diesen Menschen aufdrängen wollte. Von Allen, mit denen sie verkehrt hatte, war er ihr am wenigsten sympathisch, und mitunter hatte seine Nähe sie mit Abscheu und Furcht erfüllt. Sein Aeußeres war abstoßend trotz der übertriebenen Eleganz. Das wilde Feuer seiner Augen verwirrte und beunruhigte sie. Wenn er lachte oder die Lippen zusammenbiß und seine Muskeln unheimlich zitterten, hatte sie kaum den Muth, sich seiner Aufdringlichkeit zu erwehren. Er hatte ungeachtet seiner scheinbaren Höflichkeit etwas von einem Despoten.

Seine affectirte Zärtlichkeit und Demuth verwandelte sich oft unversehens in Brutalität. Nur von Außen ähnelte er einem civilisirten Menschen, im Innern war er ein Wilder geblieben; Rolina hatte mit ihren durchdringenden Augen niemals in seinem

Innersten zu lesen vermocht. Es blieb etwas Geheimnißvolles, Räthselhaftes, Unverständliches an ihm übrig; er hatte zwei Seelen.

Indessen wie die Dinge lagen, war der Amerikaner beinahe der Einzige, den zu erobern sie hoffen durfte, und deshalb ging sie ihm trotz Furcht und Abneigung mit ausgestreckter Hand entgegen, um ihn zu begrüßen. Auf halbem Wege freilich hätte sie fast ihren Schritt angehalten, aber sie überwand sich heroisch; sie wollte nicht verrathen, was in ihrer Seele vorging.

Der Amerikaner machte ein trauriges Gesicht, allein es entging ihr nicht, daß in seinen Blicken eine ungeduldige Erwartung, eine aufdringliche Lüsternheit lauerte, als wäre er vorbereitet, die Veränderung ihrer Lage für sich auszunützen. Sie lächelte und ließ sich nichts merken.

Kaum aber hatten sie die ersten Worte gewechselt, als die Glocke abermals läutete. Es war ein scheuer kurzer Klang, und ein ängstlicher Schritt ließ sich im Vorzimmer vernehmen. Leise öffnete sich die Thür, und staunend sah Rolina den Prinzen Rudolph von Hoh-Winterburg hereinschlüpfen; es war, als ob er durch seine eigene Kühnheit erschreckt und außer Fassung gebracht wäre.

Der Prinz fürchtete offenbar, bei diesem verstohlenen Condolenzbesuche Jemandem zu begegnen, der ihn verrathen könnte. Als er den Amerikaner erblickte,

verfärbte er sich, aber es war zu spät, um zu entweichen. Verlegen schlich er in den Salon, eine dunkle Gluth bedeckte seine Wangen; er stammelte einige unverständliche Worte und wußte nicht, was er mit sich beginnen sollte. Von der Seite betrachtete er scheu den Amerikaner, welcher verdrießlich seinen Blick erwiderte; dann versuchte er es, noch einige Sätze hervorzubringen, und sprang schließlich auf, als ob ihn etwas gestochen hätte. Mit einer raschen, ungelenken Verbeugung vor Rolina verließ er das Zimmer.

In diesem unbeholfenen Benehmen des Jünglings lag etwas unaussprechlich Komisches und doch auch eine so ehrliche Empfindung, daß selbst Rolina Mitleid mit ihm verspürte, während der Amerikaner spöttisch lachte.

Aber das Unglück kommt bekanntlich niemals allein. Als der verliebte junge Prinz die Treppen hinabeilte, begegnete ihm Baron St. Foix, der ebenfalls seine Condolenz-Visite machen wollte. Und als wäre es damit noch nicht genug, fand er am Thore den Abbé Voisin, der ihm aufgelauert hatte und ihn nun mit zornigen Vorwürfen überschüttete; der Alte drohte, ihn bei der Großmutter zu verklagen.

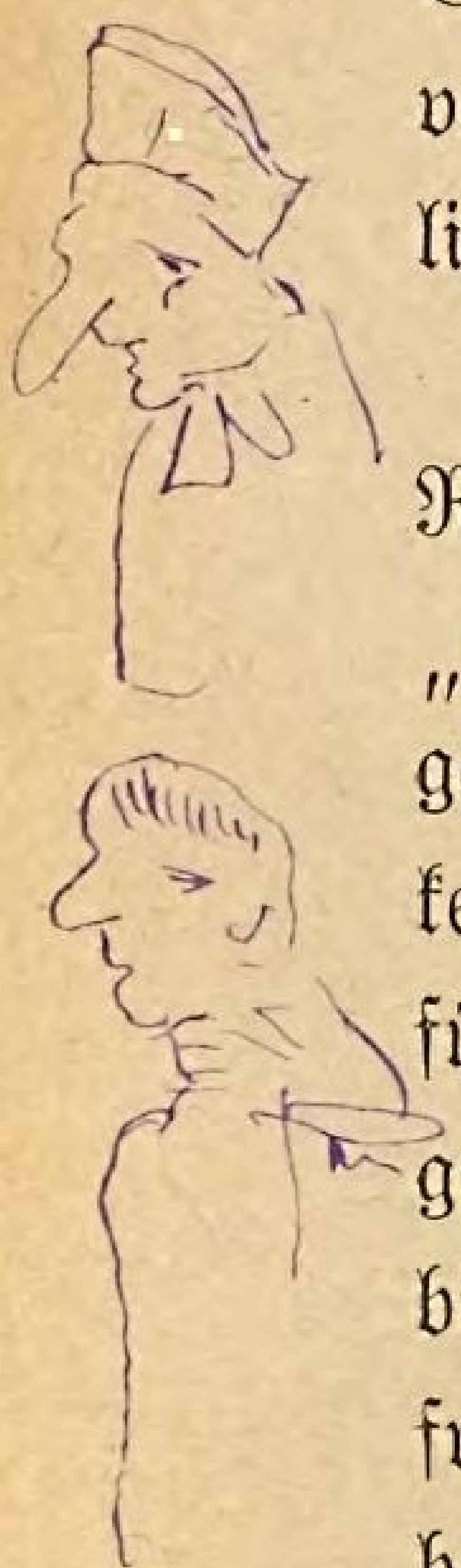
Don Esteban hatte heute eine entscheidende Auseinandersetzung mit Rolina herbeiführen wollen; er glaubte, in diesen ersten Stunden der Verlassenheit und Schutzlosigkeit Rolina's seine Pläne am besten

fördern zu können. Aber just, als er beginnen wollte, zeigte sich Baron St. Foix auf der Schwelle, und Rolina trat, den Amerikaner ganz vergessend, dem neuen Gaste mit lebhaften Dankesworten entgegen.

Die beiden Nebenbuhler waren oberflächliche Bekannte; sie maßen sich mit feindseligen Blicken.

Und wiederum läutete es; die Glocke wollte heute nicht zur Ruhe kommen. Gerade heute erschienen sie Alle, um zu condoliren. Diesmal war es Herr Adam Morimer, der sich ebenfalls verpflichtet glaubte, seiner früheren Angebeteten ein Zeichen seiner Theilnahme zu geben. Das Unglück, von welchem sie heimgesucht worden, hatte die fast schon erkaltete Liebe des Poeten von neuem angefacht. Und auch ihm war es unbequem, daß andere Besucher ihm zuvorgekommen waren. Trüben Blickes schritt er auf Rolina zu, um ihr mit einigen lebhaft empfundenen Worten sein Beileid auszudrücken.

Als ob keiner von dem andern etwas wüßte, so saßen die Gäste wortlos da, und auch Rolina fand keine Worte, um eine Unterhaltung in Fluß zu bringen. Der Franzose, welcher von Allen der Gewandteste war, versuchte ein gleichgiltiges Gespräch anzuknüpfen; der Amerikaner nagte unmuthig an der Unterlippe, Morimer starrte die Wände an, und Rolina spielte mit dem Sacktuche, welches sie in ihrer Hand hielt, um ihre Aufregung zu verbergen.



Und abermals schlug die Glocke an. Der alte Graf Bongi trat mit dem Ausdrucke aufrichtigen, väterlichen Bedauerns auf dem schönen, ruhigen Antlitz in das Zimmer.

„Mit großem Schmerze,“ begann er, indem er Rolina's Hand ergriff und in der seinigen festhielt, „habe ich von dem Unglück erfahren, das über Sie gekommen ist. Den Vater zu verlieren, wenn man keine Mutter mehr besitzt, das ist ein schrecklicher Schlag für ein Mädchen. Das Mitleid mit Ihnen ist allgemein. Ich komme, um Ihnen meine Dienste anzubieten. Wenn Sie in der Lage sein sollten, eines freundlichen Hauses zu bedürfen, so sind wir gern bereit, meine Gattin und ich, Ihnen bei uns eine ruhige Zufluchtsstätte einzuräumen.“

Die Güte des Alten machte auf Rolina einen tiefen Eindruck, und sie dankte ihm herzlich, obwohl sie sich im Innern durch sein Anerbieten gedemüthigt fühlte. Die Leute glauben also schon — dachte sie bei sich — daß du ihres Erbarmens und ihrer Großmuth bedarfst.

Bongi, von dem Vorrechte seines Alters Gebrauch machend, fuhr fort: „Ihre Schönheit, mein Fräulein, kann Sie unnöthigen und unbequemen Aufdringlichkeiten aussetzen. Sie brauchen Ruhe und freundschaftliche Sorgfalt. Sie würden Alles bei uns finden, bis Sie wieder in der Stimmung sind, sich das Lebens zu freuen.“

Rolina war ganz verwirrt. Sie dankte mit einigen allgemeinen Redensarten.

Bongi setzte sich und sprach in diesem patriarchalischen Tone weiter. Die Blicke, die er auf die übrigen Gäste warf, sagten deutlich, daß er allein bleiben wollte, um mit ihr ohne Scheu ihre Lage zu erwägen. Aber Baron St. Foix zeigte geringe Lust, sich zu entfernen, und der Amerikaner blieb wie angeschmiedet auf seinem Platze. Nur Morimer erhob sich, um sich mit einigen artigen Worten zu verabschieden. Er war tief verstimmt, denn diese Leute, die er hier getroffen hatte, waren dieselben, welche ihm sein Vater aufgezählt hatte.

War er geheilt? Die Wunde schmerzte noch immer, obwohl sie sich bereits zu schließen begonnen hatte.

Bongi hatte unterdessen in seiner lebhaften Weise mit dem Baron ein ganz allgemeines Gespräch angeknüpft über die Schicksale der Menschen und über die besten Mittel, sie zu lindern. Der Amerikaner nahm an demselben keinen Antheil. Dann fragte der Graf, was Fräulein Maholic zu beginnen gedenke und ob sie in Wien bleiben wolle.

Rolina erwiderte, sie habe in dem überwältigenden Schmerze über den Verlust des besten Vaters darüber noch nicht nachgedacht und nichts beschlossen. Sie müsse sich vorher ausweinen, bevor sie es versuchen könne, sich in der Lage zurechtzufinden, in welcher sie zurückgeblieben.

Der Amerikaner konnte während dieses Gespräches mit dem alten Bongi seine Ungeduld nicht bemeistern; Rolina mußte ihn wiederholt mit ihren Blicken mahnen, sich still zu verhalten.

Endlich erhob sich Baron St. Foix; er gab die Hoffnung auf, die Entfernung des Grafen Bongi abwarten zu können. Bongi beobachtete den schweigsamen Don Esteban, welcher unruhig auf seinem Sessel rückte, mit rollenden Augen umherglotzte, mit nervöser Hast sich die Haare glättete, aber sich nicht vom Flecke rührte. Es war nicht schwer zu erkennnen, daß dieser Gast allein zurückbleiben wollte, und nachdem der Graf Rolina nochmals seiner Dienstwilligkeit versichert hatte, ging er mit dem Baron von dannen.

In diesem Augenblicke erhob sich auch Don Esteban, als ob er mit den Anderen sich entfernen wollte; aber es war nur ein kleiner Theatercoup, ein sogenannter falscher Abgang.

Als sich hinter den Beiden die Thür geschlossen hatte, stellte er den Hut wieder hin und näherte sich Rolina.

„Ich glaubte schon," rief er scharf und ungestüm, „ich würde diesen aufdringlichen Leuten den Platz räumen müssen. Sie haben in der That viele besorgte Freunde um sich, mein Fräulein, zu viele, und dennoch begehre ich für mich das Vorrecht, Ihnen zu dienen. Erlauben Sie mir, offen zu sprechen, obwol

es sich heute vielleicht nicht schickt. Ich kann aber nicht länger warten."

Rolina blickte ihn unsicher an. Je näher der Augenblick der Entscheidung rückte, desto unheimlicher wurde die Angst, welche sich ihrer, der sonst so Muthigen, bemächtigte. Sie vermochte diesen Mann nicht abzuwehren; er hatte etwas Fremdes, Unergründliches, Geheimnißvolles, und dadurch war er unbesiegbar.

Und der Amerikaner, als ob er sie verstünde, milderte seinen Ton, er wurde, soweit er es vermochte, einschmeichelnd und sentimental, wenn auch für Augenblicke sein wildes, zügelloses Naturell ihn übermannte.

„Nicht zum erstenmale, mein Fräulein," fuhr er fort, „bekenne ich Ihnen, daß ich Sie liebe. Sie haben mich in der Hoffnung bestärkt, daß meine Liebe nicht unerwidert sei. Ich bin ein freier, unabhängiger Mann, besitze ein erkleckliches Vermögen, welches, schlecht gerechnet, mehrere Millionen Dollars beträgt. Wollen Sie mein Geschick mit mir theilen? Ich bitte Sie um Ihre Hand . . ."

Er sprudelte die Sätze leidenschaftlich und voll Hast heraus; bei der Erwähnung der Millionen machte er mit der Hand eine geringschätzige Bewegung.

Rolina erhob langsam ihre Augen zu ihm und blickte ihn verheißungsvoll an.

„Sie begreifen," antwortete sie ein wenig zögernd, „daß jetzt, an dem frischen Grabe meines Vaters,

die Zeit nicht passend gewählt wäre, um über meine Verheirathung zu sprechen. Lassen Sie mir eine Frist; ich will mich ausweinen."

„Oh, gerade jetzt, finde ich," antwortete lebhaft der Amerikaner, „ist der richtige Moment, wo Sie eines Schutzes bedürfen. Es können Ihnen dadurch viele Unannehmlichkeiten erspart bleiben."

Don Esteban hielt einen Augenblick inne, es war ihm nicht leicht, zusammenhängend zu sprechen, dann fuhr er fort: „Es gehen mir viele wichtige Angelegenheiten durch den Kopf, die mich unverhofft von hier fortrufen können. Für den Augenblick kann ich nicht an den Altar treten. Es sind hier, wie ich gehört habe, Formalitäten nöthig, Zeugnisse, die ich erst aus meiner Heimat verschreiben muß. Das erfordert Zeit. Aber wir können uns das Wort geben, die Ringe wechseln. Sie werden meinem Ehrenworte vertrauen. Sind erst die Papiere hier, so kann die Hochzeit stattfinden."

Jetzt sah ihn Rolina finster an: „So werden wir also warten müssen," sagte sie.

Der Amerikaner glaubte ihre Zustimmung aus diesen Worten herauszuhören, er hatte den Ton nicht begriffen, in dem sie gesprochen waren, und machte eine Bewegung, als ob er Rolina umarmen wolle. Sie aber trat stolz zurück, und Don Esteban stammelte verwirrt und beschämt: „Ist dies Ihr letztes Wort, mein Fräulein?"

„Ich habe Sie um Bedenkzeit gebeten," erwiderte sie, indem sie ihre Stimme zu mildern suchte, damit der Amerikaner ihr nicht für immer entgehe. „Ueberlegen Sie die Sache. Ich habe Ihren Antrag nicht abgelehnt, aber jetzt erscheint er mir unpassend. Geben Sie mir Bedenkzeit!"

„So sagen Sie mir, wie lange ich warten soll," rief der Amerikaner, indem er sich erhob und aufdringlich an sie herantrat. „Ich erklärte Ihnen schon, daß mich wichtige Geschäfte von hier abrufen können, eine diplomatische Mission . . ." Er murmelte einige unverständliche Worte . . . „Ich kann darüber nichts weiter sagen, aber ich könnte zu plötzlicher Abreise genöthigt sein."

Rolina hörte ihm aufmerksam zu.

„Was kann ich thun?" fragte sie.

„Mir vertrauen," erwiderte der Amerikaner. „Das Warten wird mir eine Qual sein, und es kann sich lange hinausziehen. Die Papiere aus Amerika kommen nicht so rasch . . ." Er wagte nicht, den Satz zu enden, da Rolina ihn mit einem Blicke maß, der ihm den Mund verschloß. Mit theatralischer Geberde und leidenschaftlicher Steigerung versuchte er eine andere Tonart.

„Sie haben kein Mitleid mit mir, Sie begreifen nicht, daß es eine Tortur ist, wenn man liebt, wie ich liebe, und wegen elender Papiere warten, sich in Sehnsucht verzehren muß."

Rolina lächelte.

„Allerdings, eine solche Liebe begreife ich nicht, ich habe immer geglaubt, die Liebe sei geduldig. Ich vertraue Ihnen, aber an meinen Bedingungen halte ich fest."

Der Amerikaner zuckte enttäuscht die Achseln.

„Ach diese mittelalterlichen, kirchlichen Formalitäten," rief er, „dieser Segen des Priesters! Wenn zwei Leute einander das Wort geben, so bedeutet es mehr als der Schwur vor dem Altar. Heute macht man sich nicht mehr viel aus diesen Ceremonien. Was wollen Sie! Ich gebe Ihnen schriftlich mein Wort." Rolina ließ ihn nicht weiterreden.

„Brechen wir ab. Ich bitte darum."

Don Esteban war in Verlegenheit. Er wußte nicht, wie er wieder anknüpfen sollte. Eine Weile war es still. Die Beiden sahen einander von Zeit zu Zeit an, endlich gewann der Amerikaner wieder seine Fassung.

„Ich hoffe," sagte er, „daß Sie sich die Sache überlegen werden und daß Sie Ihr letztes Wort noch nicht gesprochen haben. Ich wenigstens gebe die Hoffnung nicht auf, und sei es wie es wolle," fügte er mit erzwungenem, seelenlosem Lachen hinzu, „ich sehe mich schon heute als Ihren Verlobten an. Ich will nichts weiter hören, noch sehen, ich lasse mich nicht abweisen."

Dabei griff er gewaltsam nach ihrer Hand und drückte in dieselbe einen Ring mit einem großen Edelsteine.

Rolina sträubte sich nicht allzusehr; er aber rief lustig und triumphirend: „So, jetzt ist die Verlobung geschehen. Betrachten Sie mich als Ihren treuesten Diener, befehlen Sie über mich." Und nachdem er leidenschaftlich ihre Hand geküßt hatte, ging er davon, hastig, geräuschvoll, die Sessel beiseite schiebend und die Thür hinter sich zuschlagend.

Im Vorzimmer begegnete er der Dienstmagd. Er drückte ihr einen Ducaten in die Hand und sprang die Treppen hinab, als ob er sich vor einem Verfolger fürchtete.

Rolina stand lange in tiefem Nachdenken. Sie hatte den Ring in der Hand und prüfte seinen Glanz, Der Diamant war herrlich, die Fassung kunstvoll. Band er sie für immer? Für sie war er ein Geschenk, weiter nichts. Sie hatte ihn nicht um einen andern eingetauscht. Bedächtig streifte sie ihn an die Finger, der Reihe nach von einem an den andern, sie probirte, auf welchen Finger er am besten passe; dabei erhob sie die weiße Hand und hielt sie gegen das Licht, um zu sehen, wie das Feuer des Steines in der Sonne funkelte. Der Ring war wie für sie gemacht; die Hand kam ihr schöner vor. Es war eine Abschlagszahlung auf eine herrliche Zukunft.

Sinnend betrachtete sie das Kleinod. Wenn es sie nur nicht an diesen abscheulichen, halbwilden Menschen gemahnt hätte, der es ihr aufgedrängt hatte! Der Stein blitzte so unheimlich wie die Augen des häßlichen Mannes. Bei diesem Gedanken erbebte sie unwillkürlich. Alle Gäste, welche an diesem Morgen bei ihr gewesen waren, ließ sie vor ihrem Blicke vorüberziehen, und jeder von ihnen war ihr sympathischer, als dieser, dessen Geschick sich despotisch mit dem ihrigen verbinden wollte. Bis jetzt hatte sie diesen Mann noch gar nicht begriffen. Seinem Aeußern nach gehörte er anscheinend zu der besten Gesellschaft; er wurde überall empfangen und er benahm sich zwar sonderbar, aber nicht verletzend. Dennoch konnte sie sich des Gefühls nicht erwehren, daß er aus anderer Sphäre stammen müsse. Bisweilen fuhr sie erschreckt zusammen; es kam ihr vor, als ob sie einen Lakaien vor sich sähe. Und diesen Eindruck suchte sie umsonst zu verscheuchen. Und doch, vielleicht war es nur das fremde Blut, welches den seltsamen Eindruck verschuldete. Er selbst hatte ihr gesagt, es sei spanisches Blut, das Blut der Conquistadoren, mit indianischem vermischt, das in seinen Adern fließe. Aber wer er sei und was er gewesen, darüber hatte er sich nie geäußert. Er war sogar in Verwirrung gerathen, so oft man ihn darüber befragt hatte.

Wenn von seiner angeblichen diplomatischen Mission die Rede war, so lächelten die Leute ironisch. Es gehörte in der That eine große Naivetät dazu, an eine geheime Sendung der Republik Chile, Peru oder Mexico zu glauben. Dieses beängstigende Dunkel vermochte selbst das Feuer des Diamanten nicht zu erhellen.

Ach, jetzt hätte sie den sanften, gelassenen Stanislaus herbeigewünscht, der sich so hartnäckig gegen den Wortbruch gewehrt hatte. Ja sogar Adam Morimer mit seinen poetischen Phantastereien wäre ihr willkommen gewesen. Und nicht blos er, Jeder, nur nicht dieser finstere, fremdartige Mensch mit den wilden Augen, der wie ein Eindringling aus einer andern Welt in ihren Kreis getreten war. Ein Zittern überlief sie, sie hörte sein knirschendes Lachen und dachte an die dreiste Aufdringlichkeit, mit der er Opfer von ihr gefordert hatte, gegen welche sich jede Fiber in ihr wehrte.

Jetzt, da sie sich selbst prüfte, empfand sie, um wie viel besser es gewesen wäre, den Worten des armen Stanislaus zu glauben, um wie viel besser, denjenigen Adam's zu vertrauen. An Don Esteban zu glauben, vermochte sie nicht, der bloße Gedanke, daß sie genöthigt sein könnte, sich ihm zu ergeben, empörte sie. Sie hatte einen Traum gehabt; er wollte sie in seinen Armen tödten, sie wie ein Menschenfresser verschlingen. Dieser wunderliche Traum wollte

ihr nicht aus dem Sinn. Den ganzen Tag ließen sie diese Gedanken nicht los.

Am folgenden Tage erwartete sie den Dr. Holländer, den sie heute nicht hatte empfangen können. Dieser Advocat war unter ihren Verehrern gewesen, hatte ihr oft Schmeicheleien gesagt und ihre Gesellschaft gesucht, aber für sie hatte er stets zu jener untergeordneten Menschenclasse gehört, welche sie nicht für voll ansehen wollte. Jetzt freilich, da sie seiner Unterstützung bedurfte, mußte sie ihm freundlich zulächeln. Dr. Holländer erschien zur bestimmten Stunde. Er war jung, stattlich, lebhaft und geistreich, wenn auch von etwas ungewöhnlichem Aeußern. Rolina mußte aufrichtig gegen ihn sein, denn es war schwer, ihn zu täuschen. Er hatte nicht viel Zeit, wie alle Leute, die ihren Beruf ernst nehmen, und kaum waren die ersten Worte gesprochen, so fragte er nach den Papieren, bat um eine Aufklärung über den Stand der Hinterlassenschaft.

Rolina befand sich in peinlicher Lage. Sie wußte seine Fragen nicht zu beantworten. Der Vater hatte sie niemals in seine Verhältnisse eingeweiht, und sie besaß keine Ahnung davon, wo sie die Papiere suchen sollte. Sie mußte sich an Frau Böhm wenden, welche die Vertraute des Obersten gewesen war. Das ärgerte und demüthigte sie. In ihrer Verlegenheit bemühte sie sich, dem Advocaten auseinanderzusetzen, es sei ihr

eigener Wunsch gewesen, von dem Vater so wenig als möglich mit geschäftlichen Dingen behelligt zu werden.

Frau Balbina wurde gerufen, und Rolina räumte ihr für eine Weile den Platz.

Sie hatte sich niemals um den Vater bekümmert; er war für sie nichts als der Cassier gewesen, von dem sie begehrt hatte, was sie brauchte, und wenn er mitunter auch sich gesträubt hatte, so war ihr schließlich doch Alles, was sie gefordert, bewilligt worden. Er hatte dabei freilich fortwährend Sparsamkeit gepredigt, über die schweren Zeiten geklagt, und es war leicht gewesen, daraus den Schluß zu ziehen, daß es einst um ihr Erbtheil schlimm bestellt sein würde. Nun bestand dasselbe aus den Scherben und dem Gerümpel, die fast werthlos waren, und aus ihrer kleinen Pension. Eben deshalb hatte sie so schleunig als möglich heiraten wollen, um die Armuth los zu werden, vor der sie sich fürchtete, deren sie sich schämte. Ihre ganze Jugend hatte sie damit verbracht, den Schein zu wahren, und oft genug hatte sie auf Bequemlichkeiten verzichtet, nur um elegant zu erscheinen, ein Frühstück für ein Paar Handschuhe und ein Nachtmal für farbige Bändchen geopfert. So waren alle ihre Tage eine Kette von Täuschungen und Lügen gewesen, ein immerwährendes Maskenspiel, und auch jetzt war sie bereit, das wahre Glück für den Schein des Glückes dahinzugeben.

Um nicht Zeuge der Unterredung zwischen Frau Böhm und dem Dr. Holländer zu sein, ging sie in ihr Zimmer, wo sie wie ein Kind mit dem funkelnden Ringe spielte, den ihr der Amerikaner in die Hand gedrückt hatte. Mitunter schrak sie auf und verbarg hastig den Ring; aber nach einer Weile zog sie ihn wieder hervor, um ihn zu betrachten.

Nach einer halben Stunde war die Unterredung des Advocaten mit Frau Balbina zu Ende. Dr. Holländer klopfte an ihre Thür. Rolina öffnete. Er hatte ein Bündel Papiere unter dem Arme und eine Feder hinter dem Ohr; seine Miene war ernst. Sie setzten sich an den Tisch im Salon.

„Es ist einige Klarheit in die Dinge gekommen," begann der Advocat; „aber Sie werden davon wol nicht sehr erbaut sein. Ihr Vater hat auf dem Gerichte ein Testament hinterlegt, dessen Abschrift wir vorgefunden haben."

Rolina wurde unruhig; sie fürchtete eine unangenehme Enthüllung.

„Was steht in dem Testamente?" fragte sie leise.

Der Advocat blickte auf die Papiere und antwortete: „Das Vermögen Ihres Vaters bilden diese Mobilien," er zeigte auf die Gegenstände, die sich im Gemache befanden. „Dieselben sind ziemlich hoch geschätzt. Außerdem sind 20,000 fl. Papier-Rente vorhanden."

Rolina stieß vor Ueberraschung einen Schrei aus; dies hatte sie nicht gehofft. Dr. Holländer las weiter: „Die Hälfte dieses Capitals gehört nach dem Testamente dem Fräulein Josepha, welche in der gesetzlichen Form von dem Obersten als seine legitime Tochter anerkannt wurde.“

Rolina schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und stürmte mit einem wilden Aufschrei vom Sessel auf. „Diese Demüthigung, diese Schande habe ich nicht erwartet,“ rief sie. „Das werde ich ihm nie vergessen, das ist fürchterlich. Sie meine Schester!“ Dr. Holländer blickte sie theilnehmend an.

„Daran ist nichts zu ändern,“ bemerkte er gelassen. „Der Oberst hat sie gerichtlich adoptirt. Ihnen hinterließ er die sämmtlichen Mobilien.“

„O, o!“ rief sie und warf sich leidenschaftlich in den Sessel zurück, „auf Alles hätte ich verzichtet, wenn mir nur diese Demüthigung erspart geblieben wäre!“

Dr. Holländer wartete schweigend, bis der Ausbruch vorüber war. Allmälig faßte sie sich, und nach einer Weile fragte sie mit schwacher Stimme, ob ihr der Advocat ihre Erbschaft nicht zu Gelde machen könne. Sie wolle Alles verkaufen und fortgehen, sagte sie. Dr. Holländer erklärte sich bereit, die Versteigerung der Antiquitäten zu veranlassen; er kannte die Schätzmeister und verstand sich auf die nothwendigen Formalitäten, allein es war zu merken, daß er

von dem Verkaufe dieses Tandes keine große Einnahme erwartete. Rolina hatte nur einen einzigen Gedanken; sie wollte die Beiden los werden, die neue Schwester und Frau Böhm, gegen welche in ihrer Seele ein schwarzer Verdacht auftauchte. Man hatte sie betrogen; ihr eigener Vater hatte sich zu dem Betruge hergegeben, und nichts, gar nichts war ihr von dem Anschlage bekannt geworden; sie hätte es sonst nicht geduldet, daß man sie so schmählich hintergehe.

Der Advocat hörte alle Vorwürfe und Klagen, welche von ihren Lippen strömten, ruhig an. Er suchte sie zu beschwichtigen. „Zu spät,“ wiederholte er, „daran ist nichts mehr zu ändern. Sie müssen sich drein schicken.“

Als er sich entfernt hatte, sperrte sich Rolina den ganzen Tag in ihrem Zimmer ein. Sie wollte einen Entschluß fassen. Ihre Schönheit war unversehrt; ihre Gewandtheit und Bildung konnte man ihr nicht rauben. Aber durfte sie mit dem knappen Erbe, das ihr geblieben, den Kampf mit dem Schicksal aufnehmen? Sie konnte Wien verlassen, sich in neue Verhältnisse hineinleben, den abscheulichen Amerikaner, die verhaßte Pepi und ihre Todfeindin Balbina weit hinter sich zurücklassen; doch dazu war große Energie, viel Tact und Ausdauer nöthig. Verfügte sie darüber?

Elftes Capitel.

Don Esteban Corcero Prolados bewohnte seit einigen Monaten ein prächtiges Quartier im „Hôtel Impérial“. Er lebte wie ein Millionär.

Bevor er eintraf, war die Wohnung telegraphisch bestellt worden; in seiner Begleitung befand sich ein Secretär, ein junger, schweigsamer, blasser Engländer, und ein Kammerdiener von sehr ernsthafter Physiognomie, ein Amerikaner, welcher englische Steifheit und amerikanische Grobheit vortrefflich in sich vereinigte.

Das Dienstpersonal in den Hôtels, das mit so verschiedenen Leuten zu thun hat und dieselben nach ihrem Aeußern zu beurtheilen gewohnt ist, besitzt in der Regel einen verläßlichen Instinct, die Menschen zu tariren, es irrt sich selten. In der Einfahrt empfängt der Verwalter des Hotels den Ankömmling; er mustert ihn von oben bis unten mit prüfenden Augen. An irgend einem unscheinbaren Zeichen, das profanen Blicken entgeht, an einer Bewegung, an der Aussprache eines Wortes merkt er sofort, mit wem er es zu thun hat und welche Stellung in socialer oder financieller Beziehung der Gast einnimmt.

Als Don Esteban ankam, war Herr Steffen Oberkellner im „Hôtel Impérial“. Dieser besaß außer

anderen Vorzügen, welche seine erhöhte Position erforderte, eine merkwürdige Sprachkenntniß, denn fünf Sprachen beherrschte er vollkommen und drei radebrechte er mit kecker Geläufigkeit. Herr Steffen hatte, als er Don Esteban mit seinem Secretär, seinem Kammerdiener und seinen stattlichen Koffern in Empfang genommen, unmerklich mit den Achseln gezuckt, dann hatte er den Gast in die für ihn bestimmten Appartements geführt und dabei abermals das Auftreten des Fremden, seinen Verkehr mit den Begleitern, sein Gepäck gemustert. Als er in das Bureau des Hotels herunterkam, gab er ein ganz unerwartetes Urtheil über den Amerikaner ab. Das sei kein besonders vornehmer Herr, sagte er schlankweg.

Freilich mußte er später dieses Urtheil, wenn nicht widerrufen, so doch suspendiren, denn Don Esteban zeigte sich dem Dienstpersonale als ein sehr splendider Herr.

Man überzeugte sich, daß er an einen der ersten Bankiers der Hauptstadt einen Creditbrief hatte, der auf eine sehr bedeutende Summe lautete Er lebte wie ein Grandseigneur, zahlte pünktlich seine Rechnungen, machte keine Schulden und gab glänzende Trinkgelder. Und obgleich die Wochenrechnungen im Hôtel beträchtlich waren, so beschwerte er sich doch niemals, ja die kleinen Posten pflegte er nicht einmal zu prüfen.

Es wurde nicht geknausert, Secretär und Kammerdiener aßen und tranken wie Cavaliere, Don Esteban selbst fuhr niemals anders als in einer Hotelkutsche aus, und der Kutscher konnte mit dem Douceur, welches dabei abfiel, sehr zufrieden sein. Es wurden auch viele überflüssige Kleinigkeiten in den ersten Läden zusammengekauft, wo man den doppelten Preis für sie zahlen mußte. So wurde täglich irgend etwas von Klein mit nach Hause gebracht.

Selbst in den Hotels, wo der Reiz des Neuen durch täglich wechselnde Eindrücke abgestumpft wird, bleibt der Mensch, wie es seine Natur mit sich bringt, eine neugierige Creatur, und auch Herr Steffen machte keine Ausnahme. Don Esteban hielt fortwährend sein Interesse wach. Wer war dieser Mann? Und was machte er in Wien?

Man suchte den steifen englischen Secretär auszuhorchen und hoffte von dem Kammerdiener, der ein leidenschaftlicher Biertrinker war, etwas zu erfahren.

Aber weder aus dem Einen noch aus dem Andern war etwas herauszubringen. Sie verriethen blos, daß ihr Herr unermeßlich reich und von hervorragender socialer Stellung sei. Und als einmal dem Kammerdiener, der wieder sehr viel Bier getrunken hatte, arg mit Fragen zugesetzt wurde, schlug er mit der Faust auf den Tisch und schwor, er wisse nicht mehr von

seinem Herrn als die Fragesteller, obgleich er schon seit einigen Monaten in seinem Dienste sei.

Die Beziehungen, welche der Amerikaner in der Residenz anknüpfte, bedeuteten anfangs nicht viel, später mehrten sich nach und nach die Gäste. Und es waren zum größten Theile lustige junge Leute aus der Jeunesse dorée, Aristokraten in spe, angehende Diplomaten, lauter halbreifes, unfertiges Volk. Ernsthafte Besucher waren selten.

Allmälig zeigten sich auch etliche charakteristischere Gestalten von hervorragenderer Stellung. Allein Herr Steffen machte die geistreiche Bemerkung, es seien dies nicht jene Pfirsiche ohne Flecken, welche man bei Chevet mit fünf Francs per Stück bezahlt, sondern nur gleich große, die aber irgend einen kleinen Stich hätten und deßhalb für fünf Sous zu bekommen wären. Die bedeutenden Persönlichkeiten, welche bei Don Esteban verkehrten, hatten allesammt solche winzige Fleckchen, welche ihren Werth wesentlich herabsetzten. Es waren große, mitunter sogar sehr große Pfirsiche, aber wenn man genauer hinsah, so entdeckte man die schwarzen, verrätherischen Punkte.

Entweder waren diese Herren als leidenschaftliche Spieler bekannt oder als lustige Müßiggänger, unverbesserliche Frauenjäger und Schuldenmacher. Einige waren nach wiederholten Bankerotten auffallend reich geworden. Die Mehrzahl von Don Esteban's Freunden glänzte durch Verschwendungssucht und Liederlichkeit.

Herr Steffen fand, daß diese Auswahl der Bekanntschaften eine sehr bedenkliche sei, und mit seiner unerbittlichen Logik schloß er, daß derjenige, welcher dieselben bei sich empfing, sie entweder ausbeuten oder ihnen gleichen mußte. Dabei erkundigte er sich unausgesetzt im Bureau, wie es mit den Rechnungen bestellt sei. Aber man lachte ihn aus und bedeutete ihm, dieselben würden auf das Regelmäßigste bezahlt. Nach Herrn Steffen's Meinung war auch dies kein vertrauenerweckendes Zeichen; er wollte sich durchaus nicht zufriedengeben und brummte nur immer, indem er verdrossen die Hände in die Taschen steckte: „Ihr werdet schon sehen!“ Seiner Aufmerksamkeit war es nicht entgangen, daß der Amerikaner ein sonderbares Leben führte, wie Einer, der in den Gewohnheiten einer andern Welt erwachsen ist.

Der Herr und der Secretär verkehrten nach seiner Ansicht viel zu vertraulich mit einander. Nur wenn Fremde kamen, wurde der Engländer unterwürfig und bescheiden. Auch der Kammerdiener that, als ob er aus Gnade in Don Esteban's Diensten sei, und wenn er barsch angefahren wurde, so gab er grobe Antworten.

Das war eine eigenthümliche Wirthschaft. Waren Gäste da, so ging es feierlich und großartig her, entfernten sie sich, so waren Herr und Diener schwer zu unterscheiden.

Des Abends wurde zumeist gespielt. Man begann mit einem simplen Whist, dann kamen allmälig andere Combinationen an die Reihe, und bedeutende Summen rollten über den Tisch.

Diese Unterhaltung dauerte mitunter bis zum hellen Tage. Man trank dabei sehr viel Wein und unterbrach sich nur, um ein kostspieliges Nachtmal zu verzehren. An Geräusch und lebhaften Dialogen fehlte es nicht, aber nie bot ein Zank oder ein Scandal zu Beschwerden des Hoteliers Veranlassung.

Je länger der Aufenthalt des Amerikaners dauerte, desto größer wurde der Kreis seiner Bekannten und desto vornehmer wurden seine Beziehungen. Die Diplomatie gab bei ihm ihre Karten ab, und auch einige hohe Beamte besuchten ihn.

Herr Steffen, der sich oft seines scharfen Blicks zu rühmen pflegte, mußte jetzt im Bureau des Hotels manche spöttische Bemerkung über sich ergehen lassen.

„Nun," fragte ihn lachend der Cassier, „wie steht es mit deinem verdächtigen Amerikaner? Gestern hat Fürst X. seine Karte bei ihm abgegeben, heute kam eine Einladung zur Soirée des Ministers Y."

Herr Steffen zog die Schultern in die Höhe und steckte die Hände in die Taschen.

„Sprecht, was ihr wollt," erwiederte er gedankenvoll, „wir werden schon sehen. Für mich bleibt die Sache ein Räthsel. Ein Mensch von seinem Stande,

auf dessen Tisch man niemals ein Buch findet, der die Zeitungen nur des Morgens flüchtig überblickt, der einen Secretär hält und weder Briefe empfängt noch schreibt, das ist nun einmal kein vornehmer Herr ihr werdet schon sehen."

Uebrigens war die Lebensweise Don Esteban's ziemlich gleichförmig. Er stand spät auf, und sein Tagesprogramm richtete sich nach den Anschlagssäulen. Er besuchte alle Concerte, Bälle und Ausstellungen und fuhr oft in den Prater. Wo viele Leute sich versammelten, mußte er mit dabei sein, und wo die feinere Welt sich vereinigte, dort schmuggelte er sich ein. Bisweilen veranstaltete er bei sich Diners zu später Stunde, nach französischer und englischer Sitte. Da war das Menu ein ausgesuchtes, der Wein vortrefflich. Und nach dem Essen wurde gespielt.

An solchen Abenden war der Kammerdiener in voller Thätigkeit, der Secretär ging aus und blieb unsichtbar.

Herr Steffen, dessen Blicken nichts entging, da er sich nun einmal auf den Amerikaner versessen hatte, bemerkte, daß bisweilen auch sehr herausgeputzte Damen sich einstellten, welche zu keiner Gesellschaftsclasse der Hauptstadt gehörten, dafür aber in den Abendstunden am Graben gesehen zu werden pflegten. Einige unbekannte Schauspielerinnen von den Vorstadtbühnen und junge Theater-Elevinnen waren ebenfalls schon an ihm vorübergehuscht.

Der Hauptvorzug des Amerikaners war bei alledem, daß er zahlte. In dieser Hinsicht traf ihn kein Vorwurf, und woher er das Geld nahm, das ging, im Grunde genommen, weder Herrn Steffen noch den Cassier des Hotels etwas an.

Seit dem Tode des Obersten v. Maholic, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit auf dessen schutzlos zurückgebliebene Tochter gelenkt hatte, sprach man in gewissen Kreisen davon, daß der Amerikaner zu den feurigsten Anbetern der schönen Rolina gehöre. Und dieser machte auch selbst kein Hehl daraus. Man glaubte, daß er sie heiraten werde, und Manche bedauerten dies, während Andere ihn beneideten.

Den Grafen Bongi hatte das Mädchen zuerst durch seine plastische Schönheit entzückt, sie hatte ihn an die Gestalten der hellenischen Göttinnen erinnert; dann als ihm ihre Familienverhältnisse näher bekannt geworden waren, hatte sich zur Bewunderung die lebhafteste Theilnahme gesellt. Er hatte die Bemühungen des Amerikaners bemerkt und war darüber nicht wenig in Unruhe gerathen. Er empfand ein väterliches Interesse für sie und wollte ihr gern zu Hilfe kommen. Und da er keine andere Beschäftigung hatte, als Bilder, Statuen und sonstige künstlerische Novitäten zu studiren, so konnte es ihm nicht schwerfallen, sich über den Mann näher zu informiren, dem das Meisterwerk, wie er Rolina nannte, in Zukunft angehören sollte.

Der Alte war ein Original, gutmüthig, zerstreut und immer von Dingen in Anspruch genommen, welche ihn persönlich nichts angingen und anderen Leuten äußerst gleichgiltig waren.

Rolina gefiel ihm; sie war eine arme Waise, um welche eine Menge junger und alter Leute herumlungerte. Das genügte, um ihn mit Sorge zu erfüllen, und er nahm sich vor, sie zu beschützen, damit ihr kein Unheil zustoße.

Ein Amerikaner? Ein Chilene? fragte er sich. Was ist er? Goldgruben-Besitzer? Hm! Millionär? Was thut der Nichtsthuer hier? Nach einem Millionär sieht er nicht aus. Das ist verdächtig, räthselhaft . . .

Und er begann eifrig seine Nachforschungen.

Schon bei dem ersten Schritte stießen ihm, just wie dem Oberkellner des Hotels, starke Zweifel auf. Don Esteban war ein ungebildeter Mensch, jeder feineren Sitte bar, unbeholfen und schwerfällig im Verkehr. Daran konnte immerhin seine amerikanische Herkunft schuld sein, aber noch manches Andere erschien dunkel und problematisch. Bongi ahnte, daß ein Geheimniß im Spiele sei, und wo ein Geheimniß ist, da ist immer auch etwas zu verbergen. Der Gedanke war ihm schrecklich, daß das schöne Mädchen einem Abenteurer zum Opfer fallen könnte, und dieser Mensch machte ihm ganz den Eindruck eines solchen. Indessen, der Schein trügt bisweilen.

Der Graf begann also zu forschen und zu fragen. Man flüsterte etwas von einer diplomatischen Mission. Er pilgerte durch die Gesandtschaftskanzleien, wo er viele Bekannte hatte, dann begab er sich in das Ministerium des Aeußern, dem er früher selbst angehört hatte. Ueberall zuckte man die Achseln, wenn er von dem diplomatischen Charakter des Amerikaners sprach. Der Sections-Chef klopfte dem alten Freunde lachend auf die Schulter: „Mein lieber Graf,“ sagte er, „wie können Sie an ein solches Märchen glauben? Es ist eine Albernheit.“

Der Graf war davon selbst überzeugt gewesen, aber er hatte an die Quelle gehen wollen, um nicht voreilig zu urtheilen. Nun blieb die Frage, was denn zum Henker dieser Amerikaner eigentlich vorstellte, da er kein diplomatischer Agent war. Jeder Mensch hat irgend einen Beruf, und ist man ein Millionär, so muß man zum mindesten im Stande sein, über die Herkunft seiner Millionen Aufschluß zu geben.

Eines Abends traf Bongi den Amerikaner in einem befreundeten Hause, und obwohl er sonst nur mit Künstlern, Literaten, Gelehrten und seinen früheren diplomatischen Collegen sich abzugeben pflegte, nahm er diesmal Don Esteban scharf ins Gebet. Der Amerikaner schien von dieser Ehre ganz verwirrt und jedenfalls mehr beunruhigt als entzückt zu sein.

Ihn in ein längeres Gespräch zu verwickeln, war schwer; er war einsilbig, arbeitete mit einigen auf-

gelesenen Phrasen und zeigte weder tiefere Kenntnisse, noch irgend eine andere Leidenschaft, als die für gutes Essen und Trinken. Bongi, der ernstere Fragen an ihn richtete, langweilte ihn, aber er bemühte sich umsonst, dem Alten zu entschlüpfen. Schon bei den ersten Worten hatte der Graf erkannt, daß er es mit einem hohlen, ungebildeten, aber sehr geriebenen Menschen zu thun habe. Um jedoch sicherzugehen, hatte er dem Amerikaner sich förmlich aufgedrängt, so daß dieser nicht umhin konnte, ihn zu sich einzuladen; Bongi hatte ihn nämlich gebeten, bei ihm zu einem Diner vorzusprechen, und Don Esteban hatte diese Höflichkeit nothwendig erwidern müssen.

Diese Aufdringlichkeit des alten Grafen beunruhigte den Amerikaner; er wußte sich dieselbe nicht zu deuten. Bongi war kein Esser und auch kein Kartenspieler.

Als nun Bongi eines Abends sich nach dem „Hotel Imperial" aufmachte, nahm er sich vor, den mysteriösen Menschen und seine Umgebung genau zu beobachten. Dieser hatte seinerseits, um nicht mit dem Grafen allein zu bleiben, für diesen Tag auch den Baron St. Foix und einige andere Persönlichkeiten aus der vornehmeren Gesellschaft eingeladen, welche sich einzufinden versprachen, nachdem sie erfahren hatten, daß auch Graf Bongi dort sein werde.

Es waren der Mehrzahl nach große Pfirsiche mit kleinen Flecken. Ein alter leidenschaftlicher Spieler

von bekanntem Namen, der bereits etliche Erbschaften am grünen Tische durchgebracht hatte, ein junger ungarischer Magnat, berufen als wilder Reiter von heißem Blute, excentrisch und immer zu tollen Streichen geneigt, welche die Welt in Staunen setzten und die Spalten der Zeitungen füllten, ein betagter Ex-Bankier, der seit Langem schon mehr hinter den Coulissen als an der Börse sein Glück versuchte.

Der Italiener, der heute dem Amerikaner näherzurücken hoffte, war arg enttäuscht. Er fand ihn zugeknöpft, schweigsam und noch weniger zugänglich als sonst. Aus der Conversation entnahm er nur, daß hier oft bis in die späte Nacht hinein hoch gespielt wurde. Das war schon etwas. Aber bisher war davon nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, Niemand hatte sich beschwert und von großen Verlusten war nichts vernommen worden. Als das Diner sich bereits dem Ende nahte, kam das Gespräch — es war schwer zu erkennen, ob zufällig oder absichtlich — auf verschiedene bekannte Schönheiten Wiens, und als auch Fräulein Maholic erwähnt wurde, äußerte sich Bongi über sie mit großer Theilnahme und Bewunderung.

Baron St. Foix stimmte ihm bei und beklagte ihr Schicksal; er drückte Zweifel aus, ob es der Verwaisten gelingen werde, sich aus eigener Kraft eine glückliche Zukunft zu gestalten. Einige von den An-

wesenden bestätigten, daß der Oberst seiner Tochter wenig oder nichts hinterlassen habe.

Der alte Bankier, welcher Rolina oft im Theater gesehen hatte und für ihre Schönheit schwärmte, meinte lächelnd, ein solches Gesichtchen sei Millionen werth; das Fräulein brauche kein Vermögen, so lange es dieses besitze. Er gab zu verstehen, daß die Zukunft dieser armen, aber hinreißend schönen Waise leicht vorauszusehen sei. Der Ton, in welchem er dies sprach, kränkte den alten Italiener, der lebhaft für Rolina eintrat.

„Dieses Fräulein," sagte er, „interessirt mich sehr; ich habe mich bemüht, sie näher kennen zu lernen, und gefunden, daß sie viel Energie und Verstand besitzt. Sie wird sich auch über ihre jetzigen traurigen Verhältnisse hinwegzuhelfen wissen. Die Frauen haben einen verläßlichen Instinct; wenn sie des Schutzes beraubt sind, so leiht ihnen die Vorsehung einen scharfen Blick, um die Menschen zu durchschauen und Gefahren zu vermeiden."

Baron St. Foix mischte sich eifrig in das Gespräch. „Auch ich zähle mich zu den Freunden und Verehrern des Fräuleins v. Maholic, und ich schätze an ihr dieselben Vorzüge, wie der Graf. Ja wol, die Vorsehung sorgt für den Sperling auf dem Dache; aber ich bin dennoch um das Schicksal dieses Mädchens besorgt."

Der junge ungarische Magnat, welcher Rolina auf der Soiree bei der Fürstin Mathilde gesehen und bewundert hatte, rief feurig: „Eine solche Schönheit findet man nicht einmal in Pest, und dort mangelt es wahrhaftig nicht an schönen Gesichtern. Es wäre wirklich schade, wenn es ihr erginge, wie den meisten Schönheiten dieser Art, die so oft traurig enden."

Während dieses Gespräches saß der Amerikaner, den Bongi nicht aus den Augen ließ, schweigend und theilnahmslos da; erst gegen den Schluß desselben ermannte er sich, aus Furcht, daß ihn sein Stillschweigen verrathen könnte; er murmelte halblaut vor sich hin: „Ja, sie ist eine hinreißende Schönheit."

„Das ist sie," ergänzte der Bankier, der sich rühmte, die Biographien aller Wiener Schönheiten auswendig zu kennen. „Ich beobachte dieses Fräulein schon lange. Sie ist ein Brillant von reinstem Wasser, so frisch, als wäre sie noch zwanzig, obwol sie schon etliche Jahre darüber ist. Zu Lebzeiten ihres Vaters konnte sie hoffen, einen Mann zu finden, und es kam mir vor, daß sie sehr geschickt auf dieses Ziel lossteuerte. Jetzt wird es ihr schwer werden."

„Wie das, geschickt?" unterbrach ihn Bongi fast beleidigt.

„Ja wol, geschickt," wiederholte der Bankier. „Mein Freund Salomon Morimer weiß davon eine Geschichte zu erzählen. Wenn er nicht noch geschickter

gewesen wäre, als sie, so wäre der Dummkopf Adam vielleicht schon mit ihr verheiratet; er hatte sich jämmerlich in sie verliebt."

„Und was wäre dabei Unvernünftiges gewesen?" fragte Bongi pikirt. „Man kann dem Mädchen nichts vorwerfen."

„Pardon!" rief der Alte, „sich in ein so schönes Weib zu verlieben, das ist natürlich, und begreiflich, aber sie zu heiraten, das ist ein Wahnsinn. Es gibt in der Welt kein schwereres Kreuz, als den Besitz einer auffallend schönen Frau."

Der Amerikaner saß wie auf glühenden Kohlen. Der Bankier, welcher zeigen wollte, daß er vortrefflich informirt sei, zählte außer Morimer noch Andere auf, denen Rolina's Schönheit gefährlich geworden war, und wiederholte dabei immer nur, daß sie ungewöhnlich gewandt und berechnend sei.

„Das ist das größte Lob, das man ihr spenden kann," unterbrach ihn Bongi. „Sie kann nie zu vorsichtig sein."

„Allerdings," sagte der Bankier, den Kopf in den Schultern wiegend, „sie lauert auf solide Beute, und ich für meine Person wünsche und gönne ihr vom Herzen das Beste."

Er sprach dies in so sarkastischem Tone, daß der Italiener ungeduldig aufbrauste. „Ich begreife nicht, mein Herr, wie es möglich ist, so unbarmherzig von

der Zukunft eines Wesens zu sprechen, das die größte Theilnahme verdient. Die Natur hat diesem Mädchen ein ideales Gesicht und eine vollendete Gestalt verliehen; ihren Verstand erkennen Sie selber an. Die Natur kann auch eine schöne Seele und eine große Gesinnung in dieses Kunstwerk hineingelegt haben."

Der Bankier zeigte lächelnd sein schadhaftes Gebiß, der Amerikaner blickte unruhig im Kreise umher, sein Gesicht hatte sich aufgeheitert.

Jetzt mischte sich der ungarische Magnat in das Gespräch. Er hatte immer die seltsamsten Einfälle und benützte stets die Gelegenheit, sie an den Mann zu bringen. Er erinnere sich, rief er, gehört zu haben, daß der Oberst eine Sammlung von alterthümlichen Gegenständen hinterlassen, welche jetzt versteigert werden solle.

„Einen Vorschlag, meine Herren. Wir Alle interessiren uns lebhaft für das Schicksal dieses Mädchens. Die Sammlung des Vaters ist ihr ganzes Vermögen. Geben wir uns das Wort, dieses Gerümpel bei der Versteigerung zu erstehen."

Er lachte und sah die Anwesenden der Reihe nach an. „Das wird eine gute That sein. Und außerdem verspricht es amüsant zu werden, wenn wir diesen spitzbübischen Antiquaren eine Nase drehen; sie werden glauben, daß wir verrückt geworden sind oder daß sie selbst von ihrem Handwerke nichts verstehen.

Und sind wir auch nur Wenige, diese Antiquare sollen an uns ihr Latein — ihr Hebräisch, will ich sagen, verlernen."

Graf Bongi rief: „Bravo, bravissimo!". Baron St. Foix verhielt sich kühler, denn die Franzosen sind in Geldsachen immer kühl, aber er stimmte zu. Der Amerikaner erhob sein Glas und sprach: „Ich trinke auf das Wohl des Antragstellers, dessen Gedanke edel und großherzig ist. Auf diese Weise werden wir am besten unsere Sympathien für die schöne Oberstentochter bekunden, der ihr Vater wenig oder nichts hinterlassen hat. Auf das Wohl des Grafen!" Alle tranken ihm zu und acceptirten die Anregung des Magnaten. Dieser verpflichtete sich, alle seine Bekannten zur Versteigerung zusammenzutrommeln.

So hatte Graf Bongi durch seinen Besuch bei dem Amerikaner seine Kenntniß der Verhältnisse Don Esteban's zwar wenig vermehrt, aber zu einer unverhofften Erhöhung des kleinen Erbtheils Rolina's mitgewirkt. Sämmtliche Tischgenossen erklärten es für eine Ehrensache, nicht blos selbst bei der Versteigerung sich einzufinden, sondern auch ihre Freunde mitzubringen und dadurch die Licitation zu einem Stelldichein der vornehmen Gesellschaft zu machen. Man hoffte sogar, die Fürstin Mathilde bewegen zu können, daß sie zu diesem Acte der Wohlthätigkeit ihre Unterstützung leihe.

Da Rolina zur Eile drängte und Dr. Holländer ihren Wünschen Folge leistete, so wurde ein naher Termin für die Versteigerung festgesetzt. Anfangs dachte man daran, um die Unkosten zu vermindern, den Verkauf an Ort und Stelle, in dem Hause auf der Wallnerstraße zu veranstalten, aber dazu wollte sich Rolina nicht verstehen. Sie sträubte sich, den Leuten einen Blick in die Enge und Knappheit ihrer Verhältnisse zu gewähren, sie fürchtete die neugierigen Blicke und die bösen Mäuler.

Man nahm also rasch das Inventar auf, brachte die Sachen in einen Saal, den Dr. Holländer gemiethet hatte, und stellte sie so vortheilhaft als möglich auf; Placate und Annoncen verkündeten rechtzeitig Tag und Stunde des Verkaufes.

Der Antiquar und der Schätzmeister zuckten geringschätzig die Achseln, als sie die einzelnen Gegenstände verzeichneten; sie meinten, daß die Einnahme nicht einmal die Kosten decken würde, denn nur eine geringe Zahl der Gegenstände besaß einen wirklichen Werth, während der Rest entweder von zweifelhafter Echtheit oder in übler Verfassung war. Wie groß aber war ihr Staunen, als zu der bestimmten Stunde zahlreiche Equipagen vorfuhren und eine Menge von Leuten den Saal betrat, die sich lebhaft für die Gegenstände interessirten. Zuletzt ging es im Saale sogar lärmend und geräuschvoll her; wo sich Neu-

gierige zusammenfinden, gibt es immer eine lebhafte Conversation. Auch die vernünftigsten Menschen können jenem geheimnißvollen Reize, der von größeren Versammlungen ausgeht, nur schwer widerstehen; es ist eine Art magnetischer Anziehung, eine unsagbare Attraction, welcher sie erliegen.

Je weiter die Versteigerung fortschritt, welche bei den werthlosesten Gegenständen begonnen und gleich im Anfange fabelhafte Preise erzielt hatte, desto größer wurde die Zahl der Bieter, desto hitziger die Concurrenz. Man sah schließlich die Sachen gar nicht mehr an, sondern bot den doppelten und dreifachen Preis; man riß sich förmlich um das elende Gerümpel und die alten Scherben. Und das Gedränge hielt bis zum Schlusse an, wiederholte sich am andern Tage und nahm auch am dritten Tage nicht ab. Wider alles Erwarten, dem gesunden Menschenverstande zum Trotze, wie der Taxator sich ausdrückte, ergab die Versteigerung eine erstaunliche Summe; mit 1000 Gulden war bezahlt worden, was etliche Kreuzer werth war.

Der Amerikaner that sich besonders hervor, auch der ungarische Magnat ließ sich nicht spotten, und die übrigen Verehrer der Oberstentochter überboten einander nach Möglichkeit.

Der Schätzmeister erholte sich erst von seinem Staunen, als er gewahrte, daß die Hälfte der theuer bezahlten Kleinigkeiten von denen, welche sie erstan-

den hatten, gar nicht einmal in Anspruch genommen wurde.

Dr. Holländer, der aufmerksam dem Gange der Versteigerung gefolgt war, machte sofort den Abschluß und war von dem Ergebnisse geradezu verblüfft. Am Abend des dritten Tages eilte er zu Rolina, welche damit beschäftigt war, den früheren Salon, den der Vater so wunderlich ausstaffirt hatte, und der jetzt ganz kahl aussah, von neuem einzurichten.

„Ich komme zwar spät," begann Holländer, „aber ich bringe eine gute Nachricht; das ist meine Entschuldigung. Der Verkauf des Nachlasses Ihres Herrn Vaters hat ein überraschend günstiges Ergebniß gehabt; wir behalten nach Abzug der Kosten 20,543 fl."

Rolina schrie vor Freude auf und klatschte in die Hände. „O," rief sie plötzlich, „so hat also mein seliger Vater sich doch nicht geirrt, seine Sammlung war wirklich werthvoll."

Ihr Gesicht hatte sich aufgeheitert, und ihre Augen lachten. Sie calculirte sofort, daß sie mit dem, was ihr an Barem geblieben war, nunmehr dreißigtausend Gulden besaß, und nach ihren Begriffen war dies ein Vermögen. Nun konnte sie warten; sie athmete freudig auf. Und ihre Glückseligkeit wurde kaum eine Minute dadurch gedämpft, daß der Advocat ihr vorstellte, dieses Kapital werde, wenn es verzinst würde, ihr nur eine sehr bescheidene Befriedigung ihrer Bedürfnisse gestatten.

Mit Frau Böhm, welche sich sammt ihrer Tochter ganze Tage in ihrem Zimmer einschloß, kam Rolina nur zusammen, wenn es unvermeidlich war. Sie beeilte sich auch jetzt nicht, ihr von dem Glücke zu erzählen, das ihr widerfahren war, obgleich der gesammte Ertrag der Versteigerung ihr alleiniges Eigenthum war.

Aber Balbina hatte ihre Freunde und Zuträger; sie beobachtete Alles, was vorging, und bald nachdem sich Dr. Holländer entfernt hatte, kam sie, um Rolina zu beglückwünschen. „Ich fürchte nur," sagte sie, „du möchtest dir von den dreißigtausend Gulden eine zu große Vorstellung machen. Bei deinem Geschmack und deinen Bedürfnissen kannst du dir ohnehin nichts abgehen lassen. Die Pension, die dir zukommt, wird sehr gering sein; wirst du das Geld zusammenhalten können?"

„Das ist meine Sache," antwortete Rolina abweisend.

„Gewiß, aber man soll stets an das Morgen denken."

Früh am andern Tage fühlte Rolina bereits das dringende Bedürfniß, sich einen Traueranzug zu kaufen; es war ihr nicht entgangen, daß die Trauerfarbe sie sehr interessant machte und vortrefflich zu ihrem Teint paßte. Was sie besaß, war zu wenig neu und zu wenig charakteristisch, es genügte ihr nicht.

Bei einer so glücklichen Veränderung ihrer Lage durfte sie es sich schon erlauben, ihre Garderobe zu completiren. Sie hatte immer eine Schwäche für originelle Kleider gehabt, und ihren Geschmack hatte alle Welt anerkannt.

In ihrer traurigen Vereinsamung fühlte sie sich durchaus berechtigt, jener Schwäche nachzugeben. Noch schöner zu sein, das war ein Gedanke, der sie im Innersten aufjubeln machte.

Alle ihre Toiletten-Einkäufe pflegte die Oberstentochter am Graben zu machen, in dem Geschäfte des ihr wohlbekannten Herrn Max Gerlach. Der Eigenthümer dieses Geschäftes, ein sehr zuvorkommender und angenehmer Mann von mittleren Jahren, höflich und artig, wie es sein Metier erforderte, war gegen die schöne Rolina allezeit besonders aufmerksam gewesen, und diese war überzeugt, daß er in sie verliebt war. Sie konnte daher mit ihm leichter und ungezwungener feilschen und brauchte sich bei der Auswahl keinen Zwang anzuthun. Herr Max Gerlach hatte, wie allgemein bekannt war, sich vom kleinen Anfänger zu einem sehr vermögenden Manne hinaufgearbeitet; er war ein Mensch von musterhafter Pünktlichkeit und tadelloser Rechtschaffenheit. In seinem Geschäfte vermied er jede Unreellität, auch wenn sie den Usancen nicht widersprach, daher hatte er einen großen Zulauf von Kunden.

Streng gegen sich und seine Leute, war er im Verkehre mit den Käufern freundlich und gefällig.

Rolina irrte sich nicht, Herr Gerlach war in der That ein wenig in sie verliebt. Aber es war eine verschwiegene, anspruchslose Liebe, nur eben groß genug, um bei der Nachricht von dem Tode des Obersten und der Lage seiner hinterbliebenen Tochter in ihm den Gedanken zu wecken, daß er Rolina mit Freuden zur Frau nehmen würde, wenn sie damit einverstanden wäre.

Als nun das Ideal seiner stillen Träume in seinem Geschäfte erschien, begrüßte es der Kaufmann mit großer Lebhaftigkeit. Er drückte dem Fräulein sein Beileid aus und vernachlässigte um ihretwillen die übrigen Kunden.

Es war Rolina niemals eingefallen, daß Gerlach so dreiste Wünsche hegen konnte. Sich in sie zu verlieben, stand Jedem frei, aber daß er darüber hinaus seine Wünsche zu erheben vermöchte, das hätte sie für eine freche Unverschämtheit angesehen.

Sie fuhr sich mit dem Sacktuche über die Augen, obwol dieselben ganz trocken waren, und folgte dann Herrn Gerlach in den Salon hinter dem Gewölbe. Hier wurden in der Regel die Confectionen probirt; die Probirmamsell, mit einem alten Romane in der Hand, erwartete die Kunden. Auf einen Wink des Kaufmannes entfernte sie sich. Rolina setzte sich in

einen Fauteuil, und Herr Gerlach begann das Gespräch. Rolina erhob ihr Oval zu ihm, sie wollte mit ihren schönen Augen den Geschäftsmann berücken. Sie klagte über ihre Verlassenheit, über die Unsicherheit ihrer Zukunft, aber sie glaubte nicht, daß ihre Klagen ihn zu einem Antrage ermuthigen könnten. Dies hielt sie schlechthin für unmöglich. Und wäre er noch so reich gewesen, eine Kaufmannsfrau zu werden, sie, die so hoch hinaus wollte, nein, das war eine Thorheit! Gerlach suchte sie zu trösten, und schon nach wenigen Minuten wendete die Oberstentochter ihre Augen den Stoffen und Kleidern zu, sprach von einem Traueranzuge und von Allem, was zu einem solchen erforderlich war.

Herr Gerlach hörte aufmerksam zu, aber er beeilte sich nicht, ihren Wünschen zu entsprechen. Wunderliche Gedanken durchwogten seinen Kopf. Er fragte sie, ob sie in Wien bleiben wolle und wie sie sich ihre Zukunft gestalten werde.

„Ach, die Zukunft, die Zukunft," seufzte sie. „Wer kann sie vorhersehen? Sprechen wir nicht davon, der Gedanke erfüllt mich mit Angst."

Der Kaufmann blickte sie eine Weile schweigend an, dann sagte er bedächtig: „Sie brauchen sich vor der Zukunft nicht zu fürchten, mein Fräulein. Wie viele Leute würden sich glücklich schätzen, wenn Sie ihnen erlauben würden, die Zukunft mit Ihnen zu theilen."

Rolina machte große Augen, ihr Schweigen steigerte seinen Muth. Halb scherzhaft, halb im Ernste fuhr er fort, indem er sich artig verneigte: „Es ist unmöglich, Sie zu sehen und kalt zu bleiben. Sie sind dazu verurtheilt, die Leute zu Schwärmern zu machen, und wer möchte nicht wünschen, die Träume, welche Ihr Anblick weckt, zu verwirklichen?"

Rolina lächelte sonderbar, biß sich in die Lippen und wendete das Köpfchen ab.

„Sie zählen doch nicht etwa zu diesen?" sprach sie ironisch vor sich hin.

„Doch, doch," antwortete Gerlach mit unwillkürlicher Offenherzigkeit, „ich spreche aus eigener Erfahrung."

Rolina erröthete, aber sie bemeisterte ihren Unmuth. Sie antwortete nichts, und Gerlach merkte, daß er zu weit gegangen war.

„Mein Fräulein," sagte er, „es ist eine große Dreistigkeit von mir, dies zu bekennen. Sie streben höher hinaus, und Sie haben ein Recht dazu, etwas Anderes zu begehren, als eine ruhige bürgerliche Existenz. Ich aber sehne mich danach, das Geschäft aufzugeben und irgendwo in einem schönen, von frischem Grün umrankten Häuschen, weit von dem geräuschvollen Treiben der Stadt, mich niederzulassen."

Allerdings, ein solches Glück in einem entlegenen Winkel war nicht dasjenige, was Rolina reizen konnte.

Ihr Ideal war ein anderes als dasjenige des Herrn Gerlach.

„Sie spotten meiner," antwortete sie nach einer Pause, „sprechen wir von meinem Trauer-Anzuge."

Gerlach führte sie zu einem Tischchen, auf welchem er die begehrten Stoffe ausbreitete. Rolina prüfte sie und erneuerte dann das unterbrochene Gespräch.

„Sie sehnen sich also sehr nach Ruhe?" fragte sie. „Nur der, welcher sie niemals gehabt hat, den die Stille und Einsamkeit nicht tödtlich gelangweilt hat, kann sie sich wünschen. Sie hatten Gelegenheit, das Leben zu genießen, und Sie dürfen jetzt ausruhen. Doch ich, ich brauche Bewegung, Lärm, Leben."

Gerlach hörte ihr ruhig und aufmerksam zu.

„Ich fürchte," erwiderte er, „Sie werden enttäuscht sein, wenn Sie erlangen, wonach Sie streben. Lärm, Bewegung, das Geräusch des Moments sind nicht das Glück. Bewunderung und Schmeichelei lassen nichts zurück als Leere und Ueberdruß. Wenn es überhaupt ein Glück gibt, so findet man es nur in stiller Zurückgezogenheit und in der Familie."

Rolina erröthete bei dieser Moralpredigt; sie flog unruhig mit ihren Blicken über die Stoffe, welche er unermüdlich vor ihr aufhäufte. Sie wollte nicht unhöflich sein, aber sie fühlte sich verletzt durch die Dreistigkeit dieses Handelsmannes. Eiligst traf sie

ihre Auswahl, um sich dem aufdringlichen Verehrer zu entziehen. Gerlach war nun wieder ganz Kaufmann; er zeigte ihr mit großer Zuvorkommenheit, aber kühl und gelassen, was das Passendste, Dauerhafteste und am wenigsten Kostspielige war.

Diese letztere Rücksicht, deren Erwähnung ihr sehr peinlich war, trug nicht dazu bei, ihre Stimmung zu verbessern. Rasch beendigte sie ihre Musterung, grüßte Herrn Gerlach und verließ das Magazin.

Erst auf der Straße wurde sie ruhiger.

Es geschieht oft im Leben, daß anscheinend kleine Zwischenfälle einen tiefen und entscheidenden Eindruck auf uns machen. Dies war hier mit jener kaum verhüllten Erklärung des Kaufmannes der Fall. Dieselbe hatte den Stolz und die Eigenliebe Rolina's schmerzlich getroffen. Wie das? dachte sie bei sich, indem sie über die Straße schritt — bin ich so tief gesunken und so verlassen, so ohne Freunde und Beziehungen, ohne Hoffnung und Zukunft, daß solch ein kleiner Krämer mir eine Liebeserklärung machen und sich vielleicht gar einbilden darf, er erweise mir eine Gnade damit? Aus diesem Elende muß ich mich erheben. Nein und tausendmal nein! Irgendwo in einem Winkel sollte ich mich vergraben, die Welt und das Leben fliehen, an der Wiege schreiender Kinder sitzen, die Küche besorgen und Tag für Tag mit Niemandem als mit Herrn Gerlach mich abgeben?

Nein, nein, das ist unmöglich; besser zu Grunde gehen, als mit solchem Glücke sich begnügen! Und wär's auch nur für kurze Zeit, ich will und muß leben, leben auf der Höhe, zu der die Menge nicht hinanreicht, in der Luft, welche dem Pöbel verwehrt ist.

Stand sie vor solcher Wahl, so zog sie den Amerikaner mit seinen Millionen, ja den Erstbesten vor, wenn er sie nur in die große Welt einzuführen vermochte.

So kehrten ihre Gedanken wieder zu dem Halbverlobten zurück, dessen Ring sie an ihrem Finger trug. Mehr als je empfand sie die Nothwendigkeit, seine Leidenschaft zu nähren, an der Gluth, welche seine Augen füllte, ihr Glück zu schmieden. Mit dem Amerikaner konnte sie eine Stellung in der großen Welt einnehmen, in Paris, in London, wo sie wollte; das Gold öffnet alle Thüren und ebnet alle Wege. Er war ihr widerwärtig, aber sie wollte sich an ihn gewöhnen, ihn zu ihrem Sclaven machen. Wer es auch sei, wiederholte sie, nur nicht diese bürgerliche Kümmerniß; das heißt vegetiren, aber nicht leben.

Erregt kam sie nach Hause; sie erwartete den Amerikaner. War es mit diesem nichts, so hatte sie das Erbtheil des Vaters, konnte hingehen, wohin sie wollte, wo man ihre Vergangenheit nicht kannte und sich dort ein neues Leben einrichten. In ihren Augen reichten 30,000 fl. für Jahre zu einem glänzenden

Leben hin. Sollte es in dieser Frist für sie, die Schöne, Kluge, Gewandte, denn wirklich so schwer sein, Jemanden zu erobern?

Zwölftes Capitel.

Lange konnte Rolina, nachdem sie aus dem Gerlach'schen Geschäfte heimgekehrt war, sich nicht beruhigen. Sie war stürmisch erregt, schritt fiebernd durch die Zimmer, drückte die Hände an die brennende Stirn, begoß die Schläfe mit Kölnischem Wasser, setzte sich und stand ungeduldig wieder auf, versuchte umsonst zu schlafen, zu lesen. Es zitterte Alles vor ihren Augen. Allmälig erst ordneten sich ihre Gedanken, und seltsame Entwürfe, der eine kühner als der andere, tauchten in ihrem Geiste auf. Sie zu verwirklichen, gab es nur ein einziges Mittel: die Ehe. Der Oberst, ihr Vater, war zwar kein geborener Edelmann gewesen, aber der Adel war ihm verliehen worden. Ihre Schönheit war allgemein gepriesen, mit ihrer Bildung durfte sie sich dreist in jedem aristokratischen Salon sehen lassen. Sie hatte einen festen Willen und, wie sie meinte, auch einen untrüglichen Instinct. Ja wohl, sie konnte warten, aber wenn der Amerikaner auf ihre Bedingungen einging, warum sollte sie ihn fortstoßen? Er war widerwärtig häßlich, aber

unleugbar auch originell, anders wie die Anderen . . . und seine Millionen glichen gar Vieles aus.

So erwartete sie ihn; sie war entschlossen, an ihren Bedingungen festzuhalten und die Opfer, welche er darbot, anzunehmen. Seine glühende Leidenschaft, hoffte sie, würde es ihr erleichtern, ihn zum Sclaven zu machen, seine geistige Beschränktheit, ihre Herrschaft über ihn befestigen.

Einige Tage darauf stellte Don Esteban in der Wallnerstraße sich ein. Rolina sprach gradeheraus mit ihm.

„Sie wollen meine Hand," sagte sie, „Ich gebe sie Ihnen, aber nur unter bestimmten Bedingungen. Nach Amerika gehe ich nicht. Und überhaupt gedenke ich nicht, mich in irgend einer Einöde zu vergraben. Wir müssen in Wien oder in Paris leben, in einem Style, der Ihrem Vermögen und meinen Wünschen entspricht. Ich will reisen, in der Gesellschaft mich bewegen, will genießen. Ich liebe das Leben . . ."

Der Amerikaner lachte halb listig, halb gutmüthig, aber er widersprach nicht.

„Geliebte Rolina," betheuerte er, indem er ihre Hand ergriff und sich ihr zu nähern suchte. „Ich gehe auf Alles ein, auf Alles. Du wirst die Herrin über meine Person und mein Vermögen sein, deine Befehle werden befolgt werden. Mir selbst ist es ein Bedürfniß, das Leben zu genießen."

Rolina forderte aber noch etwas Anderes, Trauung und glänzende Hochzeit. Und sie bestand darauf, daß Don Esteban vorher die erforderlichen Papiere beschaffe, obwol er einwendete, daß dies wegen der weiten Entfernung seiner Heimat einen langen Aufschub verursache.

Er wollte eine schriftliche Zusage von ihr, sprach von einer Civiltrauung im Auslande. Aber Rolina blieb fest; sie drohte, mit ihm zu brechen, wenn er ihren Bedingungen nicht nachkäme.

So waren sie denn mit einander verlobt.

Don Esteban kam jetzt, so oft es ihm beliebte, brachte mehrere Stunden des Tages bei Rolina zu, drängte sich bisweilen sogar in ihr Schlafzimmer ein und bot Alles auf, um ein vertraulicheres Verhältniß herbeizuführen.

Aber das Mädchen hielt ihn in angemessener Entfernung. Und dadurch wuchs nicht blos seine Ungeduld, sondern auch seine Leidenschaft.

Eines Tages stürzte er in übelster Laune in Rolina's Zimmer. Seine indischen Augen, die stets unheimlich funkelten, rollten wild umher, die Stirn war drohend gerunzelt, die Zähne knirschten und der Mund verzerrte sich kannibalisch, als wolle er nach etwas schnappen.

Rolina saß gedankenschwer über einem Buche, ohne zu lesen. Don Esteban schleuderte den Hut auf

den Tisch, strich sich die Haare nieder und rief, indem er sich vor sie hinpflanzte, mit dumpfer Stimme:

„Es ist unangenehm, sehr unangenehm.“

„Was denn, hast du einen Verlust gehabt?“ fragte Rolina, die stets zuerst an Geldverluste dachte.

„Nein,“ antwortete kopfschüttelnd der Amerikaner. „Es ist eine Privatangelegenheit, ich kann nicht viel darüber sprechen, aber es ist widerwärtig.“

Er schritt aufgeregt im Zimmer umher.

„Das Dümmste ist,“ fuhr er fort, „daß ich vielleicht plötzlich abreisen muß. Meine Geschäfte, diejenigen, die mir anvertraut sind, können es erheischen, ich weiß weder Tag noch Stunde.“

„Sie müssen fortreisen?“ rief Rolina. „Wohin?“

Der Amerikaner brütete eine Weile vor sich hin.

„Es ist noch ungewiß,“ sagte er endlich ruhiger. „Und es braucht auch nicht weiter darüber gesprochen zu werden, es bleibt unter uns.“

„Wohin also?“ wiederholte Rolina ihre Frage. Don Esteban zog die Schultern in die Höhe.

„Ich weiß nicht wann und weiß nicht wohin.“

Er blickte unstet umher, durchmaß von neuem das Zimmer und rieb sich die Stirn. Von seinen Augen war fast nichts als das Weiße zu sehen. Sie funkelten unheimlich; eine jähe Angst bemächtigte sich des Mädchens.

„Wenn Sie abreisen und nicht bald zurückkehren können, was dann?“ fragte sie.

Der Amerikaner antwortete barsch: „Was hält denn Sie in Wien zurück? Wenn die Papiere da sind, so kommen Sie zu mir und dann ist die Hochzeit. Inzwischen können Sie anderswo Ihren Aufenthalt nehmen. Wir sind an Wien nicht gebunden.“

Rolina blickte ihn durchdringend an, ihre Mienen wurden immer härter, ihre Brauen zogen sich zusammen.

„So?“ sagte sie gedehnt, „ich soll anderswo auf die Papiere warten? Sie meinen, ein Wechsel des Aufenthaltes werde meine Gesinnung ändern?“

Don Esteban fuhr ungeduldig in die Höhe.

„Und wohin soll ich gehen?“ fragte das Mädchen.

Dem Amerikaner wurde es ersichtlich schwer, eine directe Antwort zu geben. Er nagte an der Unterlippe und starrte sie an.

„Ich sagte Ihnen schon,“ begann er langsam und zögernd, „daß die Leute mir eine geheime diplomatische Mission zuschreiben. Vielleicht, daß Derartiges mich nöthigt, dem Congresse beizuwohnen, welcher binnen Kurzem in Berlin zusammentreten soll.“

Der Amerikaner war unsicher, welchen Eindruck die Erwähnung Berlins auf Rolina machen würde. Diese Stadt ist nicht berufen durch äußeren Glanz und durch quellende Lebenslust; er besorgte, Rolina

würde ihn abweisen. Aber das Wort Congreß hatte wie ein Zauber auf sie gewirkt; ihre Wangen rötheten sich vor freudiger Ueberraschung und ein glückseliges Lächeln umspielte ihre Lippen.

Sie hatte viel gelesen und gehört von der Pracht des Wiener Congresses, der in der Geschichte der Donaustadt ein ruhmvolles Blatt ausfüllt, von den märchenhaften Bällen, den Unterhaltungen und Aufzügen, von dem Parterre der Könige, von den Berühmtheiten, die sich damals in Wien versammelt und von der Rolle, welche schöne Frauen inmitten der gekrönten Häupter und der Diplomaten gespielt hatten. . . Vor ihrer Phantasie spiegelten sich ähnliche Bilder, indem des bevorstehenden Berliner Congresses Erwähnung geschah, und sich selbst sah sie als leuchtenden Stern an dem Horizonte der Weltpolitik, berühmt, vergöttert, angebetet. Ihr Herz pochte ungestüm.

„Nach Berlin," fuhr sie jubelnd auf, „nach Berlin soll ich reisen? Ist es auch gewiß?"

Der Amerikaner stutzte. Er hatte einen solchen Ausbruch der Freude, eine solche Nachgiebigkeit nicht erwartet. „Ja wol, es kann sein," erwiderte er einlenkend, „aber —"

„Aber, aber? Und warum nicht? Ich füge mich gerne Ihrem Wunsche," sprudelte sie heraus, mit einer Fügsamkeit, die Don Esteban an ihr nicht kannte.

„Ich thue, was Sie begehren.“

Der Amerikaner dankte mit einer kühlen Verneigung.

„Bis jetzt weiß ich es noch nicht, was meine Geschäfte erfordern werden,“ sagte er zurückhaltend. „Ich weiß nicht einmal, wann ich reisen werde. Es wird niedergehen wie ein Blitz. Vielleicht schon in wenigen Stunden . . . ein Telegramm. Ich werde Sie von der Reise aus benachrichtigen, wo wir zusammentreffen können. Vermuthlich in Berlin. Doch, es ist nicht bestimmt.“

„Ich bin neugierig auf diese Stadt und auf den Congreß,“ plauderte Rolina. Aber Don Esteban war zerstreut, ihr Geplauder ging ungehört an seinem Ohr vorüber. Ihr Kopf war bereits mit hundert neuen Bildern angefüllt, welche ein einziges Wort hervorgezaubert hatte. In Berlin, wo Niemand sie kannte, durfte sie leben, wie es ihr beliebte. Jetzt erschien ihr sogar der Amerikaner weniger häßlich und widerwärtig, die Zukunft weniger ungewiß und drohend.

Don Esteban theilte ihre Fröhlichkeit nicht; er war mürrisch und zugeknöpft. Sie wähnte, er sei traurig, weil er sich von ihr trennen müsse.

„Nach Berlin, nach Berlin,“ flüsterte sie in einemfort.

„Ich werde früher dort sein, als Sie,“ sagte Don Esteban. „Ich miethe für Sie eine eigene Villa im Thiergarten und richte sie nach Ihrem

Geschmacke ein." Bei diesem Worten leuchteten ihre Augen. „Sie," fuhr er fort, „bewohnen den ersten Stock, ich beziehe das Parterre. Wir bleiben unter demselben Dache. . "

„Nach der Hochzeit," unterbrach ihn Rolina trocken und unerbittlich.

Der Amerikaner suchte seine Ungeduld zu bemeistern.

„Sie haben nicht das geringste Vertrauen zu mir."

„O, ich vertraue Ihnen und mir, aber ich werde den Leuten keinen Anlaß zu übler Nachrede geben."

„So soll also die Villa von Ihnen allein bewohnt werden?" fragte der Amerikaner verstimmt. „Nun gut, es mag sein. Aber Sie werden bisweilen mich und meine Gäste bei sich empfangen. Ich hoffe, Ihnen wenigstens einen Theil der Congreß-Notabilitäten zuführen zu können."

Konnte sich die Oberstentochter einer solchen Aussicht verschließen? „Dagegen habe ich nichts," lispelte sie selig.

Der Amerikaner blieb zerstreut und ruhelos. Er hielt noch eine Weile aus, dann nahm er mit zärtlichen Worten Abschied.

Sie war allein. Tausend Gedanken wirbelten ihr durch den Kopf. Ihre kühnsten Träume befriedigte Don Esteban's Project, aber er selbst ängstigte sie wie ein böses Gespenst. In der Berliner Villa konnte sie

allein nicht hausen, auch wenn sie sich mit zahlreicher Dienerschaft umgab. Und ohne Begleitung durfte sie auch die Reise nicht unternehmen. Aber wer sollte sie begleiten? Irgend eine unbekannte Gesellschafterin, die Erstbeste, die sich ihr anschließen wollte? Da war die unerträgliche Frau Böhm noch vorzuziehen. Es fragte sich nur, ob diese sich dazu verstehen würde. Rolina verhehlte sich nicht, daß es ein Opfer kosten würde, sie zu gewinnen. Und Pepi? Sie war die legitime Tochter des Obersten; sie trug seinen Namen und nannte sich zu ihrem Aerger ihre Schwester. Es mußte ein Zugeständniß gemacht und Pepi als das anerkannt werden, was sie war. Konnte sie mit ihr zusammenleben trotz des tiefen Hasses von Kindheit an? Rolina erwog bedächtig alle Folgen eines solchen Schrittes, und sie vergaß auch nicht, sich klar zu machen, welchen Eindruck Pepi's frisches, helles, kindliches Gesichtchen neben ihr hervorbringen werde. Das Ergebniß, zu dem sie gelangte, war nicht beunruhigend. Diese zarte blasse Schönheit, halb slavisch, halb deutsch, konnte mit ihrem eigenen classischen Antlitz, mit ihrem hellenischen Profil und ihrer statuenhaften Gestalt den Kampf nicht aufnehmen. Im Gegentheil, der Contrast mußte ihrer eigenen Schönheit zu statten kommen. Pepi war ein scheues, unbeholfenes, verschüchtertes Kind; sie gehörte zu jenen passiven, schwächlichen Geschöpfen, welche Mitgefühl, aber keine Leidenschaft

erwecken. Seit dem Tode des Obersten waren sie einander nicht begegnet. Pepi hockte bei ihrer Mutter oder machte mit ihr gemeinsame Spaziergänge. Man speiste auch nicht an demselben Tische. Vor Rolina's Augen stand Pepi noch als die namenlose, demüthige, furchtsame Waise aus der Kinderzeit; Rolina konnte sich nicht denken, daß das Recht, den Namen Maholic zu führen, sie verändert haben würde. In der That aber war Pepi allerdings seitdem selbstbewußter und stolzer geworden, sie fühlte sich als die Schwester Rolina's. Doch sie war ein gutmüthiges Mädchen, von der Vorsehung bestimmt, sich den Menschen anzuschmiegen, Freundlichkeit zu empfangen und zu erwidern. Die heiße Liebe der Mutter hatte in ihr frühzeitig ein tiefes Empfindungsleben geweckt, und dasselbe war dadurch, daß sie Beide ihre Gefühle verheimlichen mußten, mächtig entwickelt worden.

Der Oberst hatte das Kind gehätschelt und geliebkost, aber es geschah insgeheim, denn seine Scheu vor Rolina war so groß gewesen, daß er es bei seinen Lebzeiten nicht gewagt hatte, Pepi als seine Tochter anzuerkennen. Um vor Rolina's Haß und Heimtücke behütet zu werden, war Pepi in eine Pension gebracht worden, und ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß die Vorsteherin der Anstalt sich ihr zärtlich zuwendete und der kleinen Waise eine besondere Hingebung erwies. In solcher weichen Atmosphäre ver-

göttert, hatte Pepi sich mit Abscheu von der launenhaften und herzlosen Rolina abgewendet. Geburt und Erziehung, die ersten Jahre im väterlichen Hause, der Aufenthalt in der Pension, der Anblick der verstohlenen Begegnungen der Mutter mit dem Obersten hatte sie empfänglich, gefühlvoll und dankbar für jedes leiseste Zeichen von Theilnahme gemacht. War Rolina ganz Pantasie und Kopf, so war Pepi ganz Herz und Empfindung. In den Gesichtern der Beiden spiegelte sich deutlich der Gegensatz ihrer völlig verschiedenen Naturen. Sie konnten einander nur lieben oder hassen. Es geschieht oft, daß entgegengesetzte Charaktere einander ergänzen und anziehen, aber ebenso oft streben sie auseinander, wie zwei Stämme, die zu nahe gepflanzt sind. Frau Böhm saß mit Pepi in ihrem Zimmer; sie hatte fast schon vergessen, daß Rolina auf der Welt sei. Sie plauderte angelegentlich mit dem Töchterchen, da rief plötzlich über den Corridor herüber eine lustige, helle Stimme: „Frau Balbina! Frau Balbina!“

So war Frau Böhm von Rolina lange nicht mehr geheißen worden, am allerwenigsten wenn Pepi es hören konnte. Frau Balbina! Und mit solcher Stimme in diesem Hause — jetzt? Balbina sprang von dem Sofa auf, auf dem sie, die Hände um Pepi's Hals geschlungen, gesessen hatte. Sie küßte das Kind und folgte dem Rufe, durch die offene

Thür in Rolina's Zimmer eintretend. Diese war überraschend heiter und weich, so war sie zu Hause fast nie gesehen worden.

„Hier bin ich," sprach Frau Böhm mit fragendem Tone.

„Bitte, setze dich," begann Rolina. „Ich habe mit dir zu sprechen. Wir müssen uns endlich einmal aufrichtig aussprechen, wir müssen unsere Lage ins Auge fassen und zu einem Entschlusse kommen. Eine Trennung wäre unbequem für euch und für mich. . . Ihr wollt mich doch nicht verlassen?"

Frau Böhm war verwundert. „Wozu sagen Sie mir das?" wendete sie ein.

„Ich möchte für alle Fälle wissen, woran ich bin," erwiderte Rolina, „ich werde heiraten."

„Don Esteban, den Amerikaner oder Spanier," ergänzte Frau Böhm. „Es wäre ein Glück, obwol der Mann nicht besonders verführerisch ist. Wenn man nur mehr über ihn wüßte."

„Ach was," lachte die Oberstentochter. „Verlaß dich nur auf mich, du kennst mich, Balbina. Ich bin nicht verliebt und nicht blind. Ich heirate ihn, weil er ein Millionär ist, und ich werde mich nicht verrechnen."

Balbina rümpfte die Nase, sie schien nicht sehr überzeugt.

„Er ist mein Verlobter," sprach Rolina weiter, „aber die Hochzeit muß aufgeschoben werden, weil

Papiere erforderlich sind, die aus seiner Heimat verschrieben werden müssen."

Um Balbina's Lippen zuckte es ironisch. Rolina sprach hastig weiter: „Fürchte dich nicht. Der Amerikaner muß warten. Und ich . . ich habe sehr viel Geduld. Es ist indessen möglich, daß seine Geschäfte ihn zu einer Aenderung des Aufenthaltes nöthigen. Er will, daß wir einander nahe bleiben sollen, und, offen gestanden, ich will es auch, damit er mir nicht entgeht. Man findet die Millionäre nicht auf der Gasse. Ich werde also reisen müssen, aber allein kann ich es nicht."

„Ach so, das heißt, ich soll mitreisen," sprach kalt Frau Böhm.

„Du verstehst mich nicht," rief Rolina fröhlich, indem sie ihr die Hände entgegenstreckte, „du verstehst mich nicht. Ich brauche nicht nur dich, sondern auch meine Schwester Pepi, die nicht in irgend einem versteckten Winkel verkommen soll."

Der Eindruck, welchen diese Worte auf Frau Böhm machten, war ein merkwürdiger. Anfangs konnte sie sich vor Freude nicht fassen, aber bald befielen sie schwere Zweifel. Was sollte aus dem armen, scheuen, zurückhaltenden Kinde werden? Sollte sie jubeln oder zittern?

„Fürchte dich nicht," sagte Rolina, ihre Gedanken errathend, „ich war schlimm gegen Pepi, ich bekenne

es; aber der Wunsch des Vaters ist mir Befehl; ich gehorche."

„Das muß dich viel Ueberwindung kosten," ächzte Frau Böhm.

„Nein, nein," rief lebhaft Rolina, „du kennst mich, denn du hast mich erzogen. Ich hätte kein Herz, sagtest du oft. O, ich habe ein Herz, nur ist es meinem Kopfe unterthan. Ich führe aus, wozu ich mich einmal entschlossen habe."

Sie reichte ihr die Hand.

„Und nun schließen wir einen Bund für immer. Vergessen wir das Vergangene."

Balbina zog langsam ihre Hand aus derjenigen des Mädchens, sie zagte vor dem plötzlichen Glücke.

„O, Rolina," rief sie, „bei dem Andenken des Vaters, bei Allem, was dir heilig ist, beschwöre ich dich, sei gut zu dem armen Kinde."

„Ich werde ihr eine Schwester sein," erwiderte Rolina, sich erhebend. „Geh' und bereite sie darauf vor. Ich folge dir, um sie zu umarmen. Es muß sein."

Zitternd und im Innersten bewegt schritt Balbina hinaus. Sie fand kaum Worte, um Pepi zu sagen, was ihr bevorstand. Sie umarmte das Mädchen und drückte es so stürmisch an sich, daß dasselbe erschrack.

„Pepi, meine Pepi," begann sie stammelnd, „ein wichtiger Augenblick ist da, Rolina empfindet Gewissensbisse, sie will dich als Schwester umarmen."

Pepi verstand sie anfänglich nicht; sie hielt es für unmöglich. Aber die Mutter wiederholte die freudige Neuigkeit, und Pepi war plötzlich wie elektrisirt. Sie faltete die Hände, sprang mit einem Freudenschrei auf, entriß sich der Mutter und lief geradewegs in Rolina's Zimmer. Dort warf sie sich der Schwester zuerst weinend um den Hals, dann umfaßte sie demüthig ihre Knie.

Selbst der kalten, marmornen Rolina pochte das Herz. Das hatte sie nicht erwartet.

Schweigend küßte sie das jüngere Mädchen, indem sie es an sich drückte. „Vergessen wir die Vergangenheit," flüsterte sie, „ich werde deine ältere Schwester sein, eine gute Schwester. Ich werde um deine Liebe werben."

Frau Böhm war der Tochter nachgeeilt und betrachtete nun dieses schöne Schauspiel der Versöhnung.

Nachdem sie sich von ihrer Rührung erholt und ihre Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte, zeigte sich Rolina, ihrem Vorsatze getreu, so zärtlich und gefühlvoll, daß Pepi ganz bezaubert war. Rolina war zugleich ernst und herzlich. Pepi, welche sie noch bis vor wenigen Minuten gehaßt hatte, schwamm in liebender Begeisterung. Ihr einziger Wunsch war jetzt, so gut und hingebend und folgsam zu sein, daß die ältere Schwester sich niemals über sie zu beklagen

haben sollte. Den ganzen Abend plauderten die beiden Mädchen miteinander, und so glücklich, wie noch nie in ihrem Leben, suchte Pepi in später Stunde ihr Bettchen auf.

Auch Frau Böhm war dankbar und beseligt. Aber dabei lagerte sich eine tiefe Trauer über ihr Wesen. Sie kannte Rolina und verhehlte sich nicht, daß diese Selbstverleugnung nichts Anderes sein konnte. als ein egoistisches Zugeständniß. Doch, was sollte sie thun? Es war auch für sie ein Gewinn dabei. Und es ist etwas so Süßes um Ruhe und Frieden.

Rolina sagte sich, daß sie sehr verständig gehandelt. Sie hätte auf anderm Wege ihren Zweck nicht erreichen können.

Als am andern Tage der Amerikaner erschien, war er nicht wenig überrascht, im Salon seiner Braut ein schönes junges Mädchen zu finden, welches Rolina ihm als ihre Halbschwester vorstellte. Es war ihm nicht recht, daß eine dritte Person zugegen war; ihre Anwesenheit hinderte ihn, so vertraulich mit Rolina zu verkehren, wie er es wünschte. Aber Pepi entfernte sich, nachdem sie erröthend einige Worte gesprochen hatte, und ließ die Beiden allein. Sie hatte den Amerikaner immer nur von weitem gesehen, jetzt, da sie ihn näher betrachtet, raunte sie der Mutter ins Ohr: „Ach, Mütterchen, was ist dieser künftige Schwager für ein häßlicher Mensch!“

Frau Böhm lächelte nur.

Don Esteban war auch an diesem Tage wie geistesabwesend. Es war, als ob er eine Last auf seinen Schultern trüge. Mit unsicheren Worten wiederholte er, daß er abreisen werde und daß man in Berlin zusammentreffen solle. Rolina, welche wenig von Politik verstand, fragte arglos, welche Interessen Amerika auf dem Congresse zu vertreten hätte. Diese Frage versetzte den Amerikaner fast in hellen Zorn, er wurde unwirsch und ein Zittern lief ihm über den Leib.

„Ich bitte," sagte er, „das versteht nicht Jeder. Die Monroe-Doctrin ist nicht mehr aufrechtzuerhalten. Wir wollen nicht mehr unthätige Zuschauer sein bei Allem, was auf der östlichen Hemisphäre vorgeht!"

Jeder Andere würde sofort erkannt haben, daß diese Worte des Amerikaners nichts als eine aufgeschnappte Phrase waren. Rolina aber hatte nie etwas von der Monroe-Doctrin gehört und schwieg. Im Verlaufe des Gespräches beklagte Don Esteban, daß er so schnell und so unverhofft abreisen müsse. Er war bereits im Fortgehen, da wendete er sich plötzlich mit Zeichen lebhaftester Unruhe von der Thür zu Rolina zurück.

„Ich habe," sprach er hastig, „wichtige Papiere und verschiedene Werthsachen, die ich ungern mitnehmen möchte. Ich wünschte sie bei dir zurückzulassen, du bringst sie dann mit nach Berlin oder —"

„Nach Berlin, nach Berlin," rief Rolina, deren Gedanken unausgesetzt bei dem Congresse weilten. „Ich werde sie wie einen Schatz bewahren."

Der Amerikaner stockte und bebte; endlich flüsterte er geheimnißvoll: „Ich kann dir nicht Alles erklären, es gibt Umstände . . . Aber ich bitte dich, daß Niemand etwas davon erfährt, und sollte Jemand fragen — es ist nicht wahrscheinlich . . . doch es muß ein Geheimniß bleiben."

Rolina fand dies Alles sehr sonderbar, aber sie antwortete beschwichtigend. „Ich werde das Pfand bei Dr. Holländer niederlegen, wo meine eigene Habe deponirt ist. Dort ist es sicher, bis ich abreise."

Der Amerikaner entfernte sich. Und nun erst wurde Rolina nachdenklich über das, was sie soeben gehört hatte. Sie wiederholte sich jedes seiner Worte, und es wurde ihr ängstlich zu Muthe. Es fiel ihr auf, daß er so geheimnißvoll und so schreckhaft gewesen war, und ein häßlicher Verdacht stieg in ihr empor. In der Welt, nach der sie sich sehnte, gab es, wie sie meinte, keine Geheimnisse. Die alte Furcht vor dem Amerikaner bemächtigte sich ihrer von neuem. Seine Mission, die plötzliche Abreise, die Verheimlichung seiner Kostbarkeiten und Papiere — es war Alles so seltsam und unheimlich.

Ach, sie dachte jetzt manchmal an Bronisz, der ihr am nächsten gestanden hatte, so nahe, als es

überhaupt der Fall sein konnte. Er war so aufrichtig und so wahr gewesen. Ließen sich die Beiden denn vergleichen, trotz der häßlichen Abschiedsscene mit Bronisz?

Und Alle, Alle, die ihr gehuldigt hatten, rief sie der Reihe nach in ihre Erinnerung zurück. Dem Phantasten Adam war sie so zugethan nicht gewesen, wie Stanislaus Bronisz; aber dann und wann hatte die poetische Form, in welche er seine Huldigungen gekleidet, ihre Einbildungskraft erregt. Freilich, einen Zweck hätte die Liebelei mit Adam niemals haben können, es wäre ewig ein Schweben zwischen Himmel und Erde geblieben. . .

Und doch! Nicht Stanislaus und Adam blos, nein, jeden Andern hätte sie jetzt diesem unheimlichen Millionär vorgezogen, bei dessen Anblick sie bis in die Seele hinein erschrak. Sie zwang sich, still zu halten, denn nur an seiner Seite und mit seinen Millionen durfte sie hoffen, in jene oberen Sphären zu gelangen, die ihre ganze Sehnsucht bildeten; aber sie hatte gemeint, die Gewöhnung würde ihn erträglich machen, und jetzt war das gerade Gegentheil eingetreten. Je schärfer sie ihn übersah, desto größer wurde ihre Abneigung. So oft dieser aufdringliche, leidenschaftliche Verlobte sich ihr näherte, ihr die Hand oder Stirne küßte, 'wischte Rolina verstohlen mit dem Sacktuche den Kuß fort und wusch sich Stirne und

Hände rein, als wäre ein Fleck darauf gefallen, wie von der Berührung eines häßlichen Thieres.

Jedes andere Mädchen hätte solchen peinigenden Empfindungen einen resoluten Bruch vorgezogen. Rolina blieb zu allen Opfern bereit, denn unverrückt stand das Ziel vor ihren Augen.

„Das Schicksal zwingt mich," sprach sie zu sich. „Nach der Hochzeit werde ich seine Herrin sein und ihm diese häßlichen Liebkosungen verbieten."

Je leidenschaftlicher Don Esteban war, desto heftiger wurde Rolina's Widerwille; sie mühte sich vergebens, denselben zu überwinden. Früher, wenn Stanislaus zu ihr getreten war und ihre Hand gedrückt hatte, hatte sich stets, wenn auch nur für einen Augenblick, eine freundliche Empfindung in ihr geregt, wie durch einen Zauber war ihre Kälte von ihr gewichen und ein süßes geheimnißvolles Sinnen über sie gekommen.

Wenn Don Esteban sie hätschelte, so bäumte sich ihr Inneres zornig auf.

Sie verrieth Niemandem etwas von alledem, nicht einmal der Frau Böhm; aber um sich zu betäuben, beschäftigte sie sich lebhaft mit ihrer Schwester. Sie machte mit derselben Spaziergänge und suchte sich in ihrer Gesellschaft zu zerstreuen; aber es war umsonst, die Unruhe ließ sie nicht los.

Für ihre Jahre besaß sie unstreitig große Energie und Gewandtheit, einen scharfen Instinct und einen

durchdringenden Verstand; nur Eines fehlte ihr, die Geduld. Sobald ihr etwas einfiel, trachtete sie, es mit gewaltsamer Hast in Einem Zuge auszuführen; sie rechnete nicht auf die Zeit und deren Wirkungen. Athemlos jagte sie ihren Zwecken nach, und dabei war es nicht etwa blos die jugendliche Ungeduld, welche sie trieb, sondern auch ein dunkles Gefühl der eigenen Schwäche.

Nur sehr starke Charaktere sind fähig, sich zu gedulden, auszuharren, sich zu meistern; die Schwachen verrathen sich selbst durch ihren Ungestüm, durch ihr nervöses Hasten, durch die Flüchtigkeit ihres Thuns. So war es auch mit Rolina. Nur die Leute, welche sie oberflächlich beurtheilten, konnten ihre Einbildungskraft für Empfindsamkeit, ihren ungeduldigen Eigenwillen für Energie halten.

Don Esteban zeigte sich während mehrerer Tage nicht auf der Wallnerstraße. Rolina wurde unruhig und wollte sich erkundigen; sie unterließ es nur, weil Balbina es widerrieth. Schließlich wäre sie nicht mehr zu halten gewesen, denn sie befand sich in einer fürchterlichen Stimmung; da läutete es mit ungewohnter Heftigkeit — es war schon nach 10 Uhr Abends — und zu Rolina's Verwunderung trat der Amerikaner ein, verwirrt, mit verstörten Mienen, im Reise-Anzuge, eine kleine Schatulle in der Hand, welche er draußen nicht abgelegt hatte.

Fliegenden Schrittes, als ob er sich vor Verfolgern fürchtete, lauschend und ängstlich die Blicke umherwerfend, stürzte er in den Salon. Das zierliche Kästchen mit dem schönen Beschlage stellte er rasch auf die Erde.

„Nun ist die Stunde da!“ rief er, sich das wild gesträubte Haar streichend, mit heiserer Stimme, „ich muß abreisen. Das Pfand, wovon ich sprach, lege ich in Ihre Hände“ — er zeigte auf das Kästchen — „aber Niemand darf davon erfahren. Es enthält wichtige Papiere und Werthsachen. . .“

„Sie können ruhig sein,“ sprach Rolina.

Der Amerikaner fuhr fort: „Wenn Sie es bei dem Notar deponiren wollen, den Sie neulich genannt haben, so bitte ich, es mit einem Ueberzug zu versehen. Man hat es bei mir bemerkt, und ich möchte nicht, daß man erfahre, wo es deponirt wurde, ich bitte darum.“

Er sprach rasch, in abgerissenen Sätzen, faßte nach der Hand Rolina's und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen, lehnte sich an sie, umarmte sie; sie konnte sich seiner nicht erwehren, denn er war wie halbverrückt.

Dann setzte er sich für eine Weile, wischte sich den Schweiß von der Stirn und stöhnte.

Unten, im zweiten Stock, ging die Glocke. Als er den Ton vernahm, sprang er erschrocken auf. Rolina betrachtete ihn verwundert. Nun fuhr auch ihr ein

leiser Schreck durch die Glieder. Hatte er etwas zu fürchten? Ihr Stolz bäumte sich gegen all' dieses Dunkel.

Dann blickte Don Esteban auf die Uhr und schickte sich zum Abschiede an.

„Ich überlasse Ihnen das Pfand," sagte er nochmals, als er schon auf der Schwelle war. Rolina begleitete ihn bis zur Thür. Dann hörte sie den Wagen davonrollen.

Als sie in den Salon zurückkehrte, musterte sie trotz des abschreckenden Eindruckes, den sie soeben empfangen hatte, die mysteriöse Schatulle. Sie war so schwer, daß Rolina sie kaum erheben konnte. Mit beiden Händen mußte sie dieselbe in ihr Zimmer tragen. Es war eine Schatulle von englischer Arbeit, mit Leder überzogen und mit Bronze ausgeschlagen, dabei so meisterlich verschlossen, daß nirgends ein Schloß oder ein Mechanismus zum Verschlusse zu sehen war. Das Ding war ganz reizend anzuschauen. Rolina stellte es in ihren Kasten. Am andern Tage bestellte sie eine hölzerne Hülle dafür; sie wollte diese Schatulle so schnell als möglich aus dem Hause haben. Dann fuhr sie mit dem versiegelten Paket zu Dr. Holländer, und erst als sie es bei diesem abgesetzt hatte, athmete sie freier auf.

Der Advocat lachte, als er das Kästchen gewahrte, das so unbeholfen von weiblicher Hand verschnürt und versiegelt worden war.

„Sie sind wol erschrocken, mein Fräulein," fragte er, „über das, was heute in den Zeitungen steht?"

„In den Zeitungen? Ich habe seit einigen Tagen nichts gelesen. Was steht in den Zeitungen?" fragte Rolina, welche stets nur die Theater- und Kunstnachrichten verfolgte.

„Ich glaubte, Sie wüßten schon von dem Vorfalle, der heute ganz Wien beschäftigt," erwiderte Dr. Holländer. „Es sind in der nämlichen Stunde zwei große und ungewöhnlich dreiste Diebstähle verübt worden; man könnte von Raub sprechen, wenn dabei nicht ebensoviel Raffinement als Gewalt in Anwendung gekommen wäre."

„Wo? Wie?" fragte neugierig Rolina.

„Bei dem Bankier N. am Graben ließ sich ein Gauner auf eine gefälschte Anweisung aus London 150,000 fl. auszahlen, und an demselben Tage wurde bei einem Juwelier am Ring auf eine unglaublich durchtriebene Weise ein kostbares Brillant-Halsband mit Smaragden, dessen Werth auf 30,000 fl. geschätzt wird, entwendet. Wahrscheinlich sind beide Diebstähle von der nämlichen Person ausgeführt. Die Polizei, der Telegraph, Alles ist in Bewegung. Man hat noch keine Spur."

„Bis jetzt habe ich nichts gehört," antwortete gelassen Rolina. „Wir leben so zurückgezogen; ich gehe häufig mit Pepi aus, die alte Dienstmagd ist nicht sehr wachsam . . ."

„Sie haben Recht," sagte Dr. Holländer. „Bei mir ist eine Wertheim'sche Casse, und es ist immer Jemand zu Hause."

„Ich bitte Sie," fügte Rolina hinzu, „es braucht Niemand darum zu wissen."

Der Doctor lächelte, indem er den Empfangschein schrieb.

„Seien Sie beruhigt, ein Advocat ist wie ein Beichtvater zum Geheimniß verpflichtet."

Rolina kehrte nach Hause zurück; es war ihr, als wäre sie von einer großen Last befreit.

Sie erwartete einen Brief des Amerikaners, der versprochen hatte, bald zu schreiben. Aber es vergingen etliche Wochen, ohne daß er von sich hören ließ. Endlich kam ein flüchtig geschriebenes Billet aus Paris, dann ein zweites aus London und darauf für längere Zeit nichts mehr.

Jene beiden Billette hatte Don Esteban Corcero Prolados mit einem angenommenen Namen unterzeichnet: Etienne de Mauriène! Wozu sollte das? Rolina konnte es nicht enträthseln, sie schob es auf Politik und Diplomatie, wovon sie nichts verstand.

Endlich traf ein längerer Brief aus Hamburg ein. In demselben theilte ihr Herr de Mauriène mit, daß er binnen Kurzem in Berlin einzutreffen gedenke. Vorher würde er dort durch einen Freund alles Nothwendige zum Empfange Rolina's in Vollzug setzen

lassen; sie solle sich zur Abreise bereit halten, da er sich lebhaft nach ihr sehne.

Diese Botschaft brachte das Mädchen in fieberhafte Bewegung. Das Warten hatte sie bereits gelangweilt, und ihre Einsamkeit war kaum dann und wenn durch einen Besuch des alten Grafen Bongi oder des geckenhaften und uninteressanten Barons St. Foix unterbrochen worden. Den jungen Prinzen hatte sie nur von weitem gesehen, er war ihr wie ein Schatten gefolgt, traurig und niedergeschlagen, aber er hatte es nicht gewagt, sich ihr zu nähern. Von Adam Morimer wußte sie nichts, sie war ihm nie begegnet.

Nun dachte sie nur noch an Berlin.

Die Wohnung wurde sofort gekündigt. Sie verkaufte die Möbel und packte die Koffer, sie konnte jeden Moment in den Waggon einsteigen. Binnen wenigen Tagen sollte in Berlin der Congreß zusammentreten.

Da kam auch der entscheidende Brief, den sie mit Ungeduld erwartete. Er enthielt die Mittheilung, daß auf den Namen des Fräuleins v. Maholic die Villa Agnes im Thiergarten gemiethet worden.

Der Amerikaner, dessen Briefe bisher kurz, unzusammenhängend, dunkel gewesen waren, schrieb jetzt lustig und aufgeräumt. Er machte ihr glühende Liebeserklärungen, die aber nicht besonders decent stylisirt waren, und Rolina mußte bei der Lectüre erröthen.

Frau Böhm war neugierig auf die fremde Hauptstadt, von der sie viel gehört hatte, Pepi freute sich kindisch auf die Reise. Es wurde hurtig gepackt, was noch zu packen war. Am Vorabende der Abreise fuhr Rolina zu Dr. Holländer, um ihr Pfand zurückzunehmen; am andern Tage wurden Koffer und Kisten, Taschen, Etuis, Necessaires und eine ganze Menge von Kleinigkeiten, welche man für unentbehrlich hielt, zur Bahn befördert. Rolina reiste in der ersten Wagenclasse. Ein koketter Blick ihrer schwarzen Augen genügte, den Stations-Chef zu bestimmen, daß er ihr ein besonderes Coupé anwies, in welchem sie alle Drei bequem und ohne Wagenwechsel bis nach Berlin zu kommen hofften.

Auf dem Perron stand, als sie einstiegen, in einiger Entfernung der junge Prinz Rudolph. Auch Adam Morimer war da, aber er hielt sich abseits, um nicht gesehen zu werden. Er konnte sich die Empfindung, die jetzt sein Herz erfüllte, nicht erklären. War es Liebe oder Haß? Er hätte vor Bangigkeit weinen mögen, dann wieder war es ihm, als müsse er sie tödten.

Sie zu vergessen war er nicht im Stande.

Ende des ersten Bandes.

K. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Kraszewski, Józef Ignacy,

Ohne Herz Roman in 2 Bänden. Von J. I. Kraszewski. Deutsch von Wilhelm Goldbaum

Bd.: 1

1884